







Geschichten,

charakteristische Züge und Sagen

der deutschen Volksstämme.

Zweiter Band.



Aus der

Zeit der Frankenherrschaft.

Nach den Quellen erzählt

von

Onno Klopp.

Nach dem Tode des Verfassers durchgesehene

zweite Auflage.



Freiburg i. B.
Friedrich Ernst Fehsenfeld
1907.

Franken.

1. Sagen vom Ursprung der Franken.

Bei den Franken war eine alte Sage, daß ihre Stammväter aus Troja gekommen wären, und diese erzählten sie also: Zu der Zeit, als nach der Eroberung Trojas durch die Griechen Äneas nach Italien gekommen ist, haben sich auch einige Trojaner nordwärts gewandt und sind lange flüchtig um den mäotischen See umhergeirrt. Dort ließen sie sich endlich nieder und breiteten ihre Macht weiter westlich bis nach Pannonien aus. Sie erbauten auch eine Stadt, die sie Sicambria nannten und wuchsen nach vielen Jahren zu einem starken Volke heran, das sich selbst Sicambern nannte. Sie vertrieben damals die Alanen und wurden dafür vom Kaiser Valentinian mit dem Namen der Franken beehrt und auf zehn Jahre von allem Tribut befreit. Als die zehn Jahre um waren, schickte Valentinian zu ihnen hin und ließ wieder den Tribut einfordern; aber da weigerten sich die Franken und töteten die Abgeordneten Valentinians. Damals standen zwei Anführer an ihrer Spitze, welche mit den alten, von einem Geschlecht zum andern übererbten Ehrennamen Priamus und Antenor genannt wurden.

Der römische Kaiser schickte darauf ein Heer gegen sie und es entspann sich ein hitziger Kampf, in welchem viele von beiden Seiten erschlagen wurden. Die Übermacht der Römer war aber zu groß, und deshalb mußten die Franken zuletzt fliehen und ihren König Priamus tot auf dem Schlachtfelde zurücklassen. Sie zogen weiter westlich und kamen nun zu den deutschen Völkerstämmen, welche alle die Römer bitterlich haßten. Da wohnten sie in Thüringen unter den Königen Markomedes, dem Sohne des Priamus, und Sunno, dem Sohne Antenors. Als Sunno gestorben war, hielten die Franken einen Rat, daß sie nur einen König haben wollten, wie alle andern Völker, und auf Anraten des Markomedes wählten sie Pharamund zum Könige.

Nach Pharamund bekam sein Sohn Klodius die Herrschaft. Damals wohnten vom Rheine bis zur Loire die Römer, von der Loire an südwärts aber die Westgoten, und die Burgunden herrschten an der Rhone. Klodius aber überschritt mit seinen Franken den Rhein, griff die Römer an, welche durch ihre Beamten damals Gallien beherrschten, und schlug sie und verscheuchte sie in den Karbonarischen Wald (Ardennen) und rächte so die Unbill, die einst die Römer seinem Volke zugefügt hatten. So drangen die Franken immer weiter und unterwarfen sich zuletzt einen großen Teil der Länder an beiden Seiten des Rheines. Als Klodius starb, wurde sein Sohn Meroveus König und von diesem führte das Königsgeschlecht der Franken den Namen der Merovinger.

2. Der Charakter der Franken.

Die Franken teilten sich in zwei Hauptstämme, die salischen und die ripuarischen oder Uferfranken; aber woher diese Namen rühren, ist noch nicht mit völliger Gewißheit ausgemacht. Ufer bedeutet hier ein Flußufer; aber welchen Fluß soll man wählen, da die Franken von Osten nach Westen

vordrangen und es ebensowohl der Rhein sein kann, als auch irgend ein anderer Fluß, an dessen Ufern die Franken eine Zeitlang wohnten. Von den salischen Franken ist uns das älteste Gesetzbuch eines deutschen Volkes erhalten, wenn auch nicht in deutscher Sprache, und dies Gesetzbuch soll verfaßt sein von Wisogast, Bodogast, Jalogast und Wiedogast, die also genannt wurden, ein jeder nach dem Gau, in welchem er wohnte. Die erste Abfassung dieses Gesetzbuches ist schon zwischen 420 und 430 nach Ch. G. geschehen, wie die Sage erzählt, zur Zeit des Königs Pharamund.

Der Eingang dieses Gesetzbuches lautet: „Das vortreffliche Volk der Franken, das Gott selbst zum Urheber hat, tapfer unter den Waffen, daheim durch feste Bündnisse des Friedens gesichert, voll tiefer Weisheit im Rate, an Leib edel und gesund, kühn, schnell, ausgezeichnet durch Gestalt und Redlichkeit usw." So sprachen die Franken von sich selbst; aber ihre Zeitgenossen machten ihnen häufig den Vorwurf, daß sie gewohnt wären, mit lachendem Munde Eid und Treue zu brechen, und wiederholt versichern es uns die Geschichtschreiber jener Zeit der Wanderungen, daß man einem Franken nicht trauen dürfe, und die Oströmer gaben immer den Rat, man müsse sich hüten, einen Franken zum Nachbar zu bekommen.

Im sechsten Jahrhundert erzählt der Bischof Gregor von einem fränkischen Herzoge folgendes: „Er war sonst ein guter Mann, nur war er zu leicht zum Wortbruch geneigt; denn er beschwur seinen Freunden nichts, was er nicht sofort wieder gebrochen hätte."

Überhaupt sind die einzelnen Geschichten der Franken, die wir jetzt erzählen wollen, nicht geeignet, diesen Vorwurf von ihnen zu nehmen. Die meisten dieser fränkischen Geschichten und Sagen sind dem Werke eines fränkischen Bischofs, namens Gregor von Tours, entnommen, welcher gegen das

Ende des sechsten Jahrhunderts gelebt hat. Von mehreren dieser Begebenheiten ist er Augenzeuge gewesen, die andern früheren erzählt er, wie er sie selbst empfing, nach Sagen oder mündlichen Berichten.

3. Wohnsitz der Franken und ihre Wanderung im fünften Jahrhundert.

Die Franken wohnten ursprünglich nur ostwärts vom Rheine und, wie einige erzählen, in der Mitte Germaniens bis nach Pannonien hin; dann aber setzten sie auch über den Rhein und wählten hier je nach den einzelnen Gauen langgelockte Könige*) (criniti, comati) über sich aus den Geschlechtern der Adalinge. Da warfen sie sich auf die Römer und zerstörten die blühenden Städte des römischen Reiches Mainz, Köln und Trier. Diese letzte Stadt war die Hauptstadt Galliens und bewahrt noch bis auf den heutigen Tag herrliche Überreste römischer Baukunst. Dreimal wüteten die Franken in ihr mit Mord und Brand, also daß die Leichen auf allen Straßen umherlagen und die Stadt einem großen Schutthaufen ähnlich sah; aber als die Leichen noch unbegraben dalagen und die Pest unter den Überlebenden wütete, weil, wie der alte Geschichtschreiber sagt, der Tod den Tod aushauchte, verlangten die römischen Bürger Triers noch immer nach Spielen im Zirkus. Doch die Eroberungen der Franken gewannen Bestand und das Land, das in unserer Zeit Belgien heißt, wurde von ihnen in Besitz genommen. Südlich von ihnen war bis zur Loire noch ein Überrest des alten römischen Reiches, im Süden grenzte an die Loire das Reich der Westgoten und weiter nach Südosten wohnte um die Rhone der deutsche Stamm der Burgunden. Diese waren in

*) Die Franken schnitten ihre Haare am Hinterkopfe ab und kämmten sie vorn über die Stirn; nur die aus königlichem Stamm ließen ihr Haar lang über Nacken und Schultern niederwallen.

der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts auch schon Christen, wie die Westgoten; aber die Franken verehrten noch ihre alten Götter der Wälder und Gewässer und allerlei Tiere und brachten ihnen Opfer.

4. Childerich, König der Franken.

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts war Childerich König der Franken. Er war ein üppiger, schwelgerischer Mensch und gereichte deshalb den Franken zum großen Ärgernis, weil diese zwar roh, aber doch in alter deutscher Zucht lebten. Darum wollten sie ihn töten; aber er entfloh. Er ließ einen ihm sehr getreuen Mann zurück, der ihm versprach, die Gemüter der erzürnten Franken wieder zu besänftigen und ihn zurückzurufen, wenn es Zeit wäre. Als sie sich trennten, zerbrachen sie eine Goldmünze in zwei Teile, von denen jeder von ihnen einen mit sich nahm. Der Freund Childerichs sagte zu ihm: „Wenn ich dir meine Hälfte schicke und du die Stücke zusammenfügst und erkennst, daß es wirklich meine Hälfte ist, so kannst du getrosten Mutes ins Vaterland zurückkehren.“ Childerich ging nach Thüringen und lebte dort verborgen bei dem Könige Bisinus, während die Franken den Römer Ägidius zum Könige nahmen. Als dieses acht Jahre gedauert hatte, sandte der Freund Childerichs seine Boten mit der Hälfte der Goldmünze nach Thüringen; denn die Gemüter der Franken hatten sich unterdessen beruhigt, und viele aus dem Volke wünschten ihren alten König aus ihrem eigenen Stamme wieder zurück. Childerich zögerte nicht in sein Vaterland heimzukehren und ward wiederum als König anerkannt. Mit ihm kam auch Basina, die bisherige Königin der Thüringer, welche den Childerich liebgewonnen und deshalb ihren Gemahl verlassen hatte. Denn sie sprach: „Wenn ich einen weiseren, stärkeren oder schöneren Mann wüßte als Childerich, so würde ich ihm auch den Vor-

zug vor Childerich geben." Childerich nahm sie zu seiner Frau, und der Sohn beider war Chlodwig.

5. Chlodwigs Kampf gegen Syagrius und der Kirchenkrug von Soissons.

Als Childerich gestorben war, folgte ihm sein Sohn Chlodwig in der Herrschaft und sann gleich darauf, wie er sein Reich ausbreitete. Es war nach dem Sturze des römischen Reiches in Italien durch Odoaker noch eine römische Herrschaft in Gallien übrig geblieben unter Syagrius, der sich zum Könige aufwarf. Chlodwig schickte ihm seine Herausforderung zu und überließ es ihm, Ort und Zeit des Kampfplatzes beider Heere zu bestimmen. Syagrius nahm den Fehdebrief an. Dann fielen Chlodwig und sein Vetter Ragnachar über ihn her und besiegten ihn (486). Syagrius entfloh nach Toulouse zu den Westgoten; aber Alarich, der damals dort König war, fürchtete den Krieg mit Chlodwig und lieferte auf die Aufforderung der Franken den Syagrius gebunden aus. Chlodwig ließ den Gefangenen in einen Kerker setzen und bald darauf heimlich erwürgen.

Der König Chlodwig aber haßte die Christen, weil er dem alten Heidentume treu bleiben wollte, und zerstörte deshalb viele Kirchen. Einstmals hatten seine Franken aus einer Kirche unter anderen kostbaren Gegenständen einen Krug von wunderbarer Größe und Schönheit geraubt. Der Bischof dieser Kirche sandte darauf einen Boten an den König und ließ ihn bitten, daß, wenn er auch alles andere behielte, seiner Kirche nur der Krug zurückgegeben werden möchte. Der König aber erwiderte dem Boten: „Folg uns nach Soissons; denn dort soll die ganze Beute verteilt werden. Wenn mir das Los den Krug zuspricht, so soll er deinem Bischof wieder zugestellt werden." Als nun in Soissons alle Beute auf einen Haufen zusammengebracht war, sprach

der König: „Ich bitte euch, meine tapferen Kämpfer, daß ihr mir außer dem mir zukommenden Anteile auch jenen Krug da abtretet.“ Darauf erwiderten einige: „Ruhmvoller König, was du erblickst, ist dein. Nimm dir heraus, was du willst; denn es ist vergeblich, sich deiner Macht zu widersetzen.“ Als diese so sprachen, erhob aber ein anderer Franke seine Stimme und sprach: „Du sollst nichts bekommen, als was dir das Los als deinen rechtmäßigen Anteil zuspricht.“ Und zugleich schlug er mit der Streitaxt an den Krug. Alle erstaunten; aber der König verbarg seinen Zorn über die Beleidigung und übergab den Boten des Bischofs den Krug.

Ein Jahr darauf berief Chlodwig zur gewöhnlichen Zeit der großen Volksversammlung im Monat März sein Volk zu einer Heerschau, um ihre Waffen zu prüfen. Als er die Reihen durchschritt, kam er auch zu dem, welcher an den Krug geschlagen hatte, und sprach zu ihm: „Keiner hat so ungeschickte Waffen hergebracht, wie du; denn weder dein Speer, noch dein Schwert, noch deine Streitaxt sind etwas nütze.“ Mit diesen Worten warf er die Streitaxt jenes Mannes auf die Erde. Dieser bückte sich, um sie wieder aufzuheben, im selben Augenblicke aber erhob der König seine Streitaxt und schlug ihn in den Kopf, indem er sprach: „So hast du es in Soissons mit dem Kruge gemacht.“ Der Mann war tot, da entließ der König die andern. Alle aber fürchteten sich vor der Gewalttätigkeit des Königs.

6. Chlodwigs Bekehrung zum Christentume.

Nach einigen Jahren seiner Herrschaft schickte Chlodwig Abgesandte nach Burgund, bei dem Könige Gundobald um seine Schwester Chlotilde zu werben, welche man ihm als eine sehr schöne und kluge Jungfrau geschildert hatte. Gundobald, der arge Frevel gegen seine Geschwister verübt hatte, wagte nicht sich mit dem Frankenkönige zu verfeinden und

schickte seine Schwester hin. Chlotilde aber bat ihren Gemahl inständigst, daß er sich taufen lassen möchte. Chlodwig wollte nicht; aber er gestattete, daß sein Sohn getauft würde. Der Sohn aber starb gleich nach der Taufe; da sprach Chlodwig erzürnt: „Wenn der Knabe den Göttern meines Volkes geweiht worden wäre, so wäre er nicht gestorben.“ Aber Chlotilde tröstete ihn, und er gab zu, daß auch der zweite Sohn getauft wurde. Auch dieser ward krank, aber er blieb doch am Leben.

Dennoch konnte die Königin nicht von Chlodwig erlangen, daß auch er sich taufen ließ, bis einmal ein Krieg mit den Alemannen ausbrach. Als ein heftiges Treffen geliefert wurde, fingen die Franken an zu weichen, und es war schon vorauszusehen, daß das ganze Heer der Franken vernichtet würde. Als Chlodwig das sah, erhob er weinend die Hände zum Himmel und sprach: „Jesus Christus, den Chlotilde den Sohn des lebendigen Gottes nennt, der du den Unglücklichen helfen und denen, die auf dich vertrauen, den Sieg gewähren sollst, ich flehe dich an um deine Hilfe: wenn du mir den Sieg gewährst und wenn ich die Macht erfahre, welche Chlotilde und die andern Christen von dir aussagen, so will auch ich an dich glauben und mich auf deinen Namen taufen lassen. Denn ich habe meine Götter angerufen; aber ich erfahre, daß ihre Hilfe fern ist von mir; darum glaube ich, das sie keine Macht haben, da sie denen nicht helfen, welche sie anrufen. Dich rufe ich jetzt an und will auf dich vertrauen, damit ich gerettet werde vor meinen Feinden.“ Als er das sprach, wandten sich die Alemannen zur Flucht. Ihr König fiel, da traten einige zu Chlodwig und sprachen: „Laß des Mordens jetzt genug sein, wir wollen dir gehorchen.“ Da gebot Chlodwig dem Kampfe Einhalt zu tun, er sammelte sein Volk und nachdem auch der Ostgotenkönig Theoderich zum Schutze der Besiegten seine Boten

mit Bitten und Warnungen geschickt hatte, kehrte Chlodwig heim, um der Königin zu erzählen, daß er durch die Anrufung des Christengottes den Sieg erhalten habe.

Die Königin ließ sofort den Bischof Remigius kommen, der den König im Christentume unterrichten sollte. Als nun der Bischof Remigius dem Könige von Christi Leiden und Tod erzählte, ward er zornig und rief: „Wenn ich an der Spitze meiner Franken dagewesen wäre, so hätte ich alsbald seine Schmach gerächt." Da forderte ihn Remigius auf, daß er nun mit seinem ganzen Volke sich zur Lehre Christi bekennen sollte. Aber der König antwortete: „Ich werde gern deine Lehren hören, heiliger Vater, aber mein Volk wird seine heimatlichen Götter nicht verlassen wollen. Jedoch will ich gehen und deinem Rate gemäß mit ihnen reden." Als der König zu dem Volke sprach, antworteten viele: „Wir lassen ab von unsern vergänglichen Göttern und wollen dem unsterblichen Gotte folgen, den Remigius predigt." Alsbald ward dann das Taufbad bereitet und die Kirche reich geschmückt. Chlodwig schritt zuerst in das Bad und der Bischof Remigius segnete ihn ein mit den Worten: „Beuge dein Haupt, wilder Sicamber, bete an, was du früher mit Brand verheertest und verheere, was du früher anbetetest." Auch die Schwester Chlodwigs, Albofleda, ward getauft und außer diesen beiden viele Franken. So war Chlodwig der erste katholische König eines deutschen Volksstammes, denn die andern Könige waren alle Arianer. Einige Jahrhunderte später entstand die Sage, daß zur Taufe Chlodwigs eine Taube vom Himmel eine Flasche mit heiligem Öl gebracht habe, mit welchem die Könige von Frankreich gesalbt wurden. Das Öl blieb durch alle Jahrhunderte, bis zu Ende des bourbonischen Königsgeschlechtes.

Jenes Treffen ward geschlagen im Jahre 496 bei Tolbiacum, das jetzt Zülpich heißt und ungefähr sechs Stunden

weit von Bonn entfernt ist. Die Alemannen wurden durch dieses Treffen teils dem Frankenkönige unterworfen, teils baten sie den Ostgotenkönig Theoderich um Schutz, der sich für sie bei Chlodwig verwandte und einen großen Teil derselben dem mächtigen Ostgotenreiche hinzufügte. Diese Alemannen trat später der gotische König Vitiges an die Franken ab, als er sich diese zu Freunden machen wollte, um nicht gegen sie und Belisar zugleich kämpfen zu müssen.

Chlodwig war nun ein Christ. Wie er aber die Lehren des Christentums befolgte, sollen uns die folgenden Geschichten zeigen. Bevor wir aber von Chlodwig weiter erzählen, wie er mit den burgundischen Königen Krieg führte, müssen wir zuvor einiges über den deutschen Stamm der Burgunden erzählen.

7. Chlodwig und Chararich.

Als Chlodwig mit Syagrius kämpfte, war auch der König Chararich mit ihm ausgezogen; aber er hatte die Entscheidung abgewartet, um sich mit dem zu verbünden, welcher den Sieg davontragen würde. Darum grollte ihm der König Chlodwig und wartete auf die Gelegenheit sich an Chararich zu rächen. Als diese sich darbot, nahm er ihn mit List gefangen und ließ dann ihm und seinem Sohne die Haare abschneiden und steckte sie ins Kloster. Als Chararich über diese Demütigung weinte und klagte, tröstete ihn sein Sohn und sprach: „Dies Laub ist vom grünen Holze geschnitten; aber darum ist es nicht dürr geworden; sondern es wird wieder sprossen und grünen. Möchte doch der schnell zu Grunde gehen, der uns dies zugefügt hat!“ Dies Wort wurde dem Könige Chlodwig hinterbracht und hallte in seinen Ohren wieder, und damit er dem zuvorkäme, daß ihre Haare wieder lang würden, ließ er sie beide töten. Alsdann vereinte er ihr Reich mit dem seinigen.

8. Chlodwigs Treulosigkeit gegen Siegbert und dessen Sohn.

Als Chlodwig schon Paris zu seiner Hauptstadt gemacht hatte, schickte er von dort aus Boten an Chloderich, den Sohn des Frankenkönigs Siegbert von Köln und ließ ihm sagen: „Dein Vater Siegbert ist alt und schwach und hinkt mit einem Fuße. Wenn er tot wäre, so würde dir mit Recht sein Reich zukommen und meine Freundschaft dich darin schützen.“ Die Worte Chlodwigs erweckten in dem jungen Manne die Begierde und er stellte seinem Vater nach dem Leben. Eines Tages ging der Vater über den Rhein, um sich am andern Ufer im Walde zu ergehen. Als er da des Mittags in seinem Zelte schlief, sandte sein Sohn Mörder über ihn, welche ihn töteten. Dann schickte der Sohn Boten an Chlodwig und ließ ihm sagen: „Mein Vater ist tot und seine Schätze und sein Reich sind jetzt mein. Darum schicke du einige von deinen Leuten her, und ich werde ihnen geben, was du von dem Reichtume meines Vaters zu haben wünschest.“ Chlodwig antwortete: „Ich danke dir und bitte dich, daß du meinen Abgeordneten deinen Reichtum zeigst und ihnen gibst, was du mir versprochen hast.“

Als die Gesandten kamen, ward ihnen alles gezeigt. Der König führte sie zu einer Kiste und sprach: „In diese Kiste pflegte mein Vater die Goldmünzen hineinzulegen.“ Da antworteten jene: „Stecke deine Hand hinein und hole vom Boden herauf, was du dort findest.“ Der König bückte sich tief vorn über, da erhob einer von ihnen seine Streitaxt und schlug sie ihm ins Haupt, daß er tot niederfiel. Als Chlodwig das vernahm, eilte er nach Köln, berief das Volk zusammen und sprach zu ihnen: „Höret was geschehen ist. Während ich auf der Schelde schiffte, verleumdete Chloderich, der Sohn meines Vetters Siegbert, mich bei seinem Vater und sagte ihm, daß ich ihn töten wollte. Und nun,

da sein Vater einsam im Walde schlief, hat er selbst die Mörder gegen ihn gesandt und ihn getötet. Er selbst ist dafür, als er seine Schätze besah, von einem mir unbekannten Manne erschlagen worden. Aber ich bin ganz unschuldig daran. Ich kann ja nicht das Blut meiner Verwandten vergießen; denn das wäre gottlos. Weil dies aber so gekommen ist, biete ich euch meinen Rat an; wenn er euch annehmlich erscheint, so wendet euch zu mir und begebt euch in meinen Schutz." Als die Kölner das vernahmen, klatschten sie mit den Händen und riefen Beifall, hoben Chlodwig auf den Schild und begrüßten ihn als König. So erwarb Chlodwig auch dieses Frankenreich mit der Hauptstadt Köln.

9. Die Bewaffnung der Franken.

Da wir hier die Kriegstaten Chlodwigs und seiner Franken erzählen, so ist es passend hinzuzusetzen, was uns ein byzantinischer Schriftsteller im Ende des sechsten Jahrhunderts über ihre Bewaffnung erzählt.

Die Bewaffnung der Franken bedarf zu ihrer Verfertigung nicht vieler künstlicher Werkzeuge, sondern ist leicht zu beschaffen, und der Krieger selbst ist imstande sie auszubessern, wenn sie schadhaft geworden ist. Panzer und Beinschienen kennen sie gar nicht, die meisten sind unbedeckten Hauptes; wenige kämpfen mit einem Helme auf dem Kopfe. Die Brust und der Rücken sind nackt, um den Leib wickeln sie Binden, welche bis zum Schienbein abwärts gehen, einige von Leinen, andere von Tierfellen. Der Pferde bedienen sie sich selten, nur sehr wenige besitzen solche; der alten Sitte der Väter und ihrer eigenen Erziehung gemäß kämpfen sie zu Fuße. Von der Hüfte herab hängt ihnen das Schwert, an derselben Seite auch der Schild; Bogen, Schleuder oder andere Wurfgeschosse haben sie nicht, dagegen zweischneidige Streitäxte, die sie

Franziska nennen, und kleine Speere. Diese sind so eingerichtet, daß man sie werfen und zugleich im dichtesten Handgemenge gebrauchen kann. Sie sind fast ganz mit Eisen beschlagen, so daß von einem Schafte kaum etwas zu sehen ist. Man steckt sie während der Ruhe in die Erde. An der Schneide des Spießes sind zu beiden Seiten Widerhaken angebracht, welche sich wie Angelhaken umbiegen. Der Franke wirft seinen Speer nicht leichtsinnig; trifft der Speer aber, so geht er durch, und der Verwundete strebt vergebens sich wieder davon zu befreien. Denn die Haken sitzen fest im Fleische und erregen solche Pein, daß, wenn auch die Wunde an sich nicht tödlich ist, der heftige Schmerz sie tödlich macht. Trifft aber der Spieß den Schild, so haftet er in diesem und muß mit ihm am Boden herumgeschleppt werden; denn die Widerhaken halten den Spieß in dem Schilde fest, und man kann ihn ebenso wenig mit dem Schwerte abschneiden, weil man wegen des Eisenbeschlages nicht an das Holz kommen kann. Sobald der Franke dies bemerkt, faßt er das Ende des Speeres und zieht hin und her, bis der Feind, der den schweren Schild trägt, müde wird und nachgebend den Schild fallen läßt, so daß Kopf und Brust dem Schlage preisgegeben sind. So tötet der Franke dann seinen Feind mit leichter Mühe, indem er ihm die Streitaxt in den Kopf schlägt oder mit einem andern Speere ihm die Kehle durchbohrt.

10. Beschreibung eines Aufzuges eines fränkischen Großen an seinem Hochzeitstage gegen das Ende des fünften Jahrhunderts.

Ein fränkischer Großer, namens Sigismer, wollte eine westgotische Prinzessin heiraten. Den Hochzeitsaufzug desselben sah ein Römer mit an und macht in einem Briefe an einen Freund darüber folgende Beschreibung.

Da du so gern Waffen und Waffenbekleidung betrachtest, so wäre es dir eine Freude gewesen, wenn du den königlichen

Jüngling Sigismer nach der Sitte seines Volkes als Bräutigam angetan nach der Wohnung seines Schwiegervaters hättest einherschreiten sehen. Sein Pferd war mit glänzendem Brustschmuck geziert, ja es gingen ihm Pferde voraus und folgten andere, die alle von Edelsteinen erglänzten; aber er saß nicht auf seinem Pferde, sondern es ward für anständiger gehalten, daß er mitten unter seinen Begleitern zu Fuße einherschritt, angetan mit flammendem Purpur, mit rötlich glänzendem Goldschmuck und weißer Seide, während sein Haar, seine Gesichtsfarbe und sonstiges Aussehen diesem Schmucke entsprachen. Der Anblick seiner Genossen aber war auch im Frieden furchtbar; ihr Fuß bis an die Knöchel war von einem rauhen Stiefel umhüllt, die Schienbeine, die Kniee und die Schenkel über ihnen waren unbedeckt. Außerdem umgab sie ein eng anschließendes Gewand von verschiedenen Farben, welches aber nicht bis an die Kniekehlen niederreichte. Die Ärmel umhüllten nur den oberen Teil des Armes, der grünlich schimmernde Mantel stach ab von den gebräunten Gliedern. Die Schwerter hingen an Bändern von der Schulter nieder und schlossen dicht an die mit Pelzen umhüllten Weichen an. Dieselbe Kleidung, die ihnen zum Schmucke dient, hilft auch zur Wehr. In der rechten Hand trugen sie Lanzen mit Widerhaken versehen, und Streitäxte, die auch zum Werfen geeignet sind; in der linken dagegen einen Schild, dessen Rand schneeweiß, dessen Buckel aber gelb ist. Dieser Schild beweist sowohl den Reichtum seines Besitzers, als die Kunst seines Verfertigers. Überhaupt war alles so beschaffen, daß das Ganze nicht bloß ein Hochzeitszug, sondern zugleich ein Kriegszug zu sein schien.

11. Vom Ursprung der Burgunden und ihrer Bekehrung zum Christentume.

Die Burgunden haben zuerst an den Küsten der Ostsee um die Mündungen der Weichsel herum gewohnt, und ein

Überbleibsel ihres Stammes ist dort noch in der Insel Bornholm d. i. Burgundaholm zu finden. Aber von da aus wanderten sie südwestlich und bekamen Streit mit den Alemannen über die Salzquellen an der Saale. Immer weiter drangen sie bis an den Rhein und kamen im Anfang des fünften Jahrhunderts an die Grenze des römischen Reichs. Es war ein großes Heer lang und stark gewachsener Männer, von ihrem Könige Gonthahar geführt, und die erschlafften Untertanen des römischen Reiches sahen ein, daß ein Kampf mit ihnen nicht zu beginnen sei. Darum wollten die Römer auf einem andern Wege sie besänftigen. Ein Bischof ging dem ankommenden Volke entgegen und predigte ihnen: Die Gallier und die Römer seien Kinder eines einigen Gottes, der seinen Sohn Jesum Christum gesandt und von den Toten auferweckt habe. Jesus Christus habe sich zwölf Männer zu Aposteln gewählt, und als nur noch diese und keine andern Menschen an ihn geglaubt hätten, habe er ihnen vorausgesagt, daß an ihn alle Völker der Erde dereinst noch glauben würden. So sei es denn auch gekommen, das ganze römische Reich glaube an ihn und seine Lehre, darum sollte denn auch das Volk der Burgunden im Namen Jesu zu dem Vater aller Menschen beten. Sieben Tage lang redete der Bischof zu den Burgunden, da entsagte Gonthahar und sein Volk dem Wodan und allen ihren bisherigen Göttern, deren heilige Haine sie auf ihren Wanderzügen fast schon vergessen hatten, und sie ließen sich taufen auf die Lehre Christi. Dadurch schlossen sie auch Freundschaft mit ihren neuen Glaubensgenossen und erhielten das Land an dem mittleren Rheine und versprachen, dafür eine Schutzmauer zu sein gegen den Andrang der andern Völkerschaften. Aber bald wurden ihre Wohnsitze ihnen zu enge und sie verlangten größere Ausbreitung ihres Landes. Diese gewährte ihnen Aëtius, der römische Feldherr, und sie zogen die Rhone weiter abwärts, und fortan floß dieser Strom

mitten durch das Reich der Burgunden. Nicht lange hernach aber kam der unzählige Völkerschwarm der Hunnen mit allen Völkern, die der gewaltigen Gottesgeißel Attila untertan waren und verheerten auch das burgundische Reich, bis sie auf den katalaunischen Feldern im Jahre 451 überwunden wurden. Ob die Burgunden an dieser mörderischen Völkerschlacht teilgenommen haben, wissen wir nicht; denn unsere Geschichten und Sagen erzählen uns davon nichts, aber Gonthahar soll mit zwanzigtausend Mann von den Hunnen erschlagen worden sein.

Außerdem aber berichtet uns die herrlichste und erhabenste Sage der deutschen Nation von dem Untergange der Burgunden am Hofe Attilas um der Rachsucht willen der tief gekränkten burgundischen Königstochter Kriemhild. Alle Versuche, in dieser Sage das Geschichtliche von der Dichtung zu scheiden, sind bis jetzt vergeblich gewesen und werden es wohl immer bleiben; denn die ganze Schilderung des erschütternden Unterganges ist eine so in sich eine und ganze, daß man aus ihr nichts hinwegnehmen kann. Und doch wissen wir, wenn ich nur eins anführen will, daß Dietrich von Berne, der im Nibelungenliede mit Meister Hildebrand zuletzt Gunther und Hagen besiegt, am Todestage des Hunnenkönigs Attila noch nicht geboren war. Wir müssen uns begnügen, wenn wir das anders ein Begnügen nennen dürfen, daß dieses Lied die gewaltigste und erhabenste aller Schöpfungen ist, welche die dichterische Kraft der deutschen Nation hervorgebracht hat, und dürfen dabei nicht ängstlich fragen, ob es Wert hat für die Erforschung der Geschichte. Allerdings hat es einen solchen Wert, nicht so sehr wegen der Begebenheiten, die es erzählt, als wegen der Schilderung der Sitten und der ganzen Lebensweise des Mittelalters.

12. Gundobald und Godegisel von Burgund.

Das Reich der burgundischen Könige und Brüder Gundobald und Godegisel lag um die Rhone herum bis nach Mar-

seille. Sie konnten sich aber untereinander nicht vertragen, und als Godegisel von den Siegen des Frankenkönigs Chlodwig hörte, schickte er heimlich Boten an ihn und ließ ihm sagen: „Wenn du mir gegen meinen Bruder Gundobald beistehen willst, daß ich ihn töten oder aus dem Reiche verjagen kann, so will ich dir solchen Lohn geben, wie du nur fordern kannst.“ Das hörte Chlodwig gern und versprach ihm zu helfen, wie und wo er nur könnte. Zur festgesetzten Zeit führte er ein Heer gegen Gundobald heran. Als dieser es vernahm und noch nichts von der List seines Bruders wußte, ließ er ihm sagen: „Komm herbei mir zur Hilfe, denn die Franken ziehen gegen uns heran und nur mit vereinten Kräften können wir uns ihrer erwehren.“ Godegisel antwortete: „Ja ich will kommen und dir Hilfe bringen.“ So rückten drei Heere einander näher; aber als sie einander nahe waren, stieß Godegisel zu dem Heere Chlodwigs und beide vereint schlugen Gundobald. Zu spät erkannte dieser die List seines Bruders und rettete sich durch die Flucht nach Avenio (Avignon). Godegisel aber zog mit Chlodwig einher und kam triumphierend nach Vienna (Vienne), gleich als hätte er nun für immer gesiegt. Chlodwig dagegen verfolgte den Gundobald, um ihn zu töten, und dieser wußte nicht mehr, wohin er sich retten sollte.

Er hatte aber einen Mann unter seinen Getreuen, namens Aredius, den er zu sich rufen ließ, um ihm seine Not zu klagen. „Von allen Seiten bin ich in Bedrängnis,“ sprach er, „und die Feinde rücken näher und näher auf uns heran, um uns zu töten und das ganze Land zu verheeren.“ Aredius antwortete: „Du mußt die Wildheit dieses Mannes zu besänftigen suchen, damit du nicht umkommst. Wenn du zustimmst, so will ich mich stellen, als flöhe ich von dir und ginge zu ihm über, und wenn ich nur zu ihm gelange, so will ich es schon so einrichten, daß er weder dich noch unser

Land verderben soll. Tue nur, was er dir auf meinen Rat zu tun heißt, bis deine gute Sache sich wieder günstig wendet." Gundobald versprach ihm nach seinem Rate zu tun. Alsdann machte sich Aredius auf den Weg zu Chlodwig, und dort glücklich angekommen, sprach er: „Mächtiger König, ich komme zu dir, weil ich den elenden Gundobald verlassen habe. Wenn du mich aufnehmen willst, so sollst du mich als einen treuen Diener erfinden." Chlodwig nahm ihn sofort auf und behielt ihn bei sich; denn Aredius wußte viele Geschichten zu erzählen und gab gute Ratschläge, er war gerecht, wenn Gericht gehalten wurde, und treu in dem, was ihm der König anvertraute.

Als nun endlich Chlodwig mit seinem ganzen Heere die Mauern der Stadt umlagert hielt, sprach Aredius zu ihm: „Wenn ich dir meinen Rat erteilen darf, König der Franken, so glaube ich dir wohl nützlich sein zu können. Warum weilst du hier mit deinem tapferen Heere, wo dein Feind einen so festen und sichern Platz inne hat? Du verwüstest die Felder, machst die Wiesen trocken, vernichtest die Weinberge, haust die Ölbäume nieder und doch kannst du ihm nicht beikommen. Darum rate ich dir, sende Abgeordnete an ihn und fordere von ihm ein jährlichen Tribut. Wenn du dann das Land nicht ferner verheerst, so ziehst du einen großen Teil des jährlichen Ertrags. Will der Burgundenkönig dem sich nicht fügen, so kannst du ja noch immer tun, was dir gut dünkt." Der Rat leuchtete dem König ein, und er schickte Boten an Gundobald. Dieser versprach den Tribut und bezahlte ihn auch sogleich und beschwur, daß er ihn auch fernerhin treulich leisten wolle. Chlodwig aber zog wieder heim ins Frankenland.

Bald erstarkte Gundobalds Macht wieder, so daß er kaum noch daran dachte, dem König Chlodwig Tribut zu zahlen. Er zog ein Heer zusammen und rückte gegen seinen

Bruder Godegisel, um sich an ihm zu rächen. Godegisel wurde geschlagen und in der Stadt Vienna eingeschlossen, wo die Lebensmittel für sein Heer nicht lange ausreichen konnten. Als schon ein großer Teil der Einwohner Hunger leiden mußte, ließ Godegisel alle nicht waffenfähigen Männer aus der Stadt treiben. Unter diesen war auch der Baumeister, welcher die Aufsicht über die Wasserleitung hatte, und dieser ging erzürnt zum Gundobald und zeigte ihm, wie er in die Stadt kommen könnte. Er führte nämlich durch die Wasserleitung eine Anzahl Männer, welche mit eisernen Hebeln versehen waren, um an der Öffnung der Wasserleitung die gewaltigen Steine hinweg zu heben. Auf diesem Wege gelangte eine Schar in die Stadt und griff die Feinde, die nichts Böses ahnend von den Mauern herab kämpften, im Rücken an. Als der Klang der Hörner aus der Stadt erscholl, stürmten auch die Belagerer von außen mit frischen Kräften und durch ein Tor, das ihnen ihre Freunde von innen öffneten, gelangten sie in das Innere der Stadt. Da war aller Widerstand vergebens. Godegisel floh mit einigen in eine Kirche, ward aber am Altare getötet. So vereinigte Gundobald wieder das ganze Burgundenreich. Aber er war im Unglück klüger geworden, und damit nicht immer neue Feindschaft entstünde zwischen den Burgunden und denjenigen Bewohnern seines Reiches, die früher Römer gewesen waren, gab er mildere Gesetze.

Damals waren die Burgunden noch der arianischen Lehre zugetan. Den katholischen Bischöfen im burgundischen Reiche aber lag es am Herzen, den König Gundobald und die Burgunden zur Lehre der Katholiken zu bekehren. Deshalb hielten sie einmal im Jahre 501 mit den arianischen Bischöfen eine große Besprechung, in welcher der berühmte Bischof Aritus von Vienne die Arianer mit Erfolg bestritten haben soll. Als die Besprechung geendigt war, forderte

Aritus den König Gundobald auf, nun zur katholischen Lehre überzutreten; aber Gundobald erwiderte: „Wenn euer Glaube der wahre ist, warum haben eure Bischöfe den König der Franken nicht verhindert, mich mit Krieg zu überziehen und sich zu meinem Untergange mit meinen andern Feinden zu verbinden?“ Denn er meinte, wenn die Lehre der Katholiken, der ja auch der fränkische König angehörte, wirklich die wahre sei, so würde sie ihn auch verhindert haben, über Menschen, die ihm nichts Böses zugefügt hatten, feindlich herzufallen und sie berauben zu wollen. Das konnten ihm die katholischen Bischöfe nicht angeben, und Gundobald blieb bei seiner arianischen Lehre.

13. Gottesurteil zwischen einem Katholiken und einem Arianer.

Da wir hier aber wieder von Katholiken und Arianern reden und diese Glaubensverschiedenheit damals von so großer Bedeutung war, so wollen wir hierbei eines alten Rechtsbrauches gedenken, der einmal angewandt wurde, um die Wahrheit zu ermitteln; aber wir müssen im voraus dabei sagen, daß uns diese Sage erzählt wird von dem katholischen Bischof Gregor von Tours, welcher sehr eifrig für den katholischen Glauben und gegen die Arianer ist. Sie soll sich im ostgotischen Reiche in Italien zugetragen haben.

Einstmals stritten nämlich dort ein arianischer und ein katholischer Priester über ihren Glauben. Sie konnten einander aber nicht überzeugen. Da rief endlich der katholische Priester aus: „Was sollen wir noch lange mit Worten streiten? Laßt uns lieber durch die Tat die Sache entscheiden. Wir wollen einen Kessel mit Wasser füllen und heizen, bis das Wasser siedet. Alsdann werfen wir einen Ring hinein, und wer mit entblößtem Arme unversehrt den Ring wieder herausholt, der spricht die Wahrheit; denn mit ihm

ist Gott.“ Damit war der Arianer zufrieden; aber weil es zu spät am Tage war, verschoben sie die Ausführung auf den folgenden Tag. Über Nacht ward dem katholischen Priester bang zu Mute; sobald die Morgenröte anbrach, stand er auf von seinem Lager und rieb den Arm mit Öl ein, um sich gegen den Brand zu schützen. Um neun Uhr morgens kamen sie auf dem Marktplatze zusammen, und das Volk strömte zahlreich herbei, um den Ausgang abzuwarten. Das Feuer ward angezündet, der Kessel gefüllt und darüber gehängt; als das Wasser siedete, warfen sie einen Ring hinein. Dann forderte der Katholik den Arianer auf, er sollte zuerst versuchen, den Ring heraus zu holen; aber dieser sprach: „Du hast dazu aufgefordert, darum ist es auch billig, daß du es zuerst versuchest.“

Zitternd entblößte nun der katholische Priester seinen Arm; aber da erblickte der Arianer, daß der Arm mit Öl und Salben eingerieben war, und rief: „Du hast Künste gebraucht, darum gilt deine Probe nicht.“ Während sie noch darüber haderten, kam ein anderer katholischer Priester des Weges und fragte nach der Ursache des Streites. Als er die erfahren, zauderte er nicht, sondern streifte sein Gewand in die Höhe und tauchte die rechte Hand in den Kessel. Der Ring war sehr leicht und klein, so daß er lange vergebens suchte, und während er mit der Hand am Boden des Kessels umhertastete, wurde das Feuer heftig angefacht, damit beim Brodeln des Wassers das Suchen schwerer würde. Doch es war noch keine Stunde verflossen, als der Priester den Ring hervorzog. Aber seine Hand und sein Arm waren nicht versehrt und er selbst behauptete, daß sein Arm eher kühl als heiß wäre. Als das der Arianer sah, war er verlegen und steckte auch seine Hand hinein, indem er sprach: „Mein Glaube wird mich schützen.“ Aber kaum war die Hand im Wasser, als alles Fleisch verbrannte, so daß es

in Stücken an dem Knochen hing. So hatte der Streit ein Ende.

14. Der Zweikampf bei den Burgunden.

Von allen deutschen Stämmen waren die Burgunden am meisten dem Gottesgerichte des Zweikampfes ergeben. Es war nach ihrem Gesetze dem Kläger in einer Sache die Wahl gelassen, seinen Widersacher schwören zu lassen, oder sich mit ihm zu schlagen. Ja sogar die Zeugen mußten, wenn die Gegenpartei es verlangte, einen aus ihrer Mitte zum Zweikampfe stellen, und die, deren Kämpfer unterlag, mußten jeder eine bedeutende Strafe bezahlen, die sich bis zu dreihundert Solidi belaufen konnte. Gegen diese Gesetze eiferte im fünften Jahrhundert Aritus, der Bischof von Vienna, und sagte dem Könige Gundobald, daß es Gott versuchen hieße, wenn man das Recht abmessen wolle nach der Stärke der Faust. Gundobald aber erwiderte, wenn der Streit sowohl ganzer Völker, als einzelner Menschen dem Urteile Gottes anheim gestellt würde, so brächte der Sieg immer die Wahrheit an den Tag. Dagegen sagte Aritus: „Wenn die Völker und die Menschen in Wahrheit Gottes Urteil hören wollten, so würden sie auf die Worte des Psalmisten achten, der da spricht: Zerstreue die Völker, welche nach Krieg begierig sind, und sie würden jenes Wort bedenken, das an einer andern Stelle spricht: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. Oder glaubst du vielleicht, daß die göttliche Gerechtigkeit ohne die Geschosse und die Schwerter der Menschen ihr Urteil nicht sprechen könne? Wir sehen doch so oft, daß der Teil, dessen Sache die gerechte ist, Not leidet im Kampfe, und daß der andere Teil, dessen Sache nicht die gerechtere, sondern dessen Faust die stärkere ist, den Sieg davon trägt.“ Jedoch halfen diese Vorstellungen des Bischofs Aritus nicht viel, die Zweikämpfe blieben als die vornehmste Art der

Gottesurteile in Kraft und wurden in der Folgezeit sogar noch immer zahlreicher.

15. Der Westgotenkönig Alarich II. zahlt Buße an Chlodwig.

An die Stelle der Blutrache bei unseren Vorfahren trat allmählich das Wergeld, das heißt diejenige Buße, welche für einen Mord oder eine Verwundung von dem Täter an den Beleidigten oder dessen Verwandte bezahlt werden mußte. Je höher der Stand des Beleidigten war, desto größer war die Buße. Diese aber war bei den verschiedenen deutschen Stämmen verschieden, sie war am höchsten bei den Westgoten, bei denen der höchste Ansatz dreihundert Solidi (Goldmünzen) für den freien Mann war, während für den Adligen gemeiniglich um ein Drittel mehr bezahlt werden mußte; die niedrigste Buße dagegen war bei den Friesen, wo in einem Bezirke nur fünfzig Solidi für den freien Mann bezahlt wurden. Allmählich kam dann noch hinzu, daß außer dem Wergelde an den Beschädigten oder dessen Verwandte noch eine Buße an den König oder das Volk bezahlt werden mußte. Diese Buße nannte man fredum. Das Wergeld aber mußte oft selbst für den Versuch eines Todschlages bezahlt werden, wenn die Absicht nicht zur Ausführung gekommen war. Davon handelt folgende Sage.

Einmal hielt der westgotische König Alarich mit dem Frankenkönige Chlodwig eine Zusammenkunft, weil sie schon öfter Feindseligkeiten miteinander gehabt hatten; aber bei dieser Zusammenkunft zeigten sich einige der Goten bewaffnet; denn sie trugen Äxte unter ihren Gewändern. Das bemerkte Paternus, einer der Franken und beschuldigte den König Alarich und die Goten, daß sie einen Mordanschlag gegen König Chlodwig vor hätten. Alarich verteidigte sich; aber die Franken blieben bei ihrem Verdachte und zuletzt kamen alle

überein, daß man dem Ostgotenkönig Theoderich die Entscheidung des Zwistes anheimgeben wollte. Dieser entschied die Sache also: Der fränkische Gesandte sollte auf dem Pferde sitzend, mit erhobener Lanze in der Rechten vor den Palast des Königs Alarich kommen, und die Goten sollten Solidi um ihn aufschütten und zwar so lange, bis Pferd, Reiter und die Spitze der Lanze bedeckt wäre. Ob aber dieser Ausspruch ausgeführt wurde, ist uns nicht erzählt; genug, wir lernen aus dieser Sage, welcher Brauch bei den Goten und allen Deutschen rechtlich bestanden hat; denn aus andern Angaben mit dieser verglichen vermuten wir, daß wahrscheinlich früher die Leichen der Gemordeten auf dem Pferde aufgerichtet und so lange mit edlem Getreide, nämlich Weizen, beschüttet wurden, bis alles bedeckt war.

16. Chlodwig besiegt die Westgoten.

Die Besiegung der Westgoten erzählt uns der Bischof Gregor folgendermaßen.

Während Chlodwig sich ein Reich nach dem andern unterwarf, wurden die Westgoten besorgt um sein weiteres Vordringen, und deshalb ließ der westgotische König Alarich den Frankenkönig Chlodwig zu einer Besprechung auf der Grenze ihres Gebietes einladen. Auf einer Insel im Loirestrome, nahe bei Amboise, traten die beiden Könige zusammen, umarmten sich und aßen und tranken miteinander, so daß allen schien, daß zwischen ihnen ein Freundschaftsbund geschlossen wäre. Aber dieser Schein währte nicht lange; denn kurz nachher berief Chlodwig eine Zusammenkunft seiner Getreuen nach Paris, das damals schon seine Hauptstadt war. Der Frankenkönig war damals der einzige katholische Fürst eines deutschen Volksstammes und darum sprach er zu den Seinen: „Es schmerzt mich, daß diese Arianer noch einen so großen Teil Galliens innehaben. Laßt uns mit Gottes

Hilfe gegen sie ziehen, und wenn wir diese Ketzer besiegt haben, so werden wir ihre Länder besetzen und sie uns teilen." Den Franken leuchtete dies ein; denn im Falle des Sieges erlangten sie Besitztümer mit Land und Leuten und, wenn sie starben, so erwarteten sie himmlischen Lohn für ihren Glauben. Auch die Königin Chlotilde ermunterte ihren Gemahl zu dem Unternehmen; denn sie meinte, Gott würde ein Wohlgefallen daran haben. Der kriegerische König faßte mit starker Hand seine Streitaxt und schleuderte sie weithin mit den Worten: „An der Stelle, wo meine Franziska (die Streitaxt) niederfällt, will ich eine Kirche zur Ehre der heiligen Apostel erbauen."

Die Katholiken im Reiche der Westgoten wollten lieber Chlodwig als Alarich untertan sein und erwarteten mit Freude die Annäherung des fränkischen Königs, der seinen Zug gegen Poitiers richtete, wo damals Alarich sich befand. Als Chlodwig an das Gebiet von Tours kam, gebot er aus Ehrfurcht vor dem heiligen Martinus von Tours, daß niemand etwas anderes als Gras und Wasser daselbst nehmen sollte. Einer von den Franken fand einen Haufen Heu und sprach: „Wir sollen nur Gras nehmen; aber dies ist auch Gras und ich übertrete das Gebot des Königs nicht, wenn ich es nehme." Darum entriß er es mit Gewalt dem armen Manne, der sein Eigentum schützen wollte. Die Kunde davon gelangte zum Könige, welcher zornig sprach: „Wo bleibt die Hoffnung des Sieges, wenn der heilige Martin beleidigt wird?" Mit diesen Worten schlug er den Franken nieder.

Alsdann schickte er einige seiner Begleiter voraus, gab ihnen Geschenke mit für die Kirche, in welcher die Gebeine des heiligen Martinus begraben lagen, und sprach zu ihnen: „Geht voraus, ob ihr vielleicht eine Weissagung des Sieges in dem heiligen Gebäude vernehmet." Als die Diener des Königs in die Kirche traten, vernahmen sie die Worte des

Psalms: „Du, o Herr, hast mich mit Kraft zum Kriege umgürtet, du hast die Feinde unter meine Füße getan, ihren Rücken hast du mir preisgegeben und die mich hassen, hast du zu Falle gebracht.“ Da freuten sie sich über diese Worte von glücklicher Vorbedeutung und kehrten wieder um, dem Könige Chlodwig diese frohe Botschaft zu verkünden. Voll Vertrauen auf den Sieg zog dieser weiter fort, bis er an den Fluß Vienna kam; dieser aber war angeschwollen und die Franken wußten nirgends eine Furt. Sie verweilten die Nacht am Ufer; am andern Morgen erblickten sie einen Hirsch von wunderbarer Größe, der zum Wasser hinabstieg. Das Tier watete durch den Fluß, und daran erkannten die Franken die Furt.

Als sie in die Nähe von Poitiers kamen, sahen sie von fern auf der Kirche des heiligen Hilarius ein Licht leuchten und schrieben das dem Heiligen zu, der ihnen den Sieg über ihre Feinde verleihen wollte. Chlodwig aber bedrohte auch hier das fränkische Heer, daß niemand es wagen sollte irgend etwas zu nehmen, was ihm nicht zukäme. Die Bewohner der ganzen Gegend hielten es mit den Franken und begünstigten das Heer derselben auf alle Weise. Die Westgoten waren unter sich nicht einig, was zu tun wäre, ob sie lieber sich zurückziehen und die Ostgoten erwarten sollten, welche Theoderich ihnen zu Hilfe zu schicken sich erboten hatte, oder ob sie da den Feinden ein Treffen liefern sollten. Nach langen, vergeblichen Beratungen entschlossen sie sich, die Ankunft der Ostgoten zu erwarten; aber während sie sich zurückzogen, holte Chlodwig sie ein und zwang sie zum Treffen. In diesem Kampfe trafen die beiden Könige aufeinander, aber Chlodwig tötete den Alarich. Als die Westgoten ihren König fallen sahen, rannten sogleich zwei von ihnen auf Chlodwig los, aber ihre Speere vermochten nicht durch seinen Panzer zu dringen und das schnelle Roß, welches Chlodwig ritt, trug ihn eilig aus der Gefahr.

Die Westgoten wurden geschlagen und dieser eine Kampf entschied das Schicksal ihres gallischen Landes. Von der Loire bis an die Pyrenäen und von der Rhône bis ans atlantische Meer wurde nun alles Land den fränkischen Königen untertan, und die Westgoten behielten nur im Süden einen kleinen Landstrich, welcher Septimanien genannt wurde. Aber dafür machten sie ihr Reich in Spanien größer und unterwarfen sich die Sueven, die bis dahin ein eigenes Reich in Spanien gehabt hatten.

Als Chlodwig siegesfroh von diesem Zuge zurückkehrte, empfing er zu Tours eine Gesandtschaft des Kaisers von Konstantinopel, der es immer gern sah, wenn die Goten Schaden litten. Der Kaiser Anastasius ließ den König durch diese Gesandtschaft zum Patrizius ernennen. Obwohl niemand so recht wußte, was dieser Name bedeutete, so ward er doch immer als eine hohe, aber nur vom römischen Kaiser zu verleihende Würde betrachtet, die hernach auch Pippin und Karl der Große bekleideten. Der König Chlodwig machte die Annahme dieser Würde zu einem hohen Festtage. In der Abtei von St. Martin legte er das Purpurgewand an und setzte die Krone auf, die beide dazu gehörten, und ritt dann im feierlichen Aufzuge durch die Stadt bis zum Dome. Unterwegs streute er nach beiden Seiten hin Geld aus. Zum Andenken an diesen Tag wurde er auf diese beschriebene Weise in einem steinernen Bilde dargestellt, das noch im vorigen Jahrhunderte zu Paris erhalten war.

17. Ragnachar.

Es war noch ein König aus fränkischem Stamme in Camaracum (Cambrai), ein zügelloser Schwelger. Er hatte um sich einen Ratgeber, namens Farro, der mit seinem Herrn wetteiferte in allerlei Ausschweifungen. Der König hing aber unzertrennlich an ihm, und wenn irgend eine Speise oder ein

Geschenk ihm gebracht ward, pflegte er zu sagen, das sei genug für ihn und seinen Farro. Darüber waren alle Franken ergrimmt gegen ihn. Das erfuhr Chlodwig und suchte die Adligen noch mehr aufzureizen, indem er ihnen Geschenke sandte, Goldmünzen und Armringe und dergleichen. Diese waren aber nicht wirklich golden, sondern er hatte sie täuschend nachmachen lassen, daß sie nur so aussahen; aber sie dienten ihm zu seinem Zwecke, und es wurden Ragnachar noch mehr Franken verfeindet. Endlich brach Chlodwig mit einem Heere gegen ihn auf. Ragnachar schickte Kundschafter aus, um die Macht Chlodwigs zu erforschen, und als sie wiederkamen, fragte er sie, wie stark die Macht Chlodwigs wäre. Sie erwiderten ihm: „Stark genug für dich und deinen Farro.“ Dennoch begann er den Kampf. In dem Treffen ward aber sein Heer bald geschlagen, und Ragnachar wollte durch die Flucht sein Leben retten; aber er ward von seinem eigenen Heere ergriffen und gebunden und so zugleich mit seinem Bruder Richar vor Chlodwig geführt. Dieser sprach zu ihm: „Warum hast du dein fürstliches Geschlecht so erniedrigt, daß du dich binden ließest? Es wäre dir besser gewesen zu sterben.“ Bei diesen Worten schlug er ihm mit der Streitaxt das Haupt ein. Dann wandte er sich zu Richar, dem Bruder des Königs Ragnachar, und sprach: „Wenn du deinem Bruder geholfen hättest, so wäre er nicht gebunden worden.“ Und alsbald tötete er auch ihn mit seiner Streitaxt.

Unterdessen hatten aber auch die Verräter des Königs Ragnachar erkannt, daß das Gold falsch war, und beklagten sich deshalb bei Chlodwig. Aber er antwortete: „Wer freiwillig seinen Herrn zum Tode verraten hat, verdient solchen Lohn. Wenn ihr damit nicht zufrieden seid, so will ich euch, wie es Verrätern gebührt, zu Tode martern lassen.“ Da sagten sie alle, daß sie gern mit dem Lohne zufrieden wären, wenn er ihnen nur Gnade erzeigen wollte.

Auf diese und ähnliche Weise tötete Chlodwig alle anderen Fürsten des fränkischen Stammes und seine Verwandten. Er herrschte zuletzt allein über alle Franken und hatte so den Grund gelegt zu dem späteren gewaltigen Frankenreiche und zugleich zum Christentume und zwar dem katholischen. Endlich aber sprach er: „Wehe mir, daß ich ein Fremdling unter meinem Volke bin und keinen Verwandten habe, der mir beistehen könnte, wenn mir etwas zustößt!“ Das sagte er aber nicht aus Trauer über den Tod derselben, sondern aus List, ob er vielleicht noch einen finden möchte, den er töten könnte.

Nach allen diesen Taten starb Chlodwig, der Stifter des fränkischen Reiches, friedlich zu Paris im Jahre 511.

Chlodwigs Söhne und ihre Eroberungen.

Nach dem Tode Chlodwigs teilten seine Söhne das Reich und setzten die Eroberungen fort, und immer größer wurde das Reich der Franken, welches trotz der Teilung unter die Brüder immer als eins betrachtet wurde. Wie sie sich der Länder Burgund und Thüringen bemächtigten, erzählen uns die folgenden Geschichten.

18. Der Untergang des Burgundischen Reiches.

Als Gundobald von Burgund gestorben war, erhielt sein Sohn Siegmund das Reich. Dieser nahm eine Tochter Theoderichs, des mächtigen Königs der Ostgoten, zur Frau; aber sie starb bald und hinterließ ihm nur einen Sohn, namens Siegerich. Als Siegmund darauf eine andere heiratete, war diese nach Art der Stiefmütter neidisch auf den ersten Sohn Siegerich und klagte ihn oft falscher Weise bei Siegmund an. Darüber ward der Jüngling erbittert, und als er einstmals seine Stiefmutter mit den Kleidern seiner verstorbenen Mutter angetan sah, sprach er zornig zu ihr: „Du bist nicht wert,

diese Kleider zu tragen, die einst meiner Mutter gehörten." Die Stiefmutter war darüber sehr erbost, ging zu Siegmund und verleumdete seinen Sohn bei ihm mit diesen Worten: „Dieser ungeratene Knabe will dein Reich besitzen; er will dich töten und dann sich zum Herrn machen. Er will es ausdehnen bis über Italien hin, damit er dasselbe Reich sich erwerbe, welches einst sein Großvater Theoderich besessen hat. Er weiß, daß, so lange du lebst, er es nicht erreichen kann, und daß dein Tod seine Erhebung ist." Mit diesen und ähnlichen Worten reizte sie ihren Gemahl. Er ließ sich durch die böse Frau hinreißen und mordete sein eigenes Kind. Als Siegerich nämlich einstmals nach Tische eingeschlafen war, ließ sein Vater ihm einen Strick um den Hals binden und von zwei Sklaven zuziehen. So starb der unglückliche Knabe.

Der Vater aber ward von zu später Reue ergriffen; er warf sich auf den entseelten Leichnam seines Kindes und weinte bitterlich. Da sprach ein alter Mann zu ihm: „Beklage doch lieber dich selbst, daß du durch einen frevelhaften Rat zum Mörder deines eigenen Sohnes geworden bist. Der unschuldig Gemordete bedarf deiner Klage nicht mehr." Der Vater aber ging darauf für lange Zeit in ein Kloster, das er gebaut hatte, und fastete und weinte da und betete zu Gott um Vergebung. Aber die Strafe für seinen Frevel blieb nicht aus.

Die alte Königin Chlotilde konnte es noch immer nicht vergessen, daß ihr Bruder Gundobald von Burgund vor langen Jahren sie und seine anderen Geschwister grausam behandelt hatte. Sie rief ihre Söhne zu sich und sprach zu ihnen: „Meine Söhne, möge es mich nicht gereuen, euch mit aller mütterlichen Sorgfalt aufgezogen zu haben. Gedenket des Leides, das ich von meinem Bruder Gundobald, dem Vater Siegmunds von Burgund, erfahren habe, und bestraft ihn, da jetzt die Zeit gekommen ist." Als ihre Söhne das ver-

nahmen, rüsteten sie sich zu einem Heereszug nach Burgund. Sie besiegten das Heer Siegmunds und nahmen ihn selbst gefangen; aber Godomar, der Bruder Siegmunds, entfloh. Als die Frankenkönige sich nun wieder zurückzogen, erhob sich Godomar aufs neue und rückte gegen sie heran. Chlodomer, der eine der Brüder, beschloß ihm wieder entgegenzugehen; aber erst wollte er Siegmund töten. Da redete ihm der Bischof Avitus, ein frommer Mann, zu, er sollte seine Hände nicht mit dem Blute des Wehrlosen beflecken, weil es ihm dann ebenso gehen würde wie Siegmund. Aber Chlodomer sprach: „Es wäre Torheit, wenn ich beim Angriff auf einen Feind einen andern hinter mir zurücklassen wollte. Wenn dann der Feind hinter mir aufstände, so würde ich von ihnen beiden eingekeilt sein. Besser ist, daß ich mich des einen Feindes entledige, da es in meiner Macht steht." So ließ er denn den Siegmund mit seiner Frau und seinen Kindern in einen Brunnen werfen und rückte in Burgund ein. Nachdem dann auch sein Bruder Theoderich herangekommen, lieferten sie dem Godomar ein Treffen und drängten ihn zurück. Chlodomer verfolgte die Feinde mit großem Eifer; aber er trennte sich dabei von den Seinigen und ritt allein vorwärts. Das sahen einige Burgunden und taten, als wenn sie zum Heere der Franken gehörten und riefen ihm zu: „Komm hierher, wir sind ja die Deinen." Chlodomer ahnte nichts Arges und traute ihnen; aber er geriet unversehens mitten unter die Feinde. Sie töteten ihn sofort, schnitten ihm das Haupt ab und steckten es auf einen Speer. Als das die Franken sahen und den Kopf ihres Königs erkannten, wurden sie erbittert, sie drangen noch einmal so stark auf die schon weichenden Feinde ein und zwangen sie zur völligen Flucht. Die Macht der Burgunden war gebrochen und ohne Widerstreben konnte nun ihr Land dem Frankenreiche einverleibt werden.

Jedoch behielten die Burgunden ihre eigene Verfassung und bei den Teilungen des fränkischen Reiches wurde Burgund gemeiniglich als ein besonderes Reich einem der Könige zugeteilt. Darum konnte es nachher auch geschehen, daß zur Zeit der Karolinger Könige, als dieser Königsstamm immer schwächer und unfähiger wurde, das alte Königreich Burgund im Jahre 887 wieder erstand.

19. Theoderich und Munderich.

Wie gering die Macht der Frankenkönige gegen ihre Großen war, und welche Treulosigkeit unter diesem Stamme herrschte, sieht man aus folgender Geschichte.

Im Reiche Theoderichs war ein Großer, namens Munderich, der sich einen Verwandten des Königs nannte. Darum sprach er: „Wozu soll ich dem Könige Theoderich untertan sein? Mir gebührt der Thron sowohl wie ihm. Darum will ich ausgehen und mein Volk sammeln und den Eid der Huldigung von ihnen fordern, damit Theoderich erfahre, daß ich ein König bin gleichwie auch er." So ging er hin und sprach zu dem Volke: „Ich bin ein Fürst, so folgt mir und es soll euch wohl gehen." Da folgte ihm eine Menge der streitbaren Bauern und leistete ihm den Eid der Treue und ehrte ihn als ihren König. Als Theoderich dies erfuhr, schickte er Boten an ihn mit den Worten: „Komm her zu mir, und wenn dir mit Recht ein Teil des Reiches gebührt, so soll er dir werden." Das sagte er aber mit List, um ihn zu töten, sobald er kommen würde. Allein Munderich merkte das wohl und antwortete den Boten: „Gehet hin und saget eurem Herrn, daß ich ebensowohl ein König bin wie er." Da ließ Theoderich die Franken zur Heeresfolge entbieten, um ihn mit Gewalt zu unterwerfen. Munderich erkannte die Gefahr und weil er sich im offenen Felde nicht halten konnte, floh er in die Stadt Victoriacum (Vitry

zwischen Douay und Arras an der Scarpe) und gedachte sich daselbst mit den Seinen zu verteidigen. Theoderich kam heran und belagerte den festen Platz sieben Tage lang; aber er konnte ihn nicht gewinnen; denn Munderich feuerte die Seinen an und sprach: „Laßt uns nur wacker aushalten und bis zum Tode kämpfen, daß wir uns unseren Feinden nur nicht unterwerfen.“ Vergebens warf das Heer des Königs die Wurfgeschosse gegen die Mauern, seine Krieger konnten nichts erreichen und mußten dies endlich dem Könige gestehen.

Da rief Theoderich einen von seinen Dienstmannen, namens Aregisil zu sich und sprach zu ihm: „Du siehst, wie der Empörer standhaft beharrt und wie wir ihm nichts anhaben können: so gehe denn hin und schwöre ihm in meinem Namen, daß ihm kein Leid widerfahren soll, wenn er aus seiner Burg hervorgeht und wieder zu mir kommt. Sobald er dann aber herauskommt, so töte ihn und tilge das Andenken an ihn aus meinem Reiche.“ Aregisil ging hin zu ihm und tat, wie ihm geheißen war. Er hatte aber vorher dem Heer der Franken ein Zeichen gegeben und mit ihnen verabredet: „Sobald ich dies und jenes gesagt habe, so stürzt über ihn her und tötet ihn.“ Als nun Aregisil zu Munderich kam, sprach er zu ihm: „Was sitzest du hier hinter deinen Mauern und handelst so töricht? Meinst du denn wirklich dem Könige auf die Dauer Widerstand leisten zu können? Die Lebensmittel würden dir bald ausgehen und dann, wenn dich der Hunger drängt, wirst du von selbst hervorkommen und dich in die Hände deiner Feinde liefern müssen, und dann wird man dich erschlagen wie einen Hund. Darum vernimm lieber meinen Rat: Unterwirf dich dem Könige, damit du und deine Kinder euer Leben erhaltet.“ Darauf antwortete Munderich, der durch diese Reden bewogen zu sein schien: „Wenn ich aber aus dem Tore trete, so werdet ihr mich alsbald ergreifen, und dann wird der König mich und meine

Kinder und alle meine Freunde, die treu zu mir gehalten haben, dem Tode überliefern." Aregisil aber erwiderte: „Fürchte nichts, sondern geh mit mir und empfang darauf sein königliches Wort, daß du sicher sein kannst vor ihm. Er wird dich halten, wie er auch früher dich gehalten hat." Munderich aber sprach noch einmal: „Ja wenn ich nur sicher wäre, daß ich nicht getötet werde!" Da legte Aregisil seine Hände auf den heiligen Altar und schwur ihm, daß er ungefährdet hinausgehen könne.

Als das geschehen war, ging Munderich mit ihm aus dem Tore seiner Burg und hatte dabei die Hand des Aregisil gefaßt, das Volk der Franken aber stand da und schaute ihnen schon aus der Ferne entgegen. Als sie näher kamen, rief Aregisil ihnen zu: „Was stehet ihr da und gaffet uns an? Habt ihr denn den Munderich früher noch nicht gesehen?" Und sogleich, als er diese Worte sprach, liefen die Franken herzu. Da sprach Munderich: „Jetzt erkenne ich deutlich, daß du mit diesen Worten jenen da ein Zeichen gegeben hast, daß sie mich töten sollen; aber das sage ich dir, weil du mich durch Meineid getäuscht und hierher verlockt hast, so soll dich keiner ferner noch lebend erblicken." Mit diesen Worten riß er sich von ihm und durchbohrte ihn mit dem Speere zwischen den Schultern, daß er hinfiel und starb. Alsdann zog Munderich sein Schwert und die Seinen, die ihn begleiteten, stellten sich ihm zur Hilfe. Sie erschlugen viele Franken, bis endlich auch Munderich sein Leben aushauchte. Mit seinem Tode war diese Empörung zu Ende und Theoderich zog die Güter Munderichs ein und vereinte sie mit den seinigen.

20. Die Flucht des Attalus.

Wie die Sitten und Gebräuche bei den Franken des sechsten Jahrhunderts waren, zeigt uns in mancher Hinsicht folgende Erzählung.

Unter den Söhnen Chlodwigs beschlossen die beiden Brüder Theoderich und Childebert zusammenzuhalten. Sie gaben sich das Versprechen, nichts gegeneinander zu unternehmen, und um den Vertrag recht fest zu machen, stellten sie einander Geiseln aus den edelsten Familien des Landes. Aber selbst dies konnte die Versöhnung der feindseligen Brüder nicht dauernd machen; es entstand ein neuer Zwist und infolgedessen wurden die Geiseln von beiden Seiten für öffentliche Sklaven erklärt. Sie wurden einzelnen Männern zur Bewachung anvertraut und von diesen als ihre eigenen Sklaven angesehen und so behandelt. Darum versuchten viele zu entfliehen und einige gelangten auch glücklich wieder in ihre Heimat; andere blieben in der Knechtschaft. Unter diesen war ein Neffe des Bischofs Gregor, namens Attalus, der von seinem Herrn zum Stallknecht gemacht ward. Gregor schickte einige Leute aus, seinen Neffen aufzusuchen, und als diese ihn in der Nähe von Trier fanden, boten sie seinem Herrn reiche Geschenke, wenn er ihn loslassen wollte; aber er entgegnete: „Ein Sklav aus so edlem Geschlechte kann nur für zehn Pfund Gold losgekauft werden.“ Als sie dem Gregor diese Antwort wieder brachten, verzichtete er ganz traurig schon auf die Hoffnung, seinen Neffen wiederzusehen; aber sein Koch Leo sprach zu ihm: „Laß mich nur machen, vielleicht gelingt es mir ihn zu befreien.“ Gregor gab ihm gern die Erlaubnis, und alsbald machte sich Leo auf den Weg, um den Attalus heimlich zu befreien; aber das Unternehmen mißlang.

Allein Leo war unermüdlich; er ging zu einem Freunde nnd sprach zu ihm: „Nimm mich als deinen Sklaven mit zu dem Hause jenes Herrn des Attalus und verkaufe mich ihm. Was du für mich erhältst, soll dein Lohn sein.“ Der Mann beschwur ihm, daß er ihn nicht verraten wollte, und brachte ihn hin. Als nun jener Herr den Leo fragte, worin

er geschickt wäre, antwortete er: „Ich kann alle Speisen zubereiten, welche in den Häusern vornehmer Leute genossen werden, und ich glaube nicht, daß es einen Menschen gibt, der es mir in dieser Geschicklichkeit zuvortun könne. Selbst wenn du einem Könige ein Gastmahl geben wolltest, so traue ich mir zu es so zuzubereiten, wie es kein anderer besser machen könnte.“ Ganz erfreut sagte ihm der Herr: „Es ist bald Sonntag und auf diesen Tag sollen meine Nachbarn und meine Verwandten zu mir eingeladen werden. So bereite du uns denn ein solches Mahl, daß sie es bewundern und zugestehen müssen, daß sie es im Palaste des Königs nicht besser genossen haben.“ Leo erwiderte: „Ich bin gern dazu bereit; verschaffe mir nur eine Anzahl Küchlein, und du sollst mit mir zufrieden sein.“

Der Sonntag kam heran und mit ihm die Gäste. Alle lobten das herrliche Mahl, und der Herr war ganz erfreut über seinen neuen Koch und machte ihn deshalb zum Verwalter aller seiner Vorräte, so daß Leo nach Belieben über alle Speisekammern schalten konnte und sich dadurch immer mehr in der Zuneigung seines Herrn befestigte. Nach Ablauf eines Jahres, als der Herr längst unbedingtes Vertrauen in ihn gesetzt hatte, begab Leo sich mit dem Stallknecht Attalus auf eine Wiese unfern vom Hause. Hier legten sich beide nieder, jedoch in einiger Entfernung voneinander und drehten sich den Rücken zu, damit man vom Hause aus nicht erkennen könnte, daß sie miteinander sprächen. Da hub Leo an: „Es ist Zeit, Attalus, daß wir an die Heimkehr denken. Halte dich in dieser Nacht bereit und wenn du die Pferde in den Stall hineingeführt hast, so laß dich nicht vom Schlafe überwältigen, damit du auf meinen ersten Ruf da sein kannst. Dann wollen wir fort.“ Ihr Herr hatte an jenem Tage eine Menge Gäste eingeladen, unter ihnen auch seinen Schwiegersohn. Als diese mitten in der Nacht vom Gast-

mahl aufstanden, folgte Leo dem Schwiegersohn seines Herrn mit dem Becher, um ihm noch einen Schlaftrunk zu reichen. Als dieser den Wein ausgetrunken hatte, sprach er scherzend zu Leo: „Sage mir doch, wann gedenkst du denn die Rosse meines Schwiegervaters zu nehmen und mit ihnen in dein Vaterland heimzukehren?“ Leo ging auf den Scherz ein und entgegnete lachend: „Gleich in dieser Nacht gedenke ich es zu tun.“ Darauf antwortete ihm der Gast: „So sollen mich meine Diener nur gut bewachen, daß du mir nicht auch von dem Meinigen etwas mitnimmst.“ So schieden sie lachend voneinander.

Aber als alle bald in tiefem Schlafe lagen, rief Leo leise den Attalus von seinem Lager und fragte ihn, ob er auch ein Schwert hätte. Attalus erwiderte: „Ich habe nur einen kleinen Spieß.“ Da ging Leo in das Zimmer seines Herrn und holte dessen Schild und Speer. Der Herr erwachte und fragte, wer da wäre. Leo antwortete unverzagt: „Ich bin es, dein Sklave Leo, und will den Sklaven Attalus wecken, daß er aufsteht und die Pferde auf die Weide bringt; er schläft aber so fest wie ein Betrunkener.“ Der Herr erwiderte: „Mach es, wie es dir beliebt,“ und schlief gleich wieder ein. Leo ging hinaus, bewaffnete den Jüngling, und beide öffneten nun leise die Türe des Stalles und führten die Rosse heraus und ritten schnell davon. Sie kamen an die Mosel und hier entließen sie die Pferde. Dann durchschwammen sie den Fluß, indem sie sich mit der Brust auf den Schild legten und kamen so glücklich ans andere Ufer, wo sie sich bei einbrechender Nacht im Walde verbargen. Am folgenden Morgen waren sie hungrig, weil sie lange nichts gegessen hatten, und fanden zu ihrer großen Freude einen Pflaumenbaum, der voll reifer Früchte hing.

Als sie noch nicht lange weiter gegangen waren, vernahmen sie hinter sich Pferdegetrappel. Eilig sprach Leo:

„Wir wollen uns hier auf die Erde legen, daß uns niemand bemerkt." Zufällig waren da große Brombeergesträuche, in welche sie sich warfen, jedoch mit gezogenem Schwerte, damit sie sich gleich verteidigen könnten, wenn sie etwa bemerkt würden. Die Pferde kamen heran und gerade in ihrer Nähe hielten die Reiter ein wenig still, so daß sie die Worte vernahmen: „Ich bin ergrimmt über die Flucht dieser Elenden und daß wir sie nicht finden können; aber das schwöre ich bei meinem Heil, finde ich sie, so lasse ich den einen aufhängen und den andern in Stücke hauen."*) Es war gerade ihr vormaliger Herr, der diese Worte sprach, und er hätte sie gefunden, wenn nicht die schon einbrechende Dunkelheit sie geschützt hätte. Die Reiter trieben ihre Rosse wieder an und ritten hinweg.

Die Flüchtlinge warteten noch eine kleine Weile und gingen dann in der Nacht weiter, bis sie an eine Stadt gelangten. Hier fanden sie einen Mann, als gerade die Glocke zur Frühmesse läutete, und fragten ihn nach der Wohnung des Priesters. An diese klopften sie, und der Priester selbst tat ihnen auf, weil er wegen der Frühmesse schon aufgestanden war. Er war mit dem Bischof Gregor bekannt und nahm sie deshalb freundlich auf, als sie ihm ihr Leid klagten, und erzählte ihnen, daß ihn in derselben Nacht geträumt hätte, zwei Tauben kämen und setzten sich nieder auf seine Hand. Sie sprachen darauf weiter: „Mögest du uns unsere Bitte verzeihen, die wir dir vortragen müssen, obwohl es der Morgen des Sonntags ist. Seit vier Tagen haben wir kein Brot gegessen, darum bitten wir dich um einige Nahrung." Der Priester versteckte sie sogleich und gab ihnen dann Brot, das in Wein eingetaucht war, während er selbst zur Messe

*) Die Strafe des Hängens war gemeiner und deshalb für Leo bestimmt; weil Attalus von vornehmer Herkunft war, sollte er durch das Schwert getötet werden.

ging. Am selben Tage kam auch der ehemalige Herr der Flüchtlinge und forschte bei dem Priester nach ihnen; aber dieser hatte sie gut verborgen, und jener kehrte nach seiner Wohnung zurück und gab alles Suchen auf. Sie blieben noch einige Tage bei dem Priester, um ihre Kräfte wieder herzustellen, und kehrten dann zum Bischof Gregor zurück. Als der seinen Neffen wieder sah, hing er lange an seinem Halse und weinte Tränen der Freude. Dem Leo aber und seinem ganzen Geschlechte schenkte er die Freiheit und ein Landgut zu seinem Eigentume, auf welchem der treue Mann mit seiner Frau und seinen Kindern bis an sein Ende glücklich lebte.

21. Herminfried von Thüringen.

Ungefähr um das Jahr 500 nach Christi Geburt blühte in der Mitte des jetzigen Deutschlands das Reich der Thüringer, das gegen Westen an das Reich der Franken und im Süden an der Donau an das Gebiet des gewaltigen Ostgotenkönigs Theoderich grenzte. Die Thüringer waren am nächsten stammverwandt mit den Goten, insbesondere mit den Westgoten, von denen ein Teil auch die Therringer hieß. Über diese war zur Zeit des römischen Kaisers Theodosius des Großen Atanarich König gewesen. Ein Teil der Thüringer war auch nachher mit dem Hunnenkönig über den Rhein gezogen und hatte auf den katalaunischen Feldern in dem großen Völkergewühl für die Gottesgeißel mit gekämpft, und die Sage erzählt, daß Attila ein Hoflager in der thüringischen Stadt Eisenach gehalten habe; aber der Stamm der Thüringer im ganzen war in den Wohnsitzen nördlich am Main geblieben.

Um den Anfang des sechsten Jahrhunderts war Herminfried König der Thüringer, zur selben Zeit als Theoderich über die Ostgoten herrschte. Dieser wollte alle Völker deutschen Stammes durch die Freundschaft ihrer Fürsten verbinden und

deshalb gab er auch dem Thüringerkönige eine seiner Nichten, namens Amalaberga, zur Gemahlin. Bei dieser Gelegenheit schrieb er ihm folgenden Brief: „Da ich wünsche auch dich meinen andern Verwandten hinzuzufügen, so übersende ich dir als ein teures Pfand unserer Verbindung, die Gott segnen wolle, meine Nichte Amalaberga. Dein Ruhm, der sich stützt auf deine königliche Abstammung, möge noch weiter strahlen durch diese kaiserliche Verwandtschaft. Ich sende dir in ihr eine Zierde deines königlichen Hofes, eine Mehrerin deines Geschlechtes, den Trost einer treuen Ratgeberin, die dir mit zärtlicher Gattenliebe hold sein möge. Möge sie deine Herrschaft dem Rechte gemäß mit dir führen und dein Volk mit besseren Einrichtungen zu erfreuen streben. Möge das glückliche Thüringen die besitzen, welche in Italien geboren, in Künsten und Wissenschaften hier unterrichtet und nicht allein durch ihre Abstammung, sondern auch durch weibliche Würde sich auszeichnet! Möge euer Vaterland nicht weniger um der Vorzüge eurer Königin willen gerühmt werden, als es durch seine eigenen Siege leuchtet! Indem wir euch mit schuldiger Zuneigung unseren Gruß vermelden, zeigen wir euch an, daß wir bei der Ankunft eurer Gesandten von ihnen nach der hergebrachten Sitte unserer Völker die in solchem Falle üblichen Geschenke empfangen haben, silberweiße Rosse, wie sie sich in Wahrheit zur Morgengabe schicken. Die Brust der Tiere ist wohlgebaut, die Beine schlank und kräftig zugleich, die Rippen stark, der Bauch kurz. Der Kopf hat Ähnlichkeit mit dem Kopfe eines Hirsches, wie sie ja auch die Schnelligkeit dieses Tieres zu erreichen streben. Bei ihrer Wohlgenährtheit sind sie doch zahm, bei ihrer schweren Last sehr behend und zum Gebrauch sehr angenehm, weil sie ihre Reiter nicht durch unsinniges Rennen ermüden, so daß man sich auf ihnen eher ausruht als abmüht. Indem sie eingeübt sind sich bei ihren Bewegungen zu mäßigen, wissen sie doch immer in einer

angenehmen Hurtigkeit zu beharren. Auch wir haben das an dich abgesandt, was unsere Fürstenwürde zu erfordern schien; jedoch mag ich nichts der Verbindung mit einer so würdigen Fürstin vergleichen."

Durch diesen Brief und die Schenkung der weißen Rosse werden wir an die Schilderung der deutschen Sitten erinnert, welche wir nach dem Römer Tacitus zu Anfang des Bd. 1 gegeben haben. Wir sehen daraus, daß dieselbe Sitte, die zu Tacitus Zeit galt, daß der Bräutigam der Braut oder ihren Eltern die Waffen der Männer oder Rosse zur Morgengabe darbrachte, auch noch zur Zeit Theoderichs und Herminfrieds galt. Aber fraglich ist noch, was der Ostgotenkönig von kaiserlicher Verwandtschaft schreibt; denn er will doch den gotischen Amelungen nicht etwa kaiserliche Würde zusprechen. Das Wort kaiserlich bezieht sich wohl darauf, daß der oströmische Kaiser Zeno früher den Theoderich, der ihm Thron und Leben gerettet, zu seinem Sohne adoptiert hatte, und daß deshalb Theoderich die kaiserliche Würde nicht bloß für sich, sondern auch für seine nächsten Verwandten in Anspruch nimmt.

22. Die Besiegung Herminfrieds von Thüringen.

Außer Herminfried regierten zu jener Zeit in Thüringen seine beiden Brüder als Könige: Baderich und Bertar. Aber Herminfried war herrschsüchtig und tötete seinen Bruder Bertar, um dessen Anteil an der Herrschaft zu erlangen. Allein seine Frau Amalaberg, die gotische Prinzessin, war damit noch nicht zufrieden und säete auch unter den noch lebenden Brüdern den Samen der Zwietracht aus. Als nämlich Herminfried eines Tages zum Mittagsmahle kam, fand er den Tisch nur halb gedeckt. Darüber verwundert, fragte er seine Frau, was daß heißen sollte, und sie antwortete: „Wer der Hälfte des Reichs beraubt ist, der darf auch nur einen halb gedeckten Tisch haben." Durch derartige Reden ward Hermin-

fried gegen seinen Bruder aufgereizt und schickte deshalb Boten an Theoderich, den König vom Frankenlande, ob er ihm gegen seinen Bruder beistehen wollte, und versprach ihm dafür, das Thüringerland mit ihm zu teilen. Die Botschaft war dem Theoderich gar lieb und er machte sich alsbald mit einem Heere auf. So konnte es der vereinten Macht beider nicht fehlen, sie schlugen den Baderich und töteten ihn. Alsdann kehrte Theoderich in sein Land zurück; aber Herminfried hielt sein Versprechen nicht und daraus entstand grimmige Feindschaft zwischen beiden.

Der Krieg mit den Burgunden kam dazwischen; aber als dieser beendet war, gedachte Theoderich seine Rache auszuführen und forderte seinen Bruder Chlotar auf mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Chlotar willigte ein und Theoderich berief nun die Versammlung der Franken und sprach zu ihnen: „Ihr seid auf gleiche Weise wie ich entrüstet über die Treulosigkeit der Thüringer. Ihr gedenkt auch ihrer alten Frevel gegen uns, wie sie über unsere Vorfahren herfielen. Damals wollten diese den Frieden und stellten ihnen Geiseln; aber die Thüringer ermordeten die Geiseln, stürzten über die Franken her und beraubten sie aller Lebensmittel. Sie hingen Knaben bei den Hüftsehnen an Bäumen auf und banden Mädchen an die Mähnen der Pferde und ließen sie zu Tode schleifen. Andern aus unserem Volke ließen sie von Lastwagen die Knochen zerbrechen und warfen sie so mit zerbrochenem Gebein Hunden und Vögeln zum Fraße hin. Nun hat Herminfried uns aufs neue betrogen und will nichts erfüllen von dem, was er versprochen hat; darum laßt uns jetzt mit Gottes Hilfe sie überfallen und uns an ihnen rächen.“ Die Franken riefen Beifall und beschlossen den Krieg.

Die Thüringer aber gedachten sich mit List gegen die Gefahr zu schützen. Auf dem Felde, das zum Kampfplatz bestimmt war, gruben sie Löcher und bedeckten sie mit Ge-

sträuch und Rasen, so daß man sie nicht wahrnehmen konnte. Viele von den Franken, die nichts davon ahnten, stürzten in diese Löcher und kamen darin um; aber sie lernten es allmählich, sich vor dieser List zu schützen und die Gruben zu vermeiden. Endlich mußten die Thüringer weichen, und als nun zuerst Herminfried das Beispiel der offenbaren Flucht gab, folgten ihm auch die andern Thüringer. Sie hatten aber die Unstrut, die in die Saale fließt, im Rücken gehabt, und da nicht alle gleich hinüberkommen konnten, erschlugen die Franken so viele Thüringer, daß sie das Bett des Flusses mit Leichen anfüllten und so wie über eine Brücke hinübergingen. Die Franken nahmen nun das Land in Besitz und Thüringen ward ein Teil des fränkischen Reiches. Damit aber die Gemüter der Thüringer ein wenig besänftigt würden, nahm Chlotar Radegund, die Tochter des verstorbenen Königs Bertar, zur Frau.

Dennoch fürchtete Theoderich noch den Herminfried und suchte ihn listigerweise zu verderben. Er lud ihn ein zum Besuch und versprach ihm sicheres Geleite, ja er beschenkte ihn reichlich, um ihn sicher und sorglos zu machen. Eines Tages aber ging Theoderich mit ihm auf der Mauer der Stadt Tolbiakum (Zülpich) im vertraulichen Gespräch einher. Auf einmal stürzte Herminfried hoch von der Mauer und endete so sein Leben; ob er gefallen oder heruntergestoßen war, wußte man nicht, aber viele erzählten, daß Theoderich ihn listigerweise unversehens gestoßen hätte.

Die Königin Amalaberga floh nach Italien zum Gotenkönige Theodat und als später Vitiges von Belisar gefangen nach Konstantinopel geführt wurde, zogen auch Amalaberga und ihre Kinder mit dahin. Einer ihrer Söhne Amalafried war nachher Anführer im Heere des Kaisers und stand dem Langobardenkönig Audoin gegen die Gepiden bei.

Den Kampf der Franken gegen die Thüringer unter ihrem Könige Herminfried werden wir noch einmal wieder erzählt finden, nämlich bei den Sachsen; aber mit der erzählten Geschichte haben sich in der sächsischen Erzählung alte Sagen so verbunden, daß sie davon nicht zu trennen sind. Vergl. Sachsen Nr. 3.

23. Radegundis († 587).

Als die Gemahlin Chlotars Radegundis, die, wie wir aus der vorigen Erzählung gelernt haben, eine thüringische Königstochter war, einstmals mit einer großen Begleitung eine Reise machte, erblickte sie nicht fern von der Straße einen Götzentempel, welcher von den Franken verehrt wurde. Sie war aber eine Christin und darum wollte sie den heidnischen Götzendienst nicht dulden, sondern befahl ihren Begleitern Feuer an den Tempel zu legen. Als dies die Franken merkten, welche rund umher wohnten, kamen sie in großer Anzahl mit Schwertern und Prügeln herbei, um ihren Gott zu verteidigen. Aber die Königin beharrte bei ihrem Entschlusse und sagte, daß sie ihr Roß nicht eher zum Weitergehen antreiben würde, als bis der Tempel in Flammen stünde und bis der Friede wiederhergestellt würde; denn der Kampf hatte schon begonnen. Auf die Bitten der Königin ließen sich endlich die Franken zum Frieden bewegen, der Tempel wurde verbrannt und die Heiden fügten sich dem Christentume.

Anfangs lebte diese Königin Radegundis in Frieden und Einigkeit mit ihrem Gemahl; aber wegen der häufigen Untreue des Königs Chlotar brach bald ein Zwist unter ihnen aus. Da bat die Königin ihren Gemahl, daß er ihr gestatten möchte, die Einsamkeit des klösterlichen Lebens dem Treiben der Welt vorzuziehen, und Chlotar bewilligte es. Der Bischof Medardus von Noyon weihte sie darauf zur Nonne, und sie stiftete in Poitiers das berühmte Kloster zum heiligen Kreuz

und lebte dort lange als Äbtissin. Nach ihrem Tode wurde sie heilig gesprochen.

24. Der heilige Gallus*) in Köln.

Als einstmals der König Theoderich nach Köln reiste, nahm er auch den Heidenbekehrer Gallus mit sich. Dort war ein Götzentempel, auf verschiedene Weise verziert, in welchem die Heiden reichliche Opfer darbrachten und sich dabei mit Speise und Trank bis zum Erbrechen anfüllten. Dort verehrten sie auch Bilder wie Götter und baten sie um Hilfe gegen ihre Krankheiten und ein jeder brachte das Glied seines Körpers, an welchem er litt, in Holz ausgehauen dem Gotte dar. Als das der heilige Gallus vernahm, eilte er gleich dahin, nur von einem Priester begleitet, zündete ein Feuer an und, da keiner der Heiden da war, legte er das Feuer an den Tempel und blies es an. Aber die Heiden sahen den Rauch von dem Tempel aufsteigen und stürzten eilig herbei, um den Täter zu ergreifen. Sie fanden ihn und zogen ihre Schwerter, um ihn zu töten; aber er entkam ihnen und floh in den Palast zum Könige. Als dieser von den drohenden Heiden erfuhr, was vorgefallen wäre, redete er ihnen gütlich zu, bis sie von ihrer Verfolgung abließen.

25. Der Tod der Söhne Chlodomers.

Die alte Königin Chlotilde hatte die Kinder ihres Sohnes Chlodomer, der im Kriege gegen die Burgunden gefallen war, zu sich nach Paris kommen lassen, um dort selbst ihre Enkel zu pflegen. Das sah Childebert, der eine der fränkischen Könige, und weil er fürchtete, daß seine Neffen durch die Gunst ihrer Großmutter einen Teil ihres Reiches beanspruchen

*) Dieser Gallus ist nicht zu verwechseln mit dem späteren Gallus, welcher mit Kolumbanus nach Alemannien kam und dort das Christentum predigte. Der hier genannte Gallus starb 553.

könnten, ließ er seinem Bruder Chlotar sagen: „Unsere Mutter Chlotilde hat Chlodomers Söhne bei sich und will, daß ihnen ein Teil des Reiches gegeben werde. Darum komm nach Paris, damit wir gemeinsam beraten können, ob wir ihnen das Haar abschneiden und sie dadurch dem großen Haufen gleich machen sollen, oder ob wir sie töten, um das Reich unseres Bruders unter uns beide zu teilen." Chlotar freute sich über diese Meldung und kam eiligst nach Paris, wo Childebert unterdessen hatte ausstreuen lassen, daß die Könige zusammenkämen, um ihre Neffen zur Herrschaft zu erheben.

Als Chlotar in Paris angekommen war, schickten beide Könige einen Boten zu ihrer Mutter und baten sie, ihnen ihre Neffen zuzusenden, damit sie auf dem Schilde zu Königen erhoben würden. Die alte Königin merkte die List nicht, sondern freute sich, stärkte die Knaben mit Speise und Trank und ließ sie dann gehen mit den Worten: „Nun glaube ich, daß ich den einen meiner Söhne nicht verloren habe, wenn ich seine Kinder an seinerstatt zu Königen erhoben sehe." Sobald die Knaben ankamen, wurden sie gleich ergriffen, von ihren Hofmeistern und Sklaven, welche sie begleiteten, getrennt und einzeln bewacht. Dann schickten die beiden Könige einen Vertrauten, namens Archadius, mit einer Scheere und einem entblößten Schwerte zur Königin, und dieser sprach zu ihr: „Ruhmvolle Königin, deine Söhne erwarten deinen Willen, ob deine beiden Enkel sterben oder mit abgeschorenem Haare leben sollen." Die Königin war zugleich erschrocken und erzürnt, zumal da das bloße Schwert und die Scheere vor sie gebracht wurden, und in ihrer Leidenschaft sprach sie, sich selbst nicht beherrschend: „Wenn sie nicht Könige sein sollen, so wäre es mir lieber, sie tot als geschoren zu sehen." (Vgl. die Anm. p. 8.)

Der Bote kümmerte sich wenig um ihren Schmerz

und fragte auch nicht weiter, was sie dabei dächte, sondern kehrte schnell zu den Königen zurück und sprach: „Vollendet nur eure Tat; denn die Königin selbst will, daß sie geschehe."

Die Könige zauderten nicht. Chlotar ergriff den älteren Knaben, warf ihn zu Boden und stach ihm das Messer in die Brust. Als er noch stöhnte, warf sich sein Bruder zu Childeberts Füßen, umfaßte sein Knie und bat weinend: „Hilf mir, lieber Oheim, daß ich nicht auch sterbe, wie mein Bruder." Childeberts Augen füllten sich mit Tränen und mit naßen Wangen sprach er zu seinem Bruder Chlotar: „Ich bitte dich, lieber Bruder, töte ihn nicht, sondern schenke mir sein Leben. Ich will um seines Lebens willen tun, was du auch fordern mögst, nur laß ihn leben." Aber Chlotar rief wütend vor Zorn: „Entweder laß ihn los, oder du stirbst selbst an seinerstatt! Du selbst hast diese Sache angezettelt und willst nun feige zurückweichen?" Da ließ Childebert den Knaben fahren, alsdann ergriff Chlotar das Kind und tölete es wie seinen Bruder. Nachdem sie alsdann auch die Hofmeister und die Sklaven der Kinder gemordet hatten, bestiegen sie ihre Rosse und ritten davon.

Die alte Königin ließ die Leichen der Kinder auf eine Bahre legen und begleitete sie mit großem Gefolge und mit vielem Jammer zur Peterskirche und ließ sie dort beide begraben. Der eine der Knaben war zehn, der andere acht Jahre alt geworden. Den dritten, namens Chlodowald, hatten sie nicht ergreifen können; denn er war durch die Hilfe wackerer Männer in Sicherheit gebracht. Als er aber heranwuchs, verzichtete er auf alle Herrschaft; er schnitt sich mit eigener Hand die Haare ab und ging ins Kloster.

26. Theodeberts Einfall in Italien (539).

Während des gotischen Krieges fielen auf einmal die Franken in Italien ein. Davon erzählt uns der Geschichtschreiber Prokop folgendes:

Die Franken vernahmen, daß sich die Goten und Römer durch den Krieg in Italien gegenseitig aufrieben, und hielten das für eine willkommene Gelegenheit sich selbst Italiens zu bemächtigen. Sie vergaßen die Eidschwüre, mit welchen sie zu Anfang des Krieges dem Kaiser Justinian und hernach den Goten Ruhe und Frieden zugeschworen hatten; denn die Franken sind von allen Völkern das treuloseste. Ihr König Theodebert bot ein großes Heer auf bis auf hunderttausend Mann und fiel mit diesen in Italien ein. Wenige Reiter nur umgaben ihn, die mit Speeren bewaffnet waren, die übrigen waren sämtlich Fußgänger und weder mit einem Bogen, noch mit einem Speere, sondern nur mit Schwert, Schild und einer einzigen Streitaxt bewehrt, deren Eisen sehr stark und an beiden Seiten sehr scharf, deren Handhabe aus Holz und sehr kurz war. Mit solchen Waffen ausgerüstet drangen die Franken über die Alpen, welche Italien von Gallien trennen, und betraten Ligurien. Die Goten hatten es ihnen schon früher übel genommen, daß sie auf alle ihre Bitten und Versprechungen von Äckern und Geld es nicht hatten erlangen können, daß die Franken ihnen zu Hilfe kämen. Da sie aber vernahmen, Theodebert rücke mit einem großen Heere heran, jubelten sie vor Freude; denn nun meinten sie auch Belisar wohl besiegen zu können. So lange die Franken in Ligurien waren, fügten sie den Goten kein Leid zu, damit ihnen nicht von diesen der Übergang über den Po verwehrt würde. Als sie aber die Stadt Ticinum (später Pavia) erreichten, wo schon die alten Römer eine Brücke geschlagen hatten, fügte die gotische Besatzung den bisherigen Gunstbezeugungen der Goten gegen die Franken noch das hinzu, daß sie dieselben ungehindert den Fluß passieren ließen. Als die Franken aber erst im Besitze der Brücke waren, opferten sie die Weiber und Kinder der Goten, die sie da fanden, und warfen ihre Leichen in den Fluß als Erstlinge

des Krieges. Denn obwohl die Franken schon Christen geworden waren, so behielten sie doch viele Gebräuche aus dem Heidentume und namentlich brachten sie ihren Gottheiten noch Menschenopfer und anderen Götzendienst dar.

Erschreckt flohen die Goten in die Stadt, die Franken überschritten alle die Brücke und näherten sich dem Lager der Goten. Als diese sie truppweise herankommen sahen, freuten sie sich erst, weil sie nicht anders wußten, als daß die Franken ihnen zu Hilfe kämen. Aber die Franken bedienten sich bald ihrer Streitäxte gegen die Goten, da flohen diese und kamen sogar nahe am römischen Lager vorbei auf dem Wege nach Ravenna. Als die Römer sie fliehend erblickten, glaubten sie, Belisar sei ihnen zu Hilfe gekommen, habe das gotische Lager erobert und treibe die Goten nun in die Flucht. Sie ergriffen die Waffen, um sich mit Belisar zu vereinigen; aber da stießen sie auf ein Heer der Franken und mußten kämpfen wider ihren Willen. Auch die Römer wurden vollständig geschlagen und konnten ihr Lager nicht wiedergewinnen, sondern suchten nur sobald wie möglich in Sicherheit zu kommen.

Die Franken waren nun im Besitz beider Lager und lebten vergnügt und froh von den Vorräten, die sie dort fanden; aber da ihre Menge so groß war, hatten sie die Nahrung bald verzehrt und es blieb ihnen nichts anderes übrig als Rindfleisch und Powasser. Dies Wasser aber schwächte den Magen so, daß er Rindfleisch nicht mehr verdauen konnte und daraus entstanden Durchfälle. Weil sie aber keine zweckmäßigere Nahrung sich verschaffen konnten, so nahm die Krankheit zu, und es starben so viele, daß diese Krankheit ein Drittel des fränkischen Heeres vernichtet haben soll.

Als Belisar die Nachricht von der Ankunft der Franken vernahm, ward er sehr bekümmert und ärgerlich zugleich und schrieb deshalb sogleich an Theodebert: „Einem Manne, der

so viele Völker beherrscht, 'ziemt die Lüge nicht. Bei Anfang des gotischen Krieges hast du uns Hilfe gegen sie versprochen, nachher hieltest du dich ruhig und tatest nichts für uns; nun aber ist es soweit gekommen, daß du selbst gegen uns heranziehst. Laß ab, berühmter König, von einem solchen Unternehmen und bedenk, daß du dich gegen einen mächtigen Kaiser vergehst, der das ihm angetane Unrecht mit schwerer Hand zu rächen vermag." Auf diesen Brief war Theodebert ungewiß, was er tun sollte; aber da zugleich die Franken ihm bittere Vorwürfe machten, daß er so viele von ihnen ohne Grund in einer öden Gegend sterben ließe, brach er auf und kehrte mit ihnen so schnell wie möglich in die Heimat zurück.

27. Theodeberts Kampf gegen seinen Oheim und sein Tod.

Einstmals wollten Theodeberts beide Oheime Childebert und Chlotar gegen ihn ziehen und ihm sein Erbe nehmen; aber sie vermochten nichts gegen ihn, weil sein Volk ihm treu war, und wurden besänftigt durch die reichen Geschenke, die er ihnen bot. Da gedachte Childebert an sein hilfloses Alter und ließ dem Theodebert sagen: „Ich habe keine Kinder und möchte dich an Sohnes Statt annehmen." Theodebert hörte auf die Bitte seines Oheims und als er zu demselben kam, wurde er reich von ihm beschenkt und erhielt von allen Besitztümern seines Oheims den dritten Teil. Alsdann zeigte sich Theodebert als ein gerechter König gegen sein Volk und beschützte die Kirche und die Armen.

Nicht lange hernach aber verbündete er sich mit Childebert gegen seinen andern Oheim Chlotar, um diesem sein Reich zu nehmen. Chlotar verzweifelte daran, sich der vereinten Macht der beiden widersetzen zu können, und floh in einen Wald, wo er sich durch Verhaue von großen Baumstämmen

zu schützen suchte. Die alte Königin Chlotilde ward sehr betrübt, als sie die Nachricht von dem neuen Zwiste ihrer Söhne vernahm. Sie ging in die Kirche und betete dort die ganze Nacht, daß doch der Bruderkrieg unter ihren Söhnen nicht ausbrechen möchte. Indessen kam doch das Heer der beiden Könige heran und umstellte den Wald, in welchem Chlotar verborgen war. Am folgenden Tage wollten sie ihn herausholen und töten; aber am Morgen dieses Tages erhob sich ein entsetzliches Ungewitter. Ihre Zelte wurden zerrissen, ihre Geräte hinweggeschwemmt, unter immerwährendem Blitz und Donner fielen Hagel und Steine vom Himmel auf sie nieder. Sie konnten sich nur noch durch ihre Schilde schützen, welche sie emporhielten; aber ihre Pferde wurden zerstreut und konnten zum großen Teil nachher nicht wieder aufgefunden werden. Auch von den Menschen fielen viele nieder und die Verwüstung war allgemein. Da gingen die Könige in sich, warfen sich nieder und bekannten den Frevel, den sie gegen ihren nächsten Verwandten hatten ausüben wollen. Als das Unwetter aufgehört hatte, sammelten sie ihr Heer und zogen wieder heim.

Dieser König Theodebert kam nachher auf folgende Weise ums Leben. Einstmals ging er auf die Jagd, da traf er auf einen Ochsen von wunderbarer Größe, nicht von solcher Art, wie sie geduldig den Pflug ziehen, sondern einen Bewohner der Wälder, der wild mit gesenktem Haupte und aufgerichteten Hörnern einherstürzte und alles vor sich niederwarf. Solcher Tiere waren damals noch alle Wälder voll; denn die Wälder waren dicht und schattig, wie es diese Tiere gern haben, und boten reichliche Nahrung dar, und der Mensch nahm nur erst einen kleinen Teil des Bodens für seinen Pflug und die Weide des zahmen Viehes in Anspruch. Als Theodebert das gewaltige Tier herannahen sah, blieb er auf einem erhöhten Orte stehen, um es da zu erwarten und ihm

den Todesstoß zu versetzen; aber das Tier rannte in seinem Zorne gegen einen Baum. Dieser war nicht gar zu dick und zerbrach deshalb, ein starker Ast desselben aber schlug mit Heftigkeit nieder und traf den Frankenkönig auf das Haupt. Theodebert fiel rücklings nieder; zwar ward er sogleich heimgetragen, aber der Schlag war tödlich, und Theodebert verschied noch am selben Tage (547). Sein Sohn Theodebald ward König an seinerstatt.

28. Der Untergang des Leutar und Bucelin.

Nachdem Tejas, der letzte König der Ostgoten, im Jahre 552 rühmlich gefallen war, waren nur noch wenige Goten übrig; aber ein Teil dieser Wenigen wollte doch den Kampf nicht aufgeben. Sie baten den Frankenkönig Theodebald um Hilfe; aber dieser war nicht kriegerisch gesinnt. Da der König nicht wollte, machten sich zwei Herzöge der Alemannen und angesehene Große des fränkischen Reiches, namens Leutar und Bucelin mit ihren Gefolgen, einer großen Anzahl Alemannen und Franken auf, um den Überbleibseln der Goten Hilfe zu bringen. Alemannien nämlich gehörte damals schon ganz zum Frankenreiche. Nach ihrer Besiegung durch Chlodwig hatten die Alemannen Theoderich den Großen um Schutz angerufen; den hatte er ihnen gewährt und einen großen Teil von ihnen mit seinem Reiche vereint; aber um Frieden mit den Franken zu haben, hatte der Gotenkönig Vitiges alles Gebiet der Alemannen an die Söhne Chlodwigs abgetreten. Als nun diese Franken und Alemannen in Italien einbrachen, dachte Aligern, der jüngere Bruder des Königs Tejas, trauernd nach über die Lage seines unglücklichen Vaterlandes. Es entging ihm nicht, daß die Franken herkamen unter dem Schein und dem Vorgeben, den Goten Hilfe zu bringen, daß sie aber in ihrem Sinn noch andere Nebengedanken hätten. Er glaubte, wenn die Römer vor

ihnen aus Italien weichen müßten, so würden die Franken den Goten ihr Vaterland nicht wieder abtreten, sondern ihnen fränkische Fürsten setzen und sie ihrer heimatlichen Gesetze berauben und zwingen, nach fränkischen Gesetzen und Einrichtungen zu leben. Während er sich dies häufig überlegte und zugleich von Narses in der Stadt Cumä immer eingeschlossen gehalten wurde, schien es ihm besser, die Stadt mit ihren Schätzen dem Narses zu übergeben und nach römischen Sitten und Gesetzen zu leben, als aufs neue das Land den Gefahren eines langen Krieges zugunsten der Franken auszusetzen. Zudem hielt er es für billiger, wenn die Goten Italien doch nicht behaupten könnten, es wieder an die Römer abzugeben, die ältere und gerechtere Ansprüche hätten als die Franken. Diese Gedanken legte er den Seinigen vor, und sie billigten sie.

Deshalb ließ Aligern den Belagerern sagen, er wünsche den Oberanführer zu sprechen. Das ward ihm gewährt, und Aligern ging hinaus nach Classes im Bezirk von Ravenna, wo Narses verweilte. Als Aligern vor ihn trat, überreichte er dem Oberfeldherrn der Römer die Schlüssel der Stadt Cumä und bat ihn um eine gütige Behandlung für sich und die Seinigen. Narses umarmte ihn freundlich und entließ ihn unter vielen Versprechungen. Alsdann nahm Narses die Stadt in Besitz und verteilte seine Truppen in die andern festen Plätze des Landes. Nicht lange darauf stand Aligern oben auf der Mauer der Feste, als gerade die Franken vorüberzogen. Er höhnte sie, daß sie zu spät kämen und daß alles bereits in die Gewalt der Römer gegeben sei, ja daß er selbst die Abzeichen der königlichen Würde ihnen überliefert hätte, und daß also, wenn die Franken jetzt einen von ihnen zum Könige machen wollten, sie nicht einmal die königlichen Abzeichen hätten. Die Franken dagegen schalten ihn und nannten ihn einen Verräter und Verderber seines Volkes.

Sie waren zweifelhaft, ob sie den Krieg noch fortsetzen oder sich nun heimbegeben sollten. Leutaris wollte lieber umkehren und daheim ruhig die reiche Beute genießen und schickte deshalb auch Boten an seinen Bruder Bucelin, daß er die zweifelhaften Fälle des Krieges vermeiden und heimkehren möchte. Aber Bucelin verpflichtete sich den wenigen Goten, die noch bei ihm übrig waren, mit einem Eide, daß er mit ihnen ein Treffen gegen die Römer wagen würde, und dafür versprachen jene, daß sie ihn zu ihrem König machen wollten. So war die Verbindung geschlossen und Leutar ging zwar nach Hause, aber mit dem Versprechen, daß er nur erst die Beute in Sicherheit bringen und dann mit einem neuen Heere seinem Bruder zu Hilfe kommen wollte.

So kehrte denn Leutar mit seinen Alemannen heim; aber er wußte nicht, wie bald ihm ein Ziel gesetzt war. Überall war die Gegend durch den langen sechzehnjährigen Krieg verödet und es mangelte den Heeren an den notwendigen Lebensmitteln. In dieser Not aßen die Deutschen Weintrauben und andere Nahrung, die ihnen nicht zusagte, und wurden davon krank und starben haufenweise. Auch den Führer Leutar ergriff diese Krankheit, die in wenigen Stunden sein Leben endete, zwischen Verona und Trident. Dieselbe Krankheit wütete auch im Heere Bucelins, der in einem festen Lager den Angriff der Kaiserlichen ruhig abwarten wollte und dabei täglich auf die Rückkehr seines Bruders hoffte; denn er wußte nichts von dessen Tode. Lange aber konnten die Alemannen es nicht mehr so aushalten; als Narses ihnen gegenüber gelagert war, verlangten sie zum Angriff geführt zu werden. Von dem Heere der fünfundsiebzigtausend Streiter, die über die Alpen gezogen, waren nicht mehr als dreißigtausend übrig, und Narses hatte nicht einmal zwanzigtausend. Deshalb dachte Bucelin, daß der Sieg ihm sicher wäre. Aber die wahrsagenden Frauen im Lager der Alemannen verboten den Kampf

an dem vorherbestimmten Tage; denn sie sagten, die Götter wären ihnen nicht günstig gesinnt und würden Verderben über sie verhängen.

Die Alemannen waren damals noch Heiden; denn obwohl ihr Land mit dem Frankenreiche vereint war, so waren sie doch namentlich in ihrer Gottesverehrung den Sitten ihrer Väter treu geblieben. Sie beteten noch in den heiligen Hainen die Götter an, von denen sie glaubten, daß sie dort ihre Wohnsitze hätten, sie verehrten noch die Gewässer, die Flüsse, die Berge und die Wälder und brachten allen diesen Gottheiten Pferde und Rinder und andere Tiere zum Opfer dar. Dies dauerte auch noch lange Zeit; denn sechzig Jahre später kamen Columban und Gallus in ihre Gegend, da waren die Alemannen noch Heiden, und als die beiden Apostel ihnen predigten von Gott und Christus, antwortete ihnen einer der Alemannen: „Unsere alten Götter haben uns und unsere Väter mit Regen und Wärme bis dahin genug versehen, wir wollen sie nicht verlassen, sie regieren wohl."

Damals im Jahre 552 am Flusse Casilino in Italien glaubten Bucelin und sein ganzes Heer noch fest an das Wort der wahrsagenden Frauen und verschoben den Kampf; aber beide Heere rüsteten sich. Unterdessen ward dem Feldherrn Narses die Nachricht gebracht, daß einer aus dem deutschen Stamme der Heruler, die in seinem Heere dienten, einer der angesehensten und vornehmsten Männer, einen Sklaven erschlagen habe. Narses befahl, daß der Täter sogleich in die Mitte vorgeführt werden sollte; denn er wollte vor dem Treffen allen Pflichten der Gerechtigkeit Genüge leisten. Als er nun den Heruler fragte, bekannte dieser die Tat ohne Umschweife und sagte dabei, also sei es sein Herrenrecht, mit einem Sklaven zu tun nach seinem Belieben, damit auch alle andern Sklaven wüßten, was ihnen bevorstände, wenn sie nicht das Wohlgefallen ihres Herrn hätten. So galt es auch überhaupt bei

allen deutschen Stämmen für Recht. Als Narses sah, daß es ihn nicht gereute, und daß er noch sogar hochfahrend und trotzig sein Recht verteidigte, befahl er den Liktoren, mit ihm zu verfahren nach Gebühr. Da stießen ihm die Liktoren das Schwert in die Seite, und alsbald starb der Heruler.

Aber der ganze Haufe der Heruler trat zusammen und murrte über diese Tat. Narses tat, als achtete er ihrer nicht, sondern trat vor das Heer und rief mit mächtiger Stimme: „Wer des Sieges teilhaftig sein will, der folge dem Feldherrn." Dieser Anruf kräftigte alle, die treu zu ihm hielten. Sindval aber, der Anführer der Heruler, hielt es für schimpflich, wenn er in einem solchen Kriege und bei solcher Lage der Dinge den Feldherrn verließe, und fürchtete auch, daß man es ihm für Feigheit auslegen würde, wenn er seine Zuneigung gegen den getöteten Heruler durch Verlassen des Feldherrn an den Tag legen wollte; darum ließ er sagen, der Feldherr möge auf ihn vertrauen, er werde zur bestimmten Zeit an seinem Posten sein. Narses erwiderte ihm, er würde die Schlachtordnung so einrichten, daß die Heruler zu jeder Stunde in ihre Stellung einrücken könnten. Als Narses die Schlachtordnung aufstellte, ließ er für die Heruler den Platz in der Mitte offen; denn die Heruler beratschlagten noch, was sie tun sollten.

Unterdessen aber flüchteten zwei Heruler zu den Franken und Alemannen, und da sie die Gesinnung des Anführers Sindval nicht kannten und von einem Entschlusse der Heruler noch nichts wußten, reizten sie die Franken an, sobald wie möglich auf die Kaiserlichen loszugehen, weil die Heruler nach ihrer Meinung an dem Treffen nicht teilnehmen würden. Sie sagten, daß die Römer ganz verwirrt und betroffen seien über den unerwarteten Abfall der Heruler, und daß der günstige Augenblick benutzt werden müsse. Bucelin aber glaubte gern, was er wünschte, und mit dem gewöhnlichen Geheul,

wie die deutschen Volksstämme es anzustimmen pflegten, liefen die Franken auf die Kaiserlichen los. Die Gestalt der fränkischen Schlachtreihe war ein Dreieck, einem griechischen Δ zu vergleichen, die Spitze desselben war die stärkste; denn an ihr standen die Männer mit den festesten Schilden gedeckt. Auch auf den beiden Seiten dieses Dreiecks standen die Scharen dicht gedrängt, in der Mitte aber dazwischen war ein leerer Raum, dem die beiden Flügel dem Rücken zuwendeten, damit sie überall das Auge auf den Feind gerichtet hielten.

Die Stellung der Heruler war noch offen, und der Keil der Franken drang ungehindert vor; aber als sie nun schon glaubten, die Schlachtordnung der Kaiserlichen durchbrochen zu haben, hieß Narses die berittenen Bogenschützen von beiden Seiten sich auf die Reihen der Franken werfen. Die Kaiserlichen vollführten sofort den Befehl und schossen von ihren Rossen herab in die Reihen der Fußgänger, als diese um der weiten Entfernung der Reiter willen von ihren Waffen noch keinen Gebrauch machen konnten. Wo einer gefallen war, füllten die Franken gleich wieder die Reihe; aber es stürzten ihrer gar viele. Unterdessen kamen auch Sindval und die Heruler wieder, und als die Franken diese erblickten, hielten sie sich für verraten und wollten sich zurückwenden. Aber sie waren ringsum wie von einem Netze eingeschlossen und konnten nirgends hinaus, und in ihrem ungeheuren Menschenknäuel herrschte bald Verwirrung. Da fielen sie haufenweise und von allen Franken und Alemannen, die diesen Zug mit Bucelin unternommen hatten, sollen nur fünf in die Heimat zurückgekehrt sein. Narses aber lobte vor allen am meisten den Goten Aligern und den Heruler Sindval.

Durch diesen letzten Sieg war Italien dem oströmischen Kaiserreiche wiedergewonnen, und Narses war der erste kaiserliche Statthalter von Italien, unter dem Namen Exarch und wohnte zu Ravenna. Er selbst aber rief nachher den

Langobardenkönig Alboin her, der dem Kaiser das schöne Land Italien für immer entriß. (Vergl. 1. Bdchn. Langobarden Nr. 10.)

29. Chlotar kämpft gegen seinen Sohn Chramnus und stirbt bald darauf.

Ein Jahr nach dem Zuge des Leutar und Bucelin starb Theodebald im Jahre 553, und wenige Jahre nachher auch sein Bruder Childebert. Da vereinigte Chlotar I. wieder das große Frankenreich im Jahre 558. Sein Bruder Childebert hatte sich noch kurz vor seinem Tode wieder mit Chramnus, dem Sohne Chlotars, gegen den Vater verbunden, und Chramnus ließ auch nach dem Tode seines Oheims nicht ab vom Kriege gegen seinen Vater. Deshalb zog Chlotar gegen seinen Sohn, welchem Chonorer, der Graf von Britannien (Bretagne) Beistand leistete. Dieser sprach zu Chramnus: „Es ist nicht recht, daß du gegen deinen Vater zum Kampfe ausziehst. Darum laß mich allein mit deinem Heere heute nacht ausziehen, um ihn zu überfallen, wenn er mit seinem Heere ruhig schlafend für den Kampf des morgenden Tages ausruht.“ Das wollte Chramnus aber nicht zugestehen, und darum kam es am andern Morgen zur offenen Feldschlacht. Es dauerte nicht lange, so wandte Chonorer den Rücken und floh. Da mußte auch Chramnus fliehen und eilte zu den Schiffen, welche er für den Fall des Unglücks am Meeresufer bereit liegen hatte. Aber als er schon in Sicherheit war, vernahm er, daß seine Frau und seine Kinder in die Hände seines Vaters gefallen wären. Darum eilte er zurück, um sie zu befreien, ward aber selbst gefangen und gefesselt. Als Chlotar diese Botschaft gebracht wurde, befahl er, seinen Sohn mit seiner ganzen Familie zu verbrennen. So geschah es. Man brachte ihn mit seiner Frau und seinen Kindern in eine Hütte, verschloß diese und zündete sie von außen an, so daß sie alle erstickt.

Nicht lange hernach aber, nachdem Chlotar einundfünfzig Jahre regiert hatte, fühlte er sein Ende herannahen. Er ging darum nach Tours, um am Grabe des heiligen Martinus Gott um Vergebung seiner Sünden zu bitten, und machte der Kirche reiche Geschenke. Von dort aus ging er noch einmal auf die Jagd, aber mitten im Walde überfiel ihn ein hitziges Fieber. Man brachte ihn zurück und er starb gerade ein Jahr nach dem Tode seines Sohnes Chramnus. Seine noch übrigen vier Söhne begleiteten ihn zu seiner Ruhestätte in der Medarduskirche zu Soissons (561). Dann teilten sie das Reich unter sich durch das Los, wie es im Frankenlande Sitte war. Durch die Teilungen aber kamen bei der Habsucht und Raubsucht dieser Könige unendliche Leiden über die Völker. Charibert, der älteste, erhielt das Land im Westen mit der Hauptstadt Paris, Guntram das burgundische mit der Hauptstadt Orleans, Chilperich das nördliche mit Soissons und Siegbert das östliche mit Rheims.

Wie ihr Vater und ihre Oheime getan hatten, so haßten und verfolgten auch diese Brüder sich untereinander und brachten schwere Leiden über ihre Völker. Der eine von ihnen, Siegbert, nahm eine westgotische Königstochter Brunehild zur Frau, und Chilperich ihre Schwester Galsuinta; aber diese Frau ward bald getötet, um einer andern, namens Fredegunde, Platz zu machen. Der Haß zwischen Brunehilde und Fredegunde ward dann die Quelle unzähliger Greueltaten der Könige des fränkischen Reiches, und mit den Königen wetteiferten die Großen, und vergebens erhoben die Bischöfe und Priester dagegen mahnend und warnend ihre Stimmen. Diese Greuel wollen wir nicht alle erzählen, sondern nur einige der Taten, Sagen und Reden, welche uns zeigen, wie die Menschen damals dachten und handelten, und wie ein Geschlecht dem andern die Taten der Vorfahren überlieferte.

30. Die Behandlung der Sklaven.

Im sechsten Jahrhundert lebte ein fränkischer Großer, namens Rauching, ein stolzer und grausamer Mann, der seine Sklaven sehr mißhandelte. Wenn er zu abend aß, so mußte ihm ein Sklave das Wachslicht halten. Vorher jedoch befahl er ihm, seine Schenkel zu entblößen, und dann mußte der Sklave das Licht so nahe an seine Schenkel halten, bis es erlosch, und wenn es wieder angezündet war, so geschah dasselbe und wurde so lange wiederholt, bis die Schenkel des Sklaven völlig verbrannt waren. Wenn aber der Unglückliche einen Laut des Schmerzes von sich gab oder sich von der Stelle bewegen wollte, so bedrohte ihn Rauching mit dem entblößt daliegenden Schwerte, und jemehr der Sklave vor Schmerz weinte, destomehr freute sich sein Herr.

Einstmals wollten sich unter seinen Sklaven ein Mann und eine Frau heiraten, da sie sich schon zwei Jahre hindurch Zuneigung bewiesen hatten. Deshalb gingen sie in die Kirche, und der Priester segnete ihren Bund ein. Als Rauching das erfuhr, eilte er schnell hinzu und forderte von dem Priester, er sollte ihm sogleich seine Sklaven herausgeben. Der Priester aber sprach: „Du weißt, welche Verehrung der Kirche Gottes gebührt. Du kannst sie nicht eher erhalten, als bis du mir versprichst, sie nicht wieder zu trennen und sie nicht mit einer Strafe zu belegen." Rauching schwieg eine Weile, um darüber nachzudenken; alsdann legte er die beiden Hände auf den Altar und schwur: „Ich will sie nie voneinander trennen, sondern sie sollen immer zusammen bleiben. Zwar haben sie unrecht getan, daß sie ohne meine Einwilligung zu dir gegangen sind; aber doch willige ich ein." Der Priester glaubte gutmütig dem Versprechen des schlauen Mannes und entließ die Sklaven.

Rauching nahm die beiden Sklaven mit nach Hause. Dort ließ er einen dicken Baum fällen, die Zweige und Äste

abhauen und dann den Stamm mit einem Keile auseinander spalten. Dann ließ er die Hälfte desselben aushöhlen und in eine Grube legen. In diese Grube wurden auf dies Holz die beiden Sklaven gelegt, und dann befahl er Erde aufzuschütten und das Paar lebendig zu begraben, indem er sprach: „Ich will meinen Eid nicht brechen, daß sie niemals getrennt werden sollen." Als das dem Priester angesagt wurde, eilte er schnell her, schalt den Rauching über diese Tat und erlangte von ihm, daß sie wieder ausgegraben wurden. Der Mann wurde noch lebend herausgezogen, aber die Frau war schon erstickt.

An solchen Taten freute sich der Mensch, und darum war es ein wohlverdienter Lohn, als auch ihn der König eines Tages töten ließ, wenn er auch damals nichts gegen diesen verbrochen hatte.

31. Die Blutrache bei den Franken.

Zwar war im sechsten Jahrhundert bei den Franken die Blutrache schon abgeschafft und an ihrer statt längst das Wergeld eingeführt; aber in den Zeiten der Verwirrung und des Kampfes zwischen den beiden Königinnen Brunehilde und Fredegunde kehrten sie noch oft zu der alten rohen Sitte der Vorfahren zurück. Davon gibt uns eine Vorstellung folgende Geschichte, welche zu Tournay im Frankenlande vorfiel.

Ein Ehemann wurde seiner Gattin oftmals ungetreu, und deshalb machte ihm ihr Bruder Vorwürfe und schalt ihn, daß er sich bessern möge. Als dies aber dennoch nicht geschah, wurde der Schwager so zornig, daß er mit einer Anzahl seiner Freunde auf den Beleidiger losging und ihn erschlug. Aber auch die Freunde des Erschlagenen eilten herbei, und es entspann sich ein allgemeiner Kampf, der mit dem Tode aller endete bis auf einen, der übrig blieb. Nun

standen aber auch alle Verwandten der Erschlagenen gegeneinander auf und wollten ihre Toten rächen. Die Königin Fredegunde ermahnte zum Frieden, damit nicht der Brand dieser Feindschaft immer größer würde; aber alle ihre guten Worte waren vergebens. Deshalb gedachte sie den Streit dadurch zu beenden, daß sie die Urheber vernichtete. Sie lud die hervorragendsten Führer der beiden Parteien zum Gastmahle ein und bewirtete sie gut. Als das Mahl abgetragen war, blieben die Eingeladenen nach fränkischer Sitte ruhig auf ihren Sitzen und tranken weiter. Allmählich wurden sie trunken, und auch ihre Gefolgsleute verliefen sich einer nach dem andern in dem königlichen Palaste und schliefen ihren Rausch aus, wo sie gerade einen Platz fanden. Als Fredegunde glaubte, daß alles ihrer Absicht günstig war, ließ sie einige von ihrer Leibwache mit ihren Streitäxten bewaffnet hinter die Stühle der Männer treten, welche noch dasaßen und miteinander stritten. Auf ein gegebenes Zeichen schlugen die Diener der Königin zu, und die Franken sanken tödlich getroffen von ihren Stühlen. So glaubte die Königin den Frieden gewahrt zu haben; aber die Freunde der Getöteten hätten gern wieder Rache an der Königin genommen, wenn sie es nur vermocht hätten.

32. Das Asylrecht der Kirche.

Der König Chilperich wurde von seiner Gemahlin Fredegunde gegen ihren Stiefsohn Meroveus aufgehetzt und deshalb ließ er ihm die Haare abschneiden und steckte ihn ins Kloster. Als Meroveus da verweilte, gab ihm einer seiner Freunde den Rat, er solle entweichen und sich nach Tours in die Kirche des heiligen Martinus flüchten. Dies tat Meroveus und kam eines Tages in der St. Martinskirche zu Tours an, als der Bischof Gregor, der uns dies berichtet hat, selber die Messe las. Meroveus bat den Bischof um

seinen Segen, und dieser gewährte ihn auf vieles Bitten und nahm den Königssohn dadurch in seinen Schutz. Alsdann schickte er Boten zum Könige Chilperich und ließ ihm sagen: „Siehe dein Sohn ist hier." Fredegunde aber sprach: „Das sind Kundschafter, sie wollen sehen, wie es mit dem Könige steht," und bat ihren Gemahl, er solle die Boten gefangen setzen. So wurden denn die Boten sogleich ihres Eigentums beraubt und in den Kerker geworfen. Alsdann schickte Chilperich Boten an den Bischof und ließ ihm sagen: „Wirf den abtrünnigen Menschen aus der Kirche, wo nicht, so will ich das ganze Gebiet von Tours verheeren." Der Bischof Gregor aber war entschlossen, das alte Recht der Kirche zu wahren, und entgegnete deshalb: „Was zur Heidenzeit nicht geschehen ist, soll wahrlich auch zur Christenzeit nicht geschehen;" denn auch in heidnischen Zeiten hatte ein Tempel oder Altar dem Bedrängten Schutz verliehen. Darum behielt Gregorius den Meroveus unter seinem Schutze.

Der König Chilperich kam nun mit einem großen Heeresgefolge heran und wollte doch seinen Sohn gern ausgeliefert haben; aber er wagte es nicht Gewalt zu gebrauchen. Deshalb ließ er durch einen Diener auf das Grab des heiligen Martin einen Brief niederlegen, der die Bitte enthielt, daß der heilige Martin ihm wieder schreiben möchte, ob er ihm gestatte, seinen Sohn Meroveus mit den Freunden desselben aus der Kirche hervorzuholen oder nicht. Der Diakonus, welcher auf Befehl des Königs den Brief desselben auf das Grab des heiligen Martin niedergelegt und ein unbeschriebenes Blatt hinzugefügt hatte, auf welches der Heilige seine Antwort schreiben könnte, wartete drei Tage, und als das Blatt am dritten Tage noch ganz unbeschrieben war, brachte er es dem König zurück, und der König sah ein, daß der Heilige ihm nicht antworten wolle. Meroveus aber versuchte auch sein Heil auf dem Grabe des heiligen Martin

und legte den Psalter, das Buch der Könige und ein Evangelienbuch darauf nieder. Dann durchwachte er eine ganze Nacht im Gebete und flehte den Heiligen an, daß er ihm eine Weissagung dessen geben möchte, was sich mit ihm ereignen würde. Er fastete noch drei Tage und am dritten Tage öffnete er die Bücher, zuerst das Buch der Könige und dann den Psalter. Beide Sprüche, auf die zuerst sein Auge fiel, schienen ihm Unglück zu bedeuten, und als er das Evangelienbuch aufschlug, las er die Worte: „Ihr wisset, daß wir nach zweien Tagen das Passalamm essen werden, und des Menschen Sohn wird in die Hände seiner Feinde gegeben werden, daß sie ihn kreuzigen.“ Da überfiel ihn Schrecken und er suchte zu entfliehen; aber unterwegs wurde er von einer Schar des Königs Guntram gefangen, der ihn bei sich behielt. Chilperich aber war ergrimmt auf die Bewohner von Tours und den heiligen Martin, überfiel das Gebiet der Stadt und verheerte alles auf die schrecklichste Weise, namentlich alles, was der Kirche des heiligen Martin als Eigentum angehörte. Die Kirche des heiligen Martin aber war eine der angesehensten im ganzen fränkischen Reiche.

33. Die Hochzeitsreise der Tochter des Königs Chilperich.

Wie es in damaliger Zeit um die Sicherheit der Menschen und ihres Eigentums stand, lehrt uns die Beschreibung des Brautzuges, welchen Riguntis, die Tochter des Königs Chilperich, nach dem Gotenreiche unternahm.

Im Spätsommer des Jahres 584 kam eine große Gesandtschaft von Goten zum König Chilperich, um seine Tochter Riguntis abzuholen, welche ihrem Könige zur Gemahlin bestimmt war. Der König ging darauf mit ihnen nach Paris und ließ dort viele Familien, welche in königlichen Häusern wohnten, aus denselben wegnehmen und auf die

Fuhrwerke setzen, damit sie als Leibeigene seiner Tochter mit hinwegzögen. Einige weinten bitterlich und wollten nicht fort; aber Chilperich ließ sie so lange in Gefängnisse setzen, bis der Zug abging. Viele töteten sich auch selbst, weil sie den Schmerz der Trennung von den Ihrigen nicht überleben wollten; denn der Sohn wurde von seinem Vater hinweggerissen und die Mutter von ihrer Tochter und die ganze Stadt war voll Weinens und Wehklagens. Einige, welche mit Gewalt gezwungen wurden mitzureisen, setzten vorher ihren letzten Willen auf und geboten, daß man ihn öffnen und sofort ausführen sollte, sobald sie mit der Königstochter in das gotische Gebiet gekommen wären; denn man sollte sie betrachten, als wenn sie längst gestorben und begraben wären.

Unterdessen kamen Gesandte des andern fränkischen Königs, Childebert, der nach dem Tode seines Vaters Siegbert König geworden war, zu seinem Oheim Chilperich, um ihm zu sagen, daß er sich nicht unterstehen sollte, seiner Tochter etwas von dem mitzugeben, was er von seinem Vater überkommen hätte und was nicht ihm, sondern dem königlichen Hause der Merovinger angehörte. Weder Sklaven, noch Pferde, noch Rindergespanne, noch irgend sonst etwas von diesen Dingen sollte er anrühren, wenn es nicht sein Eigentum wäre, das er sich selbst erworben. Einen von diesen Gesandten fand man darauf ermordet, und niemand wußte von wem; aber der Verdacht wandte sich gegen den König Chilperich. Dennoch versprach er, nichts von dem Familiengute anzurühren, und berief nun die vornehmen Franken und seine Getreuen und feierte die Hochzeit seiner Tochter. Da übergab er den Goten große Schätze, und auch die Mutter Fredegund brachte so viel Gold und Silber und Gewänder herbei, daß der König, als er dies sah, meinte, es wäre ihm gar nichts übrig geblieben. Die Königin merkte,

daß er zornig war, und wandte sich deshalb zu den Franken und sprach zu ihnen: „Glaubet nicht, Franken, daß unter diesen Geschenken etwas von den Schätzen der früheren Könige sei; denn alles, was ihr hier seht, ist aus meinem Eigentume genommen, das mir der ruhmvolle König Chilperich geschenkt hat. Auch habe ich mit eigener Anstrengung mir einiges gesammelt, sowohl von dem Zins der Häuser, die mir gehören, als aus den Früchten und den Tributen, die mir geliefert werden. Auch ihr habt mir oft freiwillige Geschenke dargebracht, und aus diesem allen ist das entnommen, was ihr hier seht, aber aus dem königlichen Schatze ist nichts darunter.“ So ward der König getäuscht und beruhigte sich. So groß aber war die Menge des Goldes und des Silbers und der kostbaren Gewänder, daß man fünfzig Wagen damit belud. Die Franken brachten auch viele Geschenke, einige Gold, andere Silber, andere brachten Rosse, die meisten reiche Gewänder und überhaupt ein jeder von ihnen nach seinem Vermögen.

Als die Königstochter Riguntis mit vielen Tränen Abschied genommen hatte und zum Tore hinauskam, brach eine Achse an ihrem Wagen; da sprachen alle: „Das ist eine böse Vorbedeutung.“ Sie zogen weiter und am achten Meilensteine von der Stadt ließ sie das erste Lager aufschlagen. In der Nacht aber erhoben sich fünfzig Männer, nahmen hundert von den besten Rossen weg und ebensoviel Geschirre und entflohen damit eiligst zum Könige Childebert, dem Oheim der Königstochter. So ging es auch ferner auf dem Wege; wo einer sah, daß er davongehen konnte, da nahm er mit sich, was in seiner Gewalt war, und entfloh.

Unterwegs ward auch von den verschiedenen Gemeinden viel eingebracht; aber der König ließ nichts aus den öffentlichen Mitteln geben, sondern die Armen mußten ihre Steuer bringen. Weil aber der König beständig in Besorgnis war,

daß sein Bruder Guntram oder sein Neffe Childebert seine Tochter überfallen und berauben könnten, ließ er den Zug nur unter starker Bedeckung eines Heeres vorwärts gehen. Diesem hatte er mehrere Anführer vorgesetzt, die für die besten galten. Auch außer diesen zogen mehrere Herzöge und andere Große mit, kehrten aber bei Poitiers wieder um und ließen jene ihren Weg fortsetzen. Auf diesem ferneren Zuge wurde im Frankenlande so viele Beute gemacht, daß man es kaum alles würde aufzählen können. Sie beraubten sogar die Hütten der Armen, die Weinberge hieben sie nieder und nahmen die gefällten Weinstöcke mit den daran hängenden Trauben mit, das Vieh trieben sie fort, wo sie es erlangen konnten, und wo sie überhaupt etwas fanden, was des Mitnehmens wert schien, das ließen sie nicht zurück.

Nach vielen Beschwerden gelangte endlich der Brautzug bis nach Tolosa (Toulouse). Hier auf der Grenze des gotischen Gebiets begann Riguntis zu zaudern, besonders da ihre Getreuen ihr sagten, sie müßten dort sich erholen, weil sie selbst von der Reise ermüdet, ihre Kleider und Schuhe verbraucht und die Fuhrwerke durch das lange Fahren aus den Fugen gegangen wären. Dies alles müßte erst wieder instand gesetzt werden, damit der Bräutigam sie mit Ehren empfangen könnte; denn wenn sie in diesem Aufzuge ins Gotenreich gelangten, so würden sie den Goten zum Gespötte werden. Während sie nun dort verweilten, um alles wieder herzustellen, erhielt Desiderius, der Anführer des Zuges, die Nachricht von dem Tode des Königs Chilperich; denn die Franken waren der Frevel dieses Tyrannen müde geworden, und als er einmal vom Pferde stieg, hatte ihm einer von den Großen das Schwert in die Seite gesenkt und so ermordet. Auf diese Nachricht ging Desiderius in die Stadt hinein, nahm der Königstochter, die er beschützen sollte, alle ihre Schätze weg und verschloß diese in ein Haus, das er mit

einer starken Schutzwache besetzte. Der Riguntis aber ließ er kaum so viel, daß sie notdürftig das Leben fristen konnte. Dann unternahm Desiderius Raubzüge in das Gebiet der Westgoten. Einige Zeit hernach, als er von einem solchen Zuge gegen die Goten heimkehrte, erschlugen ihn die Bürger von Tolosa. Riguntis gelangte nur mit großer Mühe und Gefahr wieder heim zu ihrer Mutter.

34. Sage von dem Walde und den Schellen.

In dem Zwiste der Königinnen Brunhilde und Fredegunde soll sich einmal folgende Begebenheit zugetragen haben.

Einmal brach der König Childebert mit großer Macht in das Reich des Königs Guntram, weil die ihm und seiner Mutter Brunhilde so verhaßte Königin Fredegunde dahin geflohen war. Der König war nicht bei seinem Heere; allein Fredegunde ermahnte die Franken zum mutigen Streite und ließ ihren kleinen Sohn Chlotar vor den Scharen hertragen, und dann folgten ihr die gewaffneten Männer. Der Anführer des Heeres der Fredegunde hieß Landerich und dieser verabredete mit ihr eine List. In der Nacht hieß er das Heer aufbrechen, und als sie an einen Wald kamen, nahm er ein Beil und hieb sich einen Baumast ab, dann hing er Schellen an den Hals seines Pferdes, wie die Franken zu tun pflegten, wenn sie ihre Pferde weiden ließen. Ebenso taten auch alle seine Krieger und alsdann zogen sie einher, jeder mit einem Baumzweig in der Hand und mit klingenden Schellen am Halse des Pferdes, und kamen so in die Nähe des Lagers ihrer Gegner. Die Königin ging mit dem Kinde voran, damit die Krieger sich des Kindes erbarmen und wacker streiten möchten; denn wenn sie unterlagen, kam das Kind in die Hände der Feinde.

In der Dämmerung des Morgens schaute einer der feindlichen Wächter aus und war verwundert über den Wald;

darum rief er seinen Gesellen zu: „Was für ein Wald ist das, den ich dort erblicke; es schien mir doch gestern abend, daß nicht einmal niederes Gebüsch da war?“ Da antwortete ihm der andere Wächter: „Du bist noch trunken von Wein und Schlaf und hast vergessen, daß wir noch gestern im nahen Walde Futter und Weide für unsere Pferde gefunden haben. Hörst du nicht wie die Schellen erklingen am Halse der weidenden Rosse?“ Während dessen aber die Wächter also untereinander redeten, ließen die Franken die Baumzweige fallen und es war da ein anderer Wald, nicht grün von Blättern, sondern blinkend von dem Eisen der Speere. Da überfiel Schrecken das feindliche Lager, aus dem Schlafe aufgescheucht mußten sie gleich in die blutige Schlacht. Ein großer Teil von ihnen wurde erschlagen und die andern stürzten in wilder Flucht davon.

35. Sage von den Schätzen des Königs Guntram.

Vergleichungsweise einer der mildesten und besten dieser fränkischen Könige war Guntram, welcher zu der Zeit lebte, als Autari über die Langobarden herrschte. Die Franken und die Langobarden hatten Krieg miteinander geführt, aber dem freundlichen Sinne dieser beiden Fürsten gelang es den Frieden wieder herzustellen. Von diesem Könige Guntram ward schon von seinen Zeitgenossen eine wunderbare Geschichte erzählt, wie er zu dem Reichtum gekommen sein soll, welchen er so freigebig an alle austeilte. Einstmals war er auf die Jagd gegangen. Sein großes Gefolge zerstreute sich nach und nach im Walde, so daß der König allein mit einem seiner Getreuen zusammenblieb. Da er müde war, wollte er ein wenig schlafen und legte deshalb den Kopf auf die Kniee seines Begleiters. Nachdem der König eine Zeitlang geschlafen hatte, sah der treue Mann, der für ihn wachte, aus dem Munde seines Herrn ein Tierlein hervorgehen, einer Eidechse zu vergleichen,

welches dann an einem kleinen Bache auf- und ablief und sich vergebens abmühte hinüberzukommen. Da zog der, in dessen Schoß der König lag, sein Schwert und legte es über den Bach, so daß das Tierlein wie auf einer Brücke über das Schwert hinübergehen konnte. Nicht lange hernach, nachdem es erst in eine Höhlung des Berges gegangen war, kehrte es zurück und ging auf demselben Wege wieder über das Bächlein, wie vordem, und kroch auch wieder in den Mund des Königs Guntram.

Da erwachte der König und erzählte seinem Getreuen einen wunderbaren Traum. Es hätte ihn nämlich gedäucht, als ginge er über einen Fluß und zwar über eine eherne Brücke. Dann wäre er in einen hohlen Berg gekommen und hätte dort gewaltige Massen Gold erblickt. Der aber, in dessen Schoß der König geschlafen hatte, erzählte ihm darauf alles, was vorgefallen war. Sie waren beide auf gleiche Weise erstaunt; aber sie hielten es für gut, an dem Orte nachzugraben. Dies geschah und man fand ungeheure Schätze, die vor alters da begraben sein mochten. Aus diesem Golde ließ der König ein Trinkgeschirr von wunderbarer Größe und schwerem Gewichte fertigen und wollte dasselbe nach Jerusalem zum heiligen Grabe bringen lassen. Aber es fand sich keine Gelegenheit dazu, und deshalb ward es dem heiligen Marcellus geweiht und in einer Kirche desselben aufgehängt.

36. Die Königin Austrigild.

Wie aber die Gutmütigkeit des Königs Guntram bei andern Gelegenheiten beschaffen war, zeigt uns folgende Geschichte.

Zu der Zeit der Regierung dieses Königs brach einmal eine große Pest aus, von welcher auch Austrigild, die Gemahlin des Königs, befallen ward. Als sie ihr Ende herannahen fühlte, wollte die böse Frau auch noch im Tode andere

ins Verderben mit hineinziehen. Darum sprach sie zu ihrem Gemahl: „Es würde mir wohl noch Hoffnung zum Leben übrig sein, wenn ich nicht in die Hände schlimmer Ärzte gefallen wäre; denn nicht meine Krankheit bringt mich ums Leben, sondern die Tränke, die sie mir als Arzenei gereicht haben. Darum bitte ich dich, daß du meinen Tod nicht ungerochen lässest, sondern mir beschwörst, daß gleich nach meinem Tode meine Ärzte mit dem Schwerte hingerichtet werden. Denn sonst würden sie sich ihres Frevels an mir rühmen; aber nun sollen auch ihre Freunde und Verwandte den Schmerz ihres Verlustes erleiden." Der König ließ sich durch die Bitten seiner sterbenden Gemahlin zum Eide bewegen und, sobald er ihn geleistet hatte, hauchte sie ihr Leben aus. Der König war unzufrieden mit sich selbst, aber um des Eides willen, den er geschworen hatte, vollzog er die Bitte und ließ die beiden Ärzte, welche die Königin gepflegt hatten, mit dem Schwerte hinrichten. Darüber erzürnten sich viele Franken mit ihm. Sonst aber war Guntram ein milder, guter Mann, leutselig gegen seine Untertanen. Er verschmähte es nicht in das Haus desjenigen Franken zu gehen, der ihn gerade einlud und von diesem Geschenke zu empfangen, wofür er dann seine Geschenke reichlich wiedergab.

37. Die Gesandtschaft an den König Guntram.

Wie in damaliger Zeit die Könige mit fremden Gesandten verkehrten und diese wieder mit ihnen, zeigt uns folgende Erzählung.

Einmal schickte der König Childebert Gesandte an den König Guntram, der kurz vorher eine Empörung in seinem Reiche Burgund überwältigt hatte. Der eine von diesen Gesandten war ein Bischof und dieser redete den König also an: „Frommer König, wir danken dem allmächtigen Gott, daß er dich nach so vielen Gefahren deinem Reiche wieder-

gegeben hat.“ Der König antwortete: „Ihm sind wir mit Recht Dank schuldig, dem König der Könige, der durch seine Gnade dies bewirkt hat. Dir aber wahrlich nicht, Bischof, denn durch deine verderbliche Aufhetzerei ist im verflossenen Jahre der Aufruhr in meinem Reiche entbrannt. Du hast ja niemals irgend einem Menschen wahrhafte Treue bewiesen, deine List und dein Trug sind allen wohlbekannt; du bist nicht ein Priester und Diener des Friedens, sondern ein Feind meines Reiches.“ Auf diese Worte schwieg der Bischof aber der Zorn kochte mächtig in ihm. Darauf sprach ein anderer der Gesandten: „König, dein Neffe Childebert läßt dich durch uns bitten, daß du ihm die Länder zurückgeben mögest, welche sein Vater inne hatte.“ Guntram aber erwiderte: „Ich habe es euch schon einmal gesagt, daß unsere Verträge mir diese Länder zusprechen, und darum will ich sie nicht zurückgeben.“ Dann hob ein anderer der Gesandten an: „König, dein Neffe Childebert läßt dich bitten, daß du die böse Fredegunde ausliefern mögest, um derentwillen schon so viele Könige den Tod haben erleiden müssen; denn er will an ihr den Tod seines Vaters, seines Oheims und vieler Verwandten rächen.“ Aber Guntram entgegnete diesem: „Ich kann sie meinem Neffen nicht ausliefern, weil sie einen kleinen Sohn hat, der König werden soll. Ich glaube auch gar nicht, daß es wahr ist, was ihr da von ihr sagt.“ Da trat ein anderer von den Gesandten näher zum Könige heran. Er hieß Boso und war dem Könige am allermeisten verhaßt, weil er ein Hauptanstifter der Empörung gewesen war; darum ließ ihn Guntram nicht zu Worte kommen, sondern sprach vorher zu ihm: „Du Feind meines Landes und meiner Herrschaft, du bist deswegen im vorigen Jahre aus dem Reiche deines Herrn ostwärts in das meinige gekommen, daß du jenen Ballomer über mein Reich brächtest, du Treuloser, der du niemals dein Wort gehalten hast!“ Mit dem Namen

Ballomer aber meinte der König Guntram verächtlich den Herzog Gundobald, der sich in Burgund zum Könige aufgeworfen hatte. Boso erwiderte: „Herr, du bist ein König und sitzest auf einem Throne, und darum darf dir niemand widersprechen, wenn du etwas sagst. Wagt es aber ein anderer meinesgleichen eine solche Beschuldigung auf mich zu werfen, so trete er hier offen hervor und rede. Dann, o König, möge es dir gefallen, ihn mit mir auf das offene Feld hinabgehen zu lassen und die Entscheidung in Gottes Hand zu legen." Alle schwiegen aber der König begann wieder: „Allen muß es am Herzen liegen, daß ein solcher Fremdling aus unserem Lande vertrieben werde, dessen Vater Aufseher einer Mühle war und, damit ich die Wahrheit sage, den Kamm geführt hat, um Wolle zu kämmen." Obwohl es ja leicht geschehen kann, daß ein Mann sich mit beiden Beschäftigungen befaßt, so erwiderte doch einer von den Gesandten, um den König in Zorn zu bringen: „Frommer König, dann hätte ja dieser Mann zwei Väter gehabt, einen Müller und einen Wollkämmer. Es sei fern von dir, o König, daß du so töricht redest." Darüber lachten einige und einer der Gesandten sprach: „Lebewohl, König. Weil du uns die Länder deines Neffen nicht zurückgeben willst, so wissen wir, daß die Streitaxt noch geschliffen ist, welche das Haupt deiner Brüder traf. Sie könnte bald auch dein Haupt treffen." So schieden sie mit großem Ärgernis für alle, die es hörten. Der König aber war so erzürnt, daß er auf die Häupter der Wegreitenden Kot und Mist werfen ließ, so daß sie davon getroffen und beschimpft abzogen.

38. König Guntrams Unternehmung gegen die Westgoten (586).

Von dem damaligen verwilderten Zustande im Frankenreiche gibt uns folgende Erzählung eine Vorstellung:

Dem König Guntram war es unlieb, daß die Macht der Goten sich noch immer bis nördlich von den Pyrenäen erstreckte, und er beschloß sie daraus zu vertreiben. Namentlich zürnte er ihnen auch als Katholik, weil gerade damals Leovigild seinen Sohn Hermenegild, der katholisch geworden war, wegen wiederholter Empörung hatte hinrichten lassen. Guntram bot die Mannschaften auf an der obern Rhone und Saone und schickte sie den Strom entlang hinab. Dieses Heer aber verübte unterwegs Greuel ohne Maß; nicht im feindlichen, sondern im fränkischen Lande raubten sie die Früchte, trieben das Vieh hinweg, plünderten die Kirchen und mordeten die Priester an den Altären. Auf solche Weise kamen sie endlich nach Carcassonne; allein die Stadt war ihnen zu fest und sie mußten sie nach einer vergeblichen Belagerung verlassen. So ging es ihnen auch bei anderen Städten, so daß sie endlich unverrichteter Sache heimkehren mußten; allein nun fielen auch die Goten über sie her und töteten eine große Anzahl. Die andern gingen, wie sie gekommen waren, raubend und plündernd und zerstörend, mochten sie nun im fremden oder im eigenen Lande sein. Hunger und Elend kam über sie, weil sie auf dem Hinwege selbst alles so mutwillig verwüstet hatten, und unter den Überbleibenden herrschte Zwietracht und Streit. So kamen wenige in elendem Aufzuge wieder heim.

Als die Herzöge und Führer vor den König Guntram traten, redete er sie also an: „Wie sollten wir auch wohl in unserer Zeit den Sieg erhalten können, da wir ja nichts von dem bewahren, was unsere Väter heilig gehalten haben. Sie erbauten Kirchen und setzten alle Hoffnung auf Gott und erlangten dadurch den Sieg über ihre Feinde. Wir aber fürchten nicht allein Gott nicht, sondern verwüsten auch seine Heiligtümer, töten seine Diener und rauben, was ihm geweiht ist. Darum sind unsere Hände matt, das Schwert ist

eine Binse in unserer Hand und der Schild deckt uns nicht mehr. Wenn das meine Schuld ist, so möge Gottes Zorn über mein Haupt kommen; wenn aber einer unter euch die Schuld hat, so soll das Beil sein Haupt treffen und dem ganzen Heere soll es zum Zeichen sein, daß einer von den Ersten also getötet wird. Denn es ist besser, daß wenige Halsstarrige zum Wohl des Ganzen umkommen, als daß das ganze Volk verderbe."

Als der König diese Worte sprach, entgegneten die andern: „Es würde uns schwer fallen, o König, die Größe deines Verdienstes, deine Frömmigkeit, deine Strenge, deine Treue, deine Milde gegen die Dürftigen nach Gebühr zu loben; aber, weil alles, was zu deinem Ruhme gereicht, über dich gesagt werden muß, eben darum fragen wir: „Was sollen wir tun, da das Volk so ganz und gar verkehrt ist? Jedermann erfreut sich am Unrecht, keiner fürchtet Gott, keiner ehrt den König, keiner achtet auf den Befehl seines Führers; und wenn vielleicht einmal das irgend einem nicht gefällt und er sich bemüht, es zu bessern, dann erhebt sich sogleich Geschrei und Tumult gegen ihn, also daß man um seines Lebens willen in Sorge ist." Der König entgegnete darauf: „Wenn einer der Gerechtigkeit nachstrebt, so soll er leben; wenn aber einer das Gesetz und unsere Weisung nicht achtet, so soll er sterben."

Guntram hätte es gern noch wieder versucht gegen die Goten zu ziehen; allein bei dem ganz verwilderten Zustande der Franken konnte er doch nichts erreichen und mußte sich mit seinen Drohungen begnügen, auf die denn freilich die Westgoten wenig achteten.

39. Der Kriegszug der Franken gegen die Langobarden.

Der oströmische Kaiser Mauritius lag dem Frankenkönige Childebert immerfort mit Bitten an, er möge doch gemeinschaftlich mit ihm ein Heer gegen die Langobarden senden,

um ihre Herrschaft in Italien zu vernichten. Childebert schickte darauf Gesandte zum Kaiser Mauritius, welche mit ihm die Sache genauer besprechen sollten. Diese landeten auf der Reise zuerst in Karthago. Während sie dort einige Tage verweilten, ging einer von den Dienern der fränkischen Gesandten in einen Kaufladen, nahm dort einen Gegenstand weg und ging mit diesem davon. Der Kaufmann folgte ihm und forderte sein Eigentum zurück; aber der Franke wollte es ihm nicht wieder geben, sondern verschob es auf den andern Tag. So ging es noch mehrere Tage, bis endlich einmal wieder der Kaufmann den Franken auf der Straße traf. Er ging auf ihn zu, faßte ihn beim Kleide und sprach: „Ich werde dich nicht eher wieder loslassen, bis ich mein Eigentum, das du mir genommen, jetzt wieder erhalten habe.“ Der Franke versuchte erst sich loszureißen; als ihm dies nicht gelang, zog er sein Schwert und tötete den armen Kaufmann. Alsdann begab er sich eiligst zu seinen Gefährten, sagte aber nichts von dem, was vorgefallen war, sondern, da es Nachmittag war, wo man in jenen Gegenden zu schlafen pflegt, legte er sich gleich ihnen zur Ruhe.

Unterdessen war dem Vorsteher der Stadt das Vorgefallene gemeldet, und darum kam er sogleich mit einem bewaffneten Haufen an das Haus der Franken und forderte Einlaß. Die Franken erschraken; denn sie wußten von dem Vorgefallenen noch gar nichts und kamen eben aus dem Schlafe. Da rief ihnen der Führer des Zuges zu: „Legt die Waffen ab und kommt zu uns heraus, damit wir in Frieden untersuchen, wie diese Tat geschehen ist.“ Als die Franken diese Worte vernahmen, forderten sie ein Versprechen, daß sie ohne ihre Waffen sicher hervorkommen dürften. Die Draußenstehenden beschwuren es ihnen, weil ihre Ungeduld es ihnen nicht verstattete, die Franken zu bewachen. Aber sobald sie heraustraten, wurden Bodegisil und Evantius, zwei

der Gesandten, von dem zornigen Volke erschlagen. Grippo nahm schnell seine Waffen wieder und gebot dasselbe seinen Dienern und trat dann auf die Karthager zu: „Wir wissen nicht, was geschehen ist, und da liegen zwei meiner Mitgesandten an den Kaiser ermordet vor meinen Augen. Gott wird die Tat rächen, die an uns begangen ist. Wir waren gekommen, Frieden und Hilfe zu bringen; aber ich rufe Gott zum Zeugen an, daß eure Freveltat schuld ist, wenn der Friede zwischen unseren Fürsten nicht bestehen kann.“ Da trat der Oberste der Stadt zu Grippo heran und suchte ihn zu besänftigen. So schiffte denn Grippo hinüber zum Kaiser. Dieser aber ward sehr zornig und versprach, den Tod der beiden Gesandten zu rächen. Dann entließ er den Grippo mit vielen Geschenken wieder in seine Heimat.

Als Grippo wieder beim Könige Childebert ankam, ließ dieser sofort die Franken zur Heeresfolge auffordern gegen die Langobarden und übergab die Anführung dieses Heeres dem Herzoge Audoald. Als dieser von Metz aufbrach, begannen die Franken sofort zu morden, zu verheeren und zu plündern, obwohl sie noch im eigenen Lande waren; denn so war es die Gewohnheit der Franken. Als sie nun ins Gebiet der Langobarden kamen, zerstreuten sie sich bald hierhin und dorthin, um Lebensmittel zu erlangen, und die Langobarden fielen über die zerstreuten Scharen her und töteten sie einzeln. Dennoch drangen die Franken bis in die Nähe von Mailand vor. Dort war ein kleiner See, aus welchem ein tiefer Bach herausfloß. Als die Franken sich dem Bache näherten, bemerkten sie an dem andern Ufer einen Langobarden in Panzer und Helm mit seinem gewaltigen Speere in der Faust. Er rief dem Frankenheere zu: „Heute wird es sich zeigen, wem Gott den Sieg gewähren will.“ Da gingen einige Franken über den Bach auf den Langobarden zu und schlugen ihn nieder, sie erblickten aber das langobardische

Heer in der Ferne, wie es sich zurückzog. Die Franken überschritten nun alle den Bach; aber sie fanden von den Langobarden keinen mehr, das Lager war verlassen; aber sie erkannten noch deutlich die Stellen, wo kurz vorher die Feuer derselben gebrannt hatten. Als alles Suchen nach den Langobarden vergeblich war, kehrten die Franken in ihr Lager zurück, und dort erschienen gleich darauf bei ihnen Gesandte des Kaisers Mauritius und verkündeten, daß das kaiserliche Heer im Anzuge wäre. Sie sprachen ferner: „Nach dreien Tagen werden wir uns hier mit euch vereinigen und das soll euch ein Zeugnis sein: wenn ihr jenes Landhaus, das dort auf dem Berge liegt, in Feuer aufgehen und den Rauch sich zum Himmel erheben seht, dann wisset, daß wir mit dem versprochenen Heere nahe sind. Die Franken warteten drei Tage und noch einen dazu und noch mehr; aber sie erblickten kein Feuer. Unterdessen hatten fränkische Scharen mehrere Städte eingenommen; aber die Nahrung war nicht gesund und es wütete bald eine böse Ruhr unter ihnen. Dazu kamen Stürme und fast immerwährender Regen, so daß die Menschen haufenweise starben. Nachdem die Franken drei Monate in Italien verweilt hatten, ohne nur einmal mit den Langobarden handgemein werden zu können, weil diese sich in den festen Städten hielten, waren die meisten von ihnen tot, die übrigen wollten sich mit ihrer Beute wieder in ihre Heimat begeben; aber der Hunger wütete unter ihnen und sie waren gezwungen, ihre Waffen und ihre Kleider zu verkaufen, um nur Nahrung zu erhalten, und wo man ihnen nicht alles gab, was sie verlangten, da erschlugen sie die Menschen, während auch viele von ihnen so umkamen. Es blieben nur noch wenige übrig, welche in die Heimat zurückkehrten.

So hatte der Langobardenkönig Autari sich seiner Feinde ohne Schwertstreich erwehrt; Childebert aber war sehr bereit zum Frieden, der darauf auch geschlossen wurde.

40. Kolumban.

Als Kolumban und Gallus im Jahre 612 in Alemannien wanderten, um für die Erhaltung und Ausbreitung des Christentums zu predigen, kamen sie auch nach Bregenz am Bodensee. Sie traten aus dem Schiff und gingen in die Kirche. Alsdann wanderten sie umher, um alles zu besehen, und die Gegend erschien ihnen so schön und so lockend, daß sie beschlossen, sich Wohnungen zu bauen und dort zu bleiben. Da fanden sie in einem Tempel drei eherne, aber vergoldete Götterbilder, die an der Wand befestigt waren, und sie vernahmen bald, daß das Volk jener Gegend sich wenig um den Gottesdienst der christlichen Kirche bekümmerte, sondern diesen Bildern Opfer darbrachte, sie anbetete und sprach: „Das sind unsere alten Götter, die uns hold sind und unter deren Schutz und Schirm wir noch stehen bis auf den heutigen Tag." Als das Fest jenes Tempels begangen wurde, strömte eine große Menschenmenge von verschiedenem Alter und Geschlecht herbei, nicht bloß um der Festlichkeit willen, sondern auch um die Fremdlinge zu sehen, von denen in der Gegend schon viel geredet war. Kolumban befahl darauf dem Gallus zu predigen, und während dieser predigte, ergriff Kolumban im Angesichte aller die Götzenbilder, schlug sie mit Steinen in Stücke und warf sie in den See. Als das die Leute sahen, wandten sie sich aufs neue wieder zum Christentume.— Von Kolumban meldet uns die Legende noch folgendes.

Von da zogen die beiden Prediger weiter und kamen an den See, der jetzt der Zürichersee heißt. Kolumban wanderte dort umher und sagte, daß ihm der Ort nicht gefiele, daß er aber um der Aussaat des Glaubens willen einige Zeit dort verweilen wolle. Als er nun einige Tage dort gewesen war und einmal unter den Umwohnern umherging, traf es sich, daß diese gerade ein Opfer bringen wollten und zu diesem Zwecke ein großes Faß Bier aufgelegt hatten,

das sechsundzwanzig Maß hielt. Der Mann Gottes trat hinzu und fragte sie, was sie mit dem Biere anfangen wollten. Sie antworteten: „Wir wollen unserem Gotte Wodan ein Opfer darbringen.“ Als der Heilige dies vernahm, blies er das Faß an, und augenblicklich zerbarst es mit großem Krachen und zerfiel in Stücke und das Bier strömte mit Gewalt hervor. Daraus konnte jedermann erkennen, daß in dem Faße Bier der Teufel verborgen gewesen war, der durch das unheilige Opfer die Menschen hatte berücken wollen.— Die alten heidnischen Götter der Deutschen galten den Bekehrern für gleichbedeutend mit dem Teufel.

Außer diesen beiden waren aber noch viele andere Missionäre, welche damals lehrend und predigend unter den deutschen Stämmen umherzogen, wie der heilige Kilian, Emmeran, Ruprecht und viele andere. Die fränkischen Könige aus merovingischem Stamme aber unterstützten diese Bestrebungen noch nicht sehr; erst die Karolinger bemühten sich darum mit allem Eifer.

Diese Prediger des Christentums zeigten ihren Mut nicht bloß gegen die Heiden und forderten nicht bloß das Volk auf zu einem besseren Wandel, sondern ihre Worte drangen auch mahnend zu den Fürsten. Vor allen andern bewies Kolumban seinen festen Mut gegen die Königin Brunhilde. Nachdem schon viele aus dem fränkischen Königsgeschlecht durch die immerwährende Zwietracht erlegen waren, führte die alte Königin Brunhilde im Namen ihres Enkels Theoderich die Herrschaft. Als sie mit diesem einstmals in der Nähe des Klosters verweilte, in welchem der heilige Kolumban sich aufhielt, besuchte der junge König den Prediger des Christentums oft und unterredete sich mit ihm. Der ernste und strenge Kolumban aber redete dem Könige ins

Gewissen und ermahnte ihn, daß er doch allen Ausschweifungen entsagen und eine Ehe eingehen möge, wie sie einem Könige gezieme. Theoderich gab den Ermahnungen des heiligen Kolumban nach und versprach ihm, daß er also tun wolle; aber das war seiner Großmutter Brunhilde nicht recht; denn sie sah wohl ein, daß der König dann selbst regieren und ihrer Leitung nicht mehr bedürfen würde, und darum wollte sie lieber, daß er sich durch Ausschweifungen zerstreuen sollte. Einige Tage nachher geschah es, daß Kolumban einmal zur Königin Brunhilde kam, und sobald diese ihn in die Halle treten sah, faßte sie die Söhne Theoderichs und seiner Buhlerinnen an der Hand und führte sie dem heiligen Kolumban entgegen. Dieser sprach: „Was sollen die Kinder für unsere Besprechung?“ und die Königin Brunhilde erwiderte ihm: „Es sind die Kinder des Königs, und ich habe sie dir entgegengebracht, daß du sie segnen mögest.“ Aber Kolumban erwiderte: „Nimmermehr werde ich sie darum segnen; denn es sind die Söhne der Buhlerinnen und nicht berufen, auf dem fränkischen Königstrone zu sitzen.“ Erzürnt ließ die Königin darauf sogleich die Kinder hinwegbringen, und auch Kolumban ging von dannen. Als er die Schwelle des Palastes überschritt, ertönte ein gewaltiger Donnerschlag; aber das machte die Königin nicht irre, vielmehr verbot sie sogleich den Umwohnern des Klosters des heiligen Kolumban, daß keiner von ihnen die Mönche bei sich aufnehmen, noch ihnen sonst irgend eine Unterstützung geben solle; aber Kolumban ging zu ihnen und ermahnte sie, daß sie durch die Drohungen der Königin sich nicht abschrecken lassen möchten. Der König Theoderich aber erfuhr auch das Verbot seiner Großmutter und schickte den Mönchen köstliche Speisen und Vorrat in Menge. Als Kolumban dieses sah und erfuhr, daß es vom Könige käme, sprach er: „Fort damit; denn es ziemt uns nicht, die Gaben derer zu genießen, welche den Dienern

Gottes nicht allein ihre eigenen, sondern auch andere Wohnungen zum Obdach versagen." Auf diese Worte hin zerschlugen die Mönche des heiligen Kolumban die Schüssel und die Geräte; die Diener des Königs aber standen bestürzt und kehrten darauf zum Könige zurück, um ihm das Vorgefallene zu verkünden. Theoderich ward betroffen, er trat zu seiner Großmutter und sie beschlossen, Kolumban aus dem Lande zu vertreiben. Dies geschah und Kolumban wanderte nach Italien und gründete dort das berühmte Kloster Bobbio.

In damaliger Zeit waren die Geistlichen fast die einzige Schutzwehr des Volkes gegen den Eigenwillen der Herrscher.

41. Der Tod der Königin Brunhilde (613).

Nach langem Kampfe der beiden Königinnen Brunhilde und Fredegunde starb die letztere, die wenigstens ebenso schuldig war, als die erstere, ruhig und in Frieden; die erstere aber setzte ihr herrschsüchtiges Trachten auch fernerhin fort und brachte nach wie vor durch die Kriege, die sie veranlaßte, unsäglichen Jammer über das Land. Und doch macht uns Gregor von ihrer Jugend, als sie als gotische Königstochter den fränkischen König Siegbert heiratete, folgende Beschreibung: „Sie war wohl gebildet, schön von Ansehen, von unsträflichem Wandel, sittsam, von großem Verstande, beredt und fein in ihrem Umgange." Die Herrschsucht aber hatte sie dahin gebracht, daß ihre Taten sich eher für ein Tier, als für einen Menschen geschickt hätten. Endlich aber nahte das Ende des langen Elends, als Chlotar II., der Enkel Fredegundes, der einzige noch übrige Mann aus dem königlichen Geschlechte Chlodwigs war. Er wurde in allen fränkischen Ländern als König begrüßt. Auf seinem Zuge durch das fränkische Reich ward ihm auch Brunhilde gefangen vor-

geführt. Sie war eine alte siebzigjährige Frau; aber der Haß Chlotars und seiner Anhänger war so groß, daß sie dennoch Rache an ihr nehmen wollten, und zwar nicht so sehr wegen der vielen Grausamkeiten, welche sie verübt hatte (denn es gab kaum einen Franken, der nicht grausam war) als wegen ihrer Anmaßung und Herrschsucht, da sie auf alle Weise immer dahin gestrebt hatte, das Reich der Franken allein zu regieren und fast mit allen Großen des Reiches verfeindet war. Diese Feindschaft der Großen war ihr Unglück. Zuerst warf Chlotar ihr vor, daß um ihretwillen zehn fränkische Könige das Leben verloren hätten. Als ihr genug Freveltaten zur Last gelegt waren, wurde sie hinweggeführt und drei Tage lang gemartert, alsdann aber auf einem Kamele sitzend durch das ganze Lager geführt. Nachdem sie so erniedrigt war, wurde sie mit dem Hauptthaar, mit einem Arme und einem Fuße an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, und als dies losgelassen wurde, starb sie auf eine jämmerliche Weise.

42. Sage von Chlotars II. Sieg über die Sachsen.

Der König Chlotar II. machte seinen Sohn Dagobert zum König im östlichen Franken oder Austrasien, wie es damals hieß, dessen Hauptstadt Metz an der Mosel war. Dagobert wollte die Sachsen völlig bezwingen, welche sich weigerten, einen Tribut zu bezahlen, den sie wegen einer früheren Niederlage schuldig waren. Deshalb zog er mit großer Heeresmacht über den Rhein; aber Bertoald, der Herzog in Sachsen war, rückte ihm entgegen und lieferte ihm ein schweres Treffen. Der König Dagobert wurde geschlagen und empfing einen Schwertschlag ins Haupt. Bekümmert sandte er die Haare, die mit dem Helme zugleich ihm abgeschlagen waren, zu seinem Vater, damit es diesem ein Zeichen sei, daß schnelle Hilfe not tue. Chlotar erhielt die Nachricht, als er gerade

sich beim Jagen erlustigte; aber er machte sich sogleich auf den Weg, um der Bitte seines Sohnes zu willfahren, und kam nach langer unablässiger Reise endlich zur Weser, wo die Feinde einander gegenüberstanden. Als die Franken ihren König erblickten, erhuben sie ein lautes Freudengeschrei; Bertoald der Sachsenherzog vernahm am andern Ufer der Weser den Jubel und fragte, was das sein möchte. Da antwortete ihm einer seiner Kundschafter: „Die Franken feiern die Ankunft ihres Königs Chlotar.“ Allein Bertoald entgegnete: „Das ist nicht möglich; denn ich habe sichere Kunde, daß er auf der Jagd gestürzt und jetzt wohl schon gestorben ist.“

Chlotar aber stand am andern Ufer und hub seinen Helm vom Haupte, daß das lange schon weiß gemischte Haupthaar frei über seine Schultern niederwallte. An diesem Schmucke, der nur dem Könige zukam, erkannten ihn sofort die Sachsen; Bertoald aber wollte ihn verhöhnen und sprach: „Bist du da, du Tier?“ Darüber entbrannte der König vor Zorn, er setzte den Helm auf das Haupt und sprengte mit seinem Rosse in die Weser, um hindurchzuschwimmen und sich an den Feinden zu rächen. Alle Franken folgten ihm. Die Waffen des Königs waren schwer und das Wasser füllte ihm den Brustharnisch und die Schuhe; dennoch drang er mit Macht auf die Feinde ein und zwang sie zur Flucht. Während er sie unermüdlich verfolgte, drehte sich Bertoald im Fliehen um und rief: „Du bist ein so berühmter König und solltest darum doch deinen Knecht nicht so ungerecht verfolgen.“ Chlotar aber achtete auf diese Worte nicht; denn er wußte wohl, daß Bertoald aus Hinterlist so redete, um nur Frist zu erlangen. Darum verfolgte er ihn, wie vorher, erreichte ihn auch und tötete ihn. Dann schlug er ihm das Haupt ab und trug es den Franken entgegen, die allmählich herankamen. Da wurden die Franken froh; sie er-

gossen sich über das ganze Sachsenland und verwüsteten und verheerten es. Der König Chlotar befahl, daß alle männlichen Einwohner, die länger waren als sein Schlachtschwert, getötet werden sollten, damit das Andenken daran in den Gemütern der Jüngern und Kleinern für immer unauslöschlich sei. So geschah es denn auch und unsägliche Trauer kam über das ganze Sachsenland. Von da an mußten die Sachsen den fränkischen Königen einen jährlichen Tribut von fünfhundert Rindern liefern.

Auf diese und ähnliche Weise lagen die Franken immerdar in Krieg mit ihren Nachbarn; aber das Reich verfiel mehr und mehr durch die Schwäche der Könige, welche daheim in ihrem Palaste sich allen Ausschweifungen ergaben und gemeiniglich auch ihre Hände mit dem Blute ihrer Verwandten befleckten, während der major domus oder Hausmeier, eigentlich nur der Verwalter des königlichen Hauses und der königlichen Güter, auch die Regierung des Reiches führte. Wäre ihnen ein kräftiger Nachbar nahe gewesen, so hätte es nicht schwer sein können, das ganze fränkische Reich über den Haufen zu werfen; aber die Westgoten in Spanien wurden durch innere Spaltungen zerrüttet und ebenso die Langobarden in Italien. Die andern deutschen Stämme waren den Franken teils untertan, teils kämpften sie häufig mit ihnen, wie die Sachsen und die Friesen. Aber diese Stämme waren, wie einst die Vorfahren der Sachsen, die Cherusker, zufrieden, wenn sie sich der Angriffe der Feinde erwehrten, und weil sich unter ihnen kein eroberungssüchtiger Führer fand, der sie wie einst Chlodwig die Franken, zu einem Zuge aufgefordert und angeführt hätte, blieben sie ruhig und friedlich in ihren Wohnsitzen, gleich als ob sie der Zeit harrten, wo mächtigere Beherrscher des Frankenreichs ihnen zugleich ihr Joch und das Christentum bringen würden.

43. Pippin der ältere von Heristall.

Wir wollen nun nicht mehr von dem Einerlei der unbedeutenden fränkischen Könige erzählen, sondern wenden uns zu dem Geschlechte, welches berufen war, auf das Geschick Westeuropas oder, wenn wir lieber wollen, der gebildeten Welt einen so gewaltigen Einfluß zu üben, ich meine das Geschlecht der Karolinger, wie wir es schon von dem ältesten Pippin an nennen können.

Nachdem schon lange die Macht der Hausmeier im fränkischen Reiche mehr und mehr gewachsen war, schien es dem mannhaften Pippin, dem Sohne Ansgisils vorbehalten, das Ansehen dieses Amtes und seines Hauses für immer zu befestigen und seinen Nachkommen die Bahn zu noch größeren Ehren zu eröffnen. Als sein Vater Ansgisil von der Mörderhand Gondowins gefallen war, erzog ihn seine Mutter mit emsigem Fleiß. Der Knabe war außerordentlich begabt, so daß er die Bewunderung aller auf sich zog. Dabei war er stark und schön von Körper, und da seine Besitztümer sich weithin ausdehnten von der Maas bis an das Friesenland, so konnte man wohl voraussetzen, daß durch Pippin die Macht seines Hauses nicht geringer werden würde. Die erste Tat, die er, zum Jüngling herangewachsen, mit kühner Hand ausführte, erwarb ihm Ruhm und Freunde und Anhänger in großer Zahl.

Er hatte vernommen, daß Gondowin der Mörder seines Vaters Ansgisil unfern von ihm jenseit des Rheines eine Nacht beim Mahle schwelgen würde. Da gedachte Pippin, den Augenblick zur Ausführung der alten deutschen Gewohnheit, der Blutrache, zu benutzen. Er ging mitten in der Nacht mit nur wenigen Begleitern über den Rhein, nahte sich unbemerkt dem Hause, und als der günstige Augenblick gekommen war, stürzte er unter die Schwelgenden und erschlug mit der noch jugendlichen Hand den Mörder seines Vaters. Pippins Ge-

treue töteten auch die Gefährten des Gondowin, und dafür überließ er ihnen die Schätze der Getöteten, daß sie sie unter sich verteilten. Als diese Nachricht sich verbreitete, kam eine große Zahl vornehmer Franken, welche dem Hause Pippin und namentlich seinem Großvater Pippin angehangen hatten, aus allen Gegenden auch zu ihm und versicherten ihn ihrer Treue und Ergebenheit.

44. Pippins steigende Macht und die Schlacht bei Testri.

Im Jahre 687 gewann Pippin die Herrschaft über das ganze östliche Frankenreich, dessen Bewohner sich in ihrer Sprache Ostarliudi (östliche Leute) nannten. Wegen der Untätigkeit der merovingischen Könige und der Bürgerkriege im fränkischen Reiche war es möglich geworden, daß sich einzelne Stämme von dem großen Reiche fast ganz gelöst hatten und nun vermeinten, auf eigenem Boden ihre eigene Freiheit mit den Waffen zu behaupten; aber Pippin überfiel nach einander die Schwaben, die Bayern, die Thüringer und zwang sie, die Verbindung mit dem fränkischen Stamme wieder enger zu knüpfen. Zur selben Zeit herrschte in Neustrien, dem Westfrankenreiche, Ebroin, der Hausmeier des Königs Theoderich. Ebroin war ein gewalttätiger und grausamer Mann. Einstmals war er durch die Not der Umstände gezwungen ins Kloster gegangen, hatte seine Haare abgeschoren und geglaubt, daß er dort im Kloster sein Leben beschließen müßte. Aber als Theoderich König ward, der ihm freundlich gesinnt war, da warf er das Mönchskleid weg, nahm sich wieder eine Frau und ward Hausmeier bei Theoderich. Da mußten alle, welche früher seine Feinde gewesen waren, das bitter entgelten; viele starben, andere wurden ihrer Freiheit, wieder andere ihrer Güter beraubt und flohen zu Pippin. Als schon längst alle Bewohner Neustriens mit großem Zorne gegen Ebroin erfüllt waren, starb dieser und entging so dem

ihm zugedachten Geschicke. Zuerst nahm Theoderich dann den Warats, einen kräftigen, wackeren Mann zum Hausmeier; aber es dauerte nicht lange, da trat sein Schwiegersohn Bertar an dessen Stelle, der sich nur darin von Ebroin unterschied, daß er mit der Grausamkeit und Herrschsucht noch eine viel größere List und Schlauheit vereinte. Immer häufiger kamen nun die Flüchtlinge zu Pippin und baten, daß er diesen Grausamkeiten doch endlich ein Ziel setzen möchte. Pippin war ruhig und besonnen und schickte deshalb Boten zu Theoderich mit der Bitte, daß er doch die Flüchtlinge, welche vor Ebroin und Bertar zu ihm nach Austrasien geflohen wären, wieder aufnehmen und denen, welchen ihre Güter mit Unrecht genommen wären, sie wieder zurückgeben möchte. Aber auf Bertars Antrieb erwiderte Theoderich diesen Gesandten ganz höhnisch: er werde seine entlaufenen Sklaven, welche Pippin gegen Recht und Gesetz bei sich aufgenommen hätte gelegentlich wohl einmal wieder holen. Als die Gesandten zurückkehrten und Pippin diese hochfahrende Antwort des neustrischen Königs und seines Hausmeiers verkündigten, berief Pippin die Vornehmsten des austrasischen Reiches und hielt ihnen vor, was da alles vorgefallen wäre, und zuletzt sagte er ihnen, was ihm Theoderich und Bertar auf seine ruhigen Worte hätte erwidern lassen.

Alle Versammelten beschlossen nun einmütig, für die Armen und Bedrückten, welche ihre Hilfe anflehten, das Schwert zu ziehen und in ihnen zugleich sich selbst zu schützen. Das Heer ward zusammengerufen, und Pippin zog mit demselben nach dem Carbonarischen Walde (der Teil der Ardennen im Westen der Maas bis zur Schelde), welcher die Grenze beider Reiche bildete. Hier auf der Marke des Landes berief er noch einmal die Angesehensten des Heeres um sich und redete zu ihnen mit folgenden Worten: „Möge doch keiner von euch, meine Getreuen, wähnen, daß ich auf diesem Zuge

mir eine unbeschränkte Herrschaft anmaßen will, da ich doch vielmehr durch drei wichtige Gründe gezwungen bin, euch zu diesem Kriege aufzufordern. Darum achtet auf meine Worte, daß ich diese Gründe noch einmal euch wiederhole. Zuerst bin ich aufgefordert durch die Bitten und Klagen der Priester und Diener Gottes, welche häufig zu mir gekommen sind und mich angefleht haben, daß ich um der Liebe Gottes willen den frevelhaften Raub an Kirchen und Gotteshäusern doch einmal bestrafen möge. Um ihren Bitten zu genügen, habe ich oft den Theoderich durch Boten ersuchen lassen; aber ich habe auf meine wohlmeinenden Bitten nichts als Hohn und Spott von dorther zur Antwort erhalten. Die zweite Ursache, die mich zu diesem Kampfe ruft, sind die Tränen und Seufzer von so vielen Großen aus dem Reiche Neustrien welche glaubten von uns Schutz zu erhalten gegen die so mannigfach ihnen widerfahrene Unbill. Die dritte Ursache aber ist unsere Pflicht, daß es uns zusteht, den Drohungen des Königs Theoderich entgegenzugehen und die Verwüstung, mit welcher er unser Land und unsere Fluren heimsuchen will, mit Gottes Hilfe über das seinige zu bringen, damit wir mit ungeschwächter Kraft ihn zur Rechenschaft ziehen für seine Freveltaten. Deshalb um der Liebe willen zu Gott und seinen Heiligen, auf zum Kampfe!"

Durch diese Worte ward das ganze Volk gekräftigt und gab seinen Beifall durch lauten Zuruf und das Geklirr der Waffen zu erkennen. Sie überschritten den Carbonarischen Wald und drangen plündernd und zerstörend weiter in das Gebiet des westlichen Frankenreiches. Nicht weit von Viromandorum (jetzt St. Quentin) bei einem Dorfe, namens Textricinum (Testri), schlugen sie ein Lager auf. Auch Theoderich, der bald das Herannahen Pippins vernommen, hatte unterdessen ein Heer gesammelt und rückte Pippin bis in die Nähe jenes Dorfes entgegen. Zwischen den beiden Heeren

floß ein geringes Gewässer, das aber wegen seiner steilen Ufer schwer zu überschreiten war. Von den Einwohnern des Landes wurde es Dalmannio (le Daumignon) genannt. Im Norden dieses Flusses lagerte Pippin, im Süden Theoderich.

Pippin wollte auch jetzt noch wo möglich den Frieden und schickte deshalb Gesandte an Theoderich und ließ ihm sagen, weshalb er gekommen und zugleich, was seine Friedensbedingungen wären. Nämlich: er wolle von dem Könige Theoderich Schutz fordern für die Kirchen, daß diesen wiedererstattet würde, was habsüchtige, verbrecherische Männer ihnen genommen hätten; ferner für die Flüchtlinge Gerechtigkeit und auch für sie Wiedererstattung dessen, was ihnen mit Unrecht genommen wäre. Wenn Theoderich diese Forderungen bewilligte und den Frieden dem Kriege vorzöge, der so viel edles Frankenblut auf beiden Seiten vergießen würde, so wollte er selbst ihm eine große Menge Gold und Silber auszahlen. Als die Gesandten die Botschaft ihres Herrn vorgebracht hatten, redete Theoderich seine Räte an und fragte sie, was sie von diesen Forderungen hielten. Bertar nahm nach seiner gewohnten Weise das Wort und widersprach diesen Bedingungen, welche Pippin gefordert hatte; er sagte, daß der Feind mit Gewalt aus dem Lande vertrieben werden müsse, damit er die Frevel sühne, die er auf seinem Marsche begangen habe. Diese Meinung gefiel dem Theoderich, er entließ die Boten Pippins mit der Antwort, daß aus dem Frieden nichts werden könne. So sah denn Pippin ein, daß nur durch das Schwert eine Entscheidung möglich wäre, und verwandte den ganzen Tag darauf, einen Plan zum Treffen zu entwerfen. Theoderich dagegen vertraute mehr auf seine Übermacht in der Zahl, als auf einen klug ausgedachten Plan zum Treffen, und rühmte sich schon, daß am nächsten Tage Pippin gefesselt in seinen Händen sein würde; denn er sagte, Pippin hätte nur darum um Frieden gebeten, weil er von

Schrecken erfüllt, seine Niederlage in dem bevorstehenden Treffen schon voraussähe.

Pippin dagegen ermunterte nochmals die Seinen durch eine Rede, daß sie sich und die Ihrigen der Allmacht Gottes anbefehlen und in dieser Zuversicht wacker kämpfen möchten. Er war des festen Vertrauens voll, und alle die Seinen sahen mit Verlangen dem Kampfe entgegen. Mit kluger Vorsicht wählte er von einem Hügel aus einen Ort zum Treffen und nach genauer Erforschung des Bodens zeigte er seinem Heere, wie dahin zu gelangen war. Nachdem er tiefbewegt von Sorgen die Nacht noch mit allerlei Gedanken hingebracht hatte, führte er beim Anbruch der Morgenröte das Heer aus dem Lager und in aller Stille über den Dalmannio und stellte dann östlich vom Lager des Theoderich, ganz so wie er sich am Tage vorher den Plan entworfen hatte, das Heer in Schlachtordnung auf. Den Führern der einzelnen Scharen befahl er, ruhig den Aufgang der Sonne abzuwarten, damit die Strahlen derselben den Gegnern ins Gesicht fielen. Als die Sonne aufging, ward dem Theoderich die Nachricht gebracht, daß Pippin mit seinen Scharen das Lager verlassen und dasselbe angezündet habe. Sogleich ließ Theoderich seine Truppen aus dem Lager führen, um den Feind zu verfolgen. Aber da vertrat ihm Pippin mit den Ostfranken den Weg und es entbrannte nun ein hitziges Treffen. Als schon die meisten der westfränkischen Großen gefallen dalagen, wandte sich Theoderich zur Flucht und tat ihr nicht eher Einhalt, als bis er die Fluten der Sequana (Seine) hinter sich wußte. Auch Bertar floh und versteckte sich bald hier, bald dort an verschiedenen Orten; aber die Furcht und die Bestürzung hatten ihn so verwirrt gemacht, daß die mitgeflohenen Franken erzürnt über seine Torheiten ihn erschlugen.

Pippin betrat als Sieger das Lager der Feinde und erlangte reiche Beute, die er unter seine Genossen verteilte. Die

entflohenen Feinde aber hatten sich in die Kirchen und Klöster geflüchtet, und in den nächsten Tagen kamen nacheinander die Äbte und Priester der Gegend und baten Pippin um Schonung des Lebens dieser Unglücklichen. Diese gewährte ihnen Pippin und verfolgte dann weiter den Theoderich. Er kam nach Paris und nahm die Stadt ein, und da kam auch Theoderich wieder. Pippin war zu klug sich selbst zum Könige zu machen; er ließ dem Theoderich den Namen, aber er selbst nahm alle Zügel der Regierung und alle Schätze in seine Hand. Es geschah im Jahre 687, daß Pippin alleiniger Hausmeier des fränkischen Reiches wurde.

45. Das Auftreten Karl Martells.

Nachdem Pippin siebenundzwanzig Jahre lang das Reich der Franken als Hausmeier regiert hatte, starb er an der Maas im Jahre 714 und hinterließ einen erwachsenen Sohn, namens Karl, der nachher Martell genannt wurde. Aber seine Stiefmutter Plektrude wollte ihrem kleinen Sohne die Herrschaft verschaffen und hielt Karl deshalb zu Köln*) am Rheine gefangen. Endlich gelang es Karl sich zu befreien; aber unterdessen hatte das fränkische Volk aller Wohltaten seines Vaters Pippin vergessen und war von Karl abgefallen und erst im zweiten Jahre nach dem Tode seines Vaters gelang es Karl die Herrschaft über Austrasien zu erhalten. Aber ringsumher erblickte er nur Feinde. Raginfried, der sich zum Hausmeier aufwerfen wollte, verwüstete das austrasische Land und hatte mit dem Friesenkönige Radbod einen Bund geschlossen, und zu gleicher Zeit sammelte der König Chilperich ein Heer. Dieser war zum Mönche bestimmt und hatte schon im Kloster gelebt; aber die Franken zogen ihn hervor, ließen

*) An der Stelle des Capitolium, wo damals Karl gefangen war, steht jetzt die schöne Kirche Maria in Capitolio. In ihr ist noch ein Mosaikbild der Plektrudis.

ihm das Haar wieder lang wachsen und nannten ihn wieder Chilperich statt Daniel, wie er im Kloster geheißen hatte.

Von verschiedenen Seiten zugleich wollten ihn nun alle diese Feinde angreifen; aber Karl gedachte ihnen zuvorzukommen und wandte sich zuerst gegen den Friesenfürsten Radbod, der von Norden her heranzog. Es ward viel Blut von beiden Seiten vergossen, und erst die einbrechende Nacht machte dem Treffen ein Ende; aber Karl sandte am folgenden Tage seine Boten durch das ganze Land, um neue Scharen zur Hilfe herbeizurufen. Das friesische Heer umlagerte schon Köln; aber für Geld ließ Radbod sich zum Abzuge bewegen. Unterdessen kam eine Nachricht, daß Chilperich und Raginfried den Ardenner Wald überstiegen hätten und mit unzähligen Scharen heranrückten. Da teilte der vorsichtige Karl seine Haufen, weil er doch in offener Feldschlacht es mit allen diesen Feinden zugleich nicht aufnehmen konnte, stellte hierhin und dorthin eine kleine Abteilung, je nachdem die Gegend ihm günstig war, um so durch einen kleinen Krieg die Feinde zu ermüden und aufzureiben. Er selbst ging mit fünfhundert Mann zu dem Ardenner Walde, nahe bei der Stadt Amblava (Amblef). Dort erblickte er von der Spitze eines Hügels, wie sich das Lager der Feinde weithin ausdehnte, und sann darüber nach, wie er ihnen einen Schaden zufügen könnte. Es war um die Stunde der Mittagsmahlzeit, und die Leute Chilperichs erholten sich an schattigen Orten und in ihren Zelten, denn es war Sommer und die Sonne schien warm.

Als Karl mit forschendem Auge dies alles übersah, trat einer von seinem Gefolge zu ihm heran und bat Karl, ihm zu gestatten, daß er allein im ungestümen Anrennen die nächsten Abteilungen der Feinde in Verwirrung brächte. Auf seine dringenden Bitten bewilligte es endlich der Feldherr, und sogleich stürmte der Krieger in vollem Laufe daher, durchbrach die Reihe der Speisenden, tötete die einzeln Stehenden,

ritt dann von einem Haufen zum andern und rief mit lauter Stimme, daß Karl da sei. Von allen Seiten liefen die Feinde herzu, um ihn zu ergreifen und zu töten; allein sein Roß war schneller, als sie, und trug ihn aus der drohenden Gefahr wieder dem Feldherrn zu, der noch immer oben stand und alles, was vorging, aufmerksam betrachtete. Als er aber die Gefahr seines Getreuen erblickte, da wollte er nicht dulden, daß dieser schutzlos umkommen sollte, sondern befahl seinen Gefährten, die Waffen zu ergreifen und dem Bedrängten Hilfe zu bringen. So geschah es; von obenher drängten die Austrasier auf die Feinde, die keinen Angriff erwartet hatten. Darum wurde dieser Teil des feindlichen Heeres völlig geschlagen und viele von ihnen flohen in die Kirche von Amblava. Allen diesen Flüchtlingen schenkte Karl das Leben und die Freiheit, zog sich aber dann wieder an einen festen Ort zurück. Chilperich ging darauf mit dem ermüdeten übrigen Heere weiter nach Köln und berannte diese Stadt; aber er konnte sie nicht gewinnen; denn er fürchtete sich Tag und Nacht vor einem plötzlichen Angriff Karls. Endlich ließ er sich von den Bürgern Kölns durch Geschenke zum Abzug bewegen und zog dann so eilig in die Heimat zurück, daß es eher eine Flucht zu sein schien als ein Rückzug.

Im folgenden Jahre besiegte Karl Martell den König Chilperich nochmals und setzte ihn darauf wieder zum Könige der Franken ein; denn er hielt die Zeit noch nicht für gekommen, daß dem Hause der Merovinger die Krone genommen werden könnte. Aber er sah nun seine Macht als alleiniger Hausmeier über das ganze fränkische Reich gesichert.

46. Das Treffen mit den Mauren zwischen Tours und Poitiers (732).

Zur Zeit Karl Martells wurde Abderrahman Anführer der Mauren in Spanien. Er faßte nach den Wünschen

seines Volkes den Plan, das Reich der Araber auch im Norden der Pyrenäen siegreich zu verbreiten und dann von Westen her durch Europa ostwärts vorzudringen, so zwar daß er auf diesem Wege das Reich der Araber im Osten wieder erreichte. Mit einem gewaltigen Heere zog er zerstörend über die Pyrenäen, die der Herzog Eudes von Aquitanien (Südfrankreich) vergebens zu verteidigen suchte, und warf alles vor sich nieder. Dann zog er an die Rhône, um Arles einzunehmen, und hier trat ihm Eudes wieder entgegen, doch vergebens, und die Fluten der Rhône wälzten die Leichen der geschlagenen Franken zu Tausenden ins Meer. Noch einmal sammelte Eudes ein Heer; aber seine Niederlage war so gewaltig, daß die Franken trauernd sagten, nur Gott habe die Zahl der Gefallenen zählen können. Die Kirchen und die Klöster lagen in Asche, die Felder waren verwüstet; es war keiner mehr im großen Frankenreiche, der helfen und retten konnte, als Karl der Hausmeier. Zu ihm gingen deshalb die fränkischen Edeln, und selbst Eudes vergaß der Feindschaft, die er früher mit Karl gehabt hatte, und bat ihn nur jetzt schützend und helfend herbeizukommen. Karl antwortete den Bittenden: „Laßt die Mauren erst ungestört ziehen und übereilt euch nicht mit eurem Angriffe, denn sie gleichen einem Strome, den man nur mit Gefahr in seinem Laufe aufhalten kann. Der Durst nach Reichtümern und der Stolz auf ihre Siege erhöhen ihre Tapferkeit; und Tapferkeit gilt mehr als Waffen und große Anzahl. Wartet ruhig ab, bis sie sich mit Beute überladen haben; dann werden sie uneinig sein und euch den Sieg leichter machen.“

Diese Worte sprach Karl auch mit Vorbedacht auf die Schwierigkeit, ein großes Heer schnell zusammen zu bringen; denn Austrasien, der östliche Teil des Reiches, war säumig in der Stellung des Heerbannes, weil er die Gefahr nicht kannte, welcher Neustrien fast unterlag. Aber als dann das Heer

nach vieler vergeblicher Mühe endlich beisammen war, rückte Karl mit festem Mute gegen die fremden Räuber vor, deren Scharen in der Nähe von Tours und Poitiers beim Plündern beschäftigt waren. Da trafen die Völker des fernen Ostens und die des Westens aufeinander, es war ein harter, gewaltiger Kampf und er dauerte sieben Tage. Die Araber waren den Franken überlegen durch ihre Reiterei und die Schnelligkeit ihrer Bogenschützen; die deutschen Stämme dagegen hatten festere Körper und kräftigere Glieder und waren darum im Vorteil, wenn es zum Handgemenge kam. Karl hatte eine feste Stellung gewählt; denn eine Reihe von Hügeln deckte die Seite seines Heeres und machte es den Mauren nicht leicht möglich, von dort her mit ihrer Reiterei einzubrechen. Nachdem aber sechs Tage lang schon der Kampf gewährt hatte, rückten sie sich näher, und die Araber erschraken vor den breiten Gliedern und den zornigen Blicken der Deutschen. Abderrahman selbst fiel am siebenten Tage und die Mauren zogen sich am Abend in ihr Lager zurück.

Aber noch wußte man nicht, wie das Treffen geendet hatte. Spät am Abend vernahmen die Franken noch Getümmel aus dem maurischen Lager; doch wußten sie die Ursache nicht und waren gerüstet, auch am achten Tage aufs neue zu kämpfen. In der Nacht aber entzweiten sich die verschiedenen Stämme im Lager der Araber; denn nach dem Tode ihres Anführers wollten einige den Rückzug und andere die Fortsetzung des Krieges; der Zwist brach in offenem Kampfe aus und das Ende war, daß sich das noch übrige Heer der Mauren völlig auflöste und in der Nacht der eine Teil hierhin, der andere dorthin floh.

Der Morgen brach an und die Sonne stieg höher und höher am Himmel; aber alles blieb still im Lager der Mauren. Darüber verwunderten sich die Christen, welche in den vorhergehenden Tagen gewohnt waren, die Araber in der Frühe

jedes Morgens aus ihrem Lager hervorbrechen zu sehen. Karl vermutete eine Kriegslist. Aber die Kundschafter berichteten, daß das ganze Lager leer und verlassen sei; da wagten es endlich die Franken hinzugehen. Sie fanden in den Zelten noch eine Menge der erbeuteten Sachen und Kostbarkeiten aufgehäuft und nahmen sie mit, um sie den Eigentümern, so viel es anging, wieder zuzustellen. Aber die Araber ließ Karl ungestört entfliehen; denn sein Heer war zu sehr ermüdet und hatte zu viel gelitten von dem siebentägigen Kampfe. Dreihundertundfünfzigtausend Leichen erschlagener Mauren sollen das Feld bedeckt haben, und der Ruhm Karls erscholl durch die Christenheit, die er mit seinen Franken durch diesen Sieg gerettet hatte. Von dieser Schlacht bekam er den Namen Martell, weil er wie ein Hammer die Macht der Mauren zerschlagen hatte.

47. Karl Martells zweiter Sieg über die Araber.

In dem Kampfe gegen die Mauren hatte Eudes, der Herzog von Aquitanien, mit Karl gemeinschaftliche Sache gemacht, weil ihn die Not dazu zwang; aber ungern unterwarf er sich ihm, und auch die Aquitanier waren den Franken nicht geneigt. Aber Eudes lebte nur noch einige Jahre nach dem großen Siege von Tours und Poitiers, und Karl hielt nun nach dem Tode dieses Gegners den Augenblick für günstig, Aquitanien sich ganz und für immer zu unterwerfen. Es gelang ihm und er zog bis nach Burgund ostwärts, um sich auch den ganzen schönen Süden des jetzigen Frankreichs bleibend zu sichern. Das litten die burgundischen Großen nicht und als sie in sich selbst nicht die Kraft des Widerstandes fanden, riefen sie Jussephibin mit seinen Arabern ins Land.

Dieser wohnte in dem Lande, das einst den Goten als der letzte Überrest ihrer Herrschaft diesseit der Pyrenäen geblieben war, in der Hauptstadt Narbonne. Er folgte gern

dem Rufe der Christen und schiffte die Rhône hinauf bis an die Stadt Avenio (Avignon) und hier setzte er sich fest. Aber als Karl die Nachricht von der bedrohlichen Nähe des Maurenfürsten vernahm, säumte er nicht. Er schickte sogleich Mannschaft voraus, um die Stadt in weitem Kreise einzuschließen, bis er selbst mit den Werkzeugen der Belagerung nachkommen würde. Ringsum ward Avenio mit einer Mauer umgeben, so daß keine Zufuhr mehr möglich war; alsdann begann das Werk der Mauerbrecher und großen Wurfgeschosse. Nachdem eine Lücke gebrochen war, drangen die Franken stürmend in die Stadt, die sogleich von allen Seiten in Flammen stand. Die wenigen, die das Schwert verschonte, wurden gefangen hinweggeführt. Aber damit war Karl nicht zufrieden, sondern er ging über die Rhône, um seine Waffen auch gegen Narbonne ins Reich der Mauren zu tragen.

Auch Narbonne ward mit einer ungeheuren Mauer umgeben, um ihr allen Zusammenhang mit dem Lande abzuschneiden; aber hier war die Macht der Mauren mehr in der Nähe und sie beschlossen ihre wichtigste Stadt nördlich der Pyrenäen nicht im Stiche zu lassen. Amormach führte ein gewaltiges Heer heran; allein Karl wollte dies nicht erwarten. Er ließ einen Teil seines Heeres im Lager vor Narbonne, so daß er die Stadt noch immer umschlossen hielt und rückte mit dem andern dem nahenden Feinde entgegen. Er traf sie am Flusse Birra im Tale Corbaria unfern von dem Orte, wo dreihundert Jahre früher Ataulf der Westgotenkönig sich einen Palast gegründet hatte. Sofort begann der Kampf. Es war aber ein anderer, als der bei Tours; denn damals ging vor dem arabischen Heere der Schrecken der Unüberwindlichkeit einher, hier dagegen fühlten und wußten die Franken sich schon vorher auf der Bahn des Sieges. Amormach, der Feldherr der Mauren, fiel und alsbald wandten sich die Araber zur Flucht. Das Schlachtfeld

lag unfern vom Meere, und dahin eilten die Araber dem Laufe der Birra nach, um sich in die Schiffe zu stürzen und so zu entkommen. Aber die Franken kamen nach, zerstörten viele Schiffe und nahmen die Mauren haufenweis gefangen. Viele Schätze wurden erbeutet und großer Jubel herrschte im fränkischen Lande; denn von da an verschwand alle Furcht vor den gefährlichen Nachbarn. Auch Narbonne mußte sich ergeben; allein Karl befürchtete doch das Land Septimanien auf die Dauer nicht behaupten zu können und ließ deshalb alle festen Städte in demselben zerstören. Dies geschah i. J. 738.

Die Beschirmung Europas gegen die Araber war die hauptsächlichste Tat des tapferen Karl Martell. Dennoch liebten ihn die Geistlichen nicht; denn in der allgemeinen Not des Vaterlandes hatte Karl die Kirchengüter nicht geschont und manche von ihnen für die Zwecke des Krieges an sich gezogen und verkauft. Daher entstanden nicht lange nachher in den Klöstern allerlei Legenden, und Mönche wollten den gewaltigen Hausmeier für seine Taten in der Hölle gesehen haben. Bevor Karl starb im Jahre 741 teilte er das Reich unter seine beiden Söhne Pippin und Karlmann; denn obwohl er nicht König, sondern nur Hausmeier oder Reichsverwalter war, so kümmerte weder er, noch das Volk sich um den eigentlichen König. Karlmann sollte Austrasien (das ist Ostfranken), Schwaben und Thüringen, Pippin sollte Neustrien (Westfranken), Burgund und den südlichen Teil des jetzigen Frankreichs regieren.

48. Ogdilo der Bayernherzog.

Die Herzöge von Bayern gehorchten nur sehr ungern den fränkischen Königen und suchten immer sich wieder unabhängig zu machen. Als der große ostgotische König

Theoderich seine Macht weithin über die Länder ausdehnte, hatten auch die Bayern ihm gehorcht; aber nach dem Verfall des ostgotischen Reiches, als die Langobarden Italien einnahmen, hatten sie ihre Selbständigkeit bewahrt unter dem Hause der Agilolfinger, aus deren Geschlechte auch die berühmte Theudelinde war, die einst Autari mit sich ins Langobardenreich geführt hatte. Mit den Langobarden unterhielten die Bayern immerwährend Freundschaft. Hernach aber wurden sie mit dem Frankenreiche vereinigt und diesem suchten sie sich immer wieder zu entziehen.

Namentlich hatte dies Bestreben Ogdilo, der die Hiltrude, eine Tochter von Karl Martell, die Schwester Pippins und Karlmanns, zur Gemahlin genommen hatte, als sie zu ihm geflüchtet war. Darum zogen die beiden Brüder mit großen Haufen gegen ihn heran kamen an den Fluß Lech und schlugen in der Ebene dieses Flusses ihr Lager auf. Ihnen gegenüber lagerten die Bayern, verstärkt durch Alemannen, Sachsen, Slaven, die ihnen als Söldner dienten. Beide Heere lagen sich so fünfzehn Tage gegenüber; denn der Fluß war fast nicht zu überschreiten wegen des sumpfigen Bodens an seinen Ufern, und noch dazu hatte Ogdilo einen starken Wall zwischen sich und den Feinden aufwerfen lassen. Von diesem sicheren Orte aus höhnten die Bayern das fränkische Heer, bis dieses zornig wurde und einmal in der Nacht versuchte, die Moräste an den Stellen zu überschreiten, wo sonst auch Fuhrwerke hinübergeschafft wurden. Dies gelang. Pippin und Karlmann teilten ihr Heer in mehrere Scharen und stürzten so über die Bayern her, als diese nichts Böses ahnten. Ogdilo floh und entrann kaum mit wenigen Begleitern bis an den Inn, während Pippin und Karlmann das Land durchzogen und überall sich Unterwerfung geloben ließen.

In diesem Treffen fingen Pippin und Karlmann auch

den Priester Sergius, den angeblichen Abgesandten des Papstes Zacharias. Sergius hatte mit Ogdilo gehalten und war am Tage vor der Schlacht zu Pippin und Karlmann gekommen und hatte wie im Auftrage des Papstes ihnen anbefohlen, aus den Grenzen der Bayern zu weichen. Als nun der Sieg errungen war, ward Sergius zugleich mit Gauzebald, dem Bischofe von Regensburg, vor die Fürsten gebracht. Da sprach Pippin ganz gelassen zu Sergius: „Mein lieber Sergius, jetzt erkennen wir die Wahrheit, daß du dich nicht als einen Abgesandten des heiligen Petrus bewährst; denn du hast uns gestern gesagt, daß du ein apostolischer Mann wärest und im Auftrage des heiligen Petrus selbst und des Papstes uns verbötest, die Bayern zur Rechenschaft zu ziehen. Aber wir sagen dir, daß weder der heilige Petrus noch der Papst irgend etwas mit deiner Aussage gemein hatte; denn wenn in Wahrheit dem heiligen Petrus unsere Sache unrecht erschienen wäre, so hätte er uns im heutigen Treffen keinen Beistand geleistet. Jetzt aber kannst du sicher und gewiß sein, daß durch die Fürbitte des heiligen Petrus, des Fürsten der Apostel, und nach der Entscheidung Gottes, der wir kein Bedenken trugen uns zu unterstellen, das bayerische Land und das bayerische Volk zum Frankenreiche gehören."

49. Karlmann geht ins Kloster.

Nachdem Karlmann mit seinem Bruder Pippin durch manche Tat seinen Namen den Feinden furchtbar gemacht hatte, wurde er des kriegerischen Lebens überdrüssig und beschloß, in der ruhigen Einsamkeit eines Klosters ein beschauliches Leben zu führen. Darum reiste er mit großen Geschenken nach Rom zum Papste Zacharias und bat ihn um Rat, was er tun sollte. Der Papst bestärkte ihn in seinem Entschlusse und riet ihm, nach dem Berge Cassinus (monte

Cassino) in das Kloster zu gehen, welches dort vor zweihundert Jahren der heilige Benedikt gestiftet hatte. Dahin zog Karlmann und nachdem er einige Zeit dort verweilt hatte, legte er das Gelübde des klösterlichen Lebens ab und erbaute sich dann selbst ein Kloster am Berge Sorakte. Aber er blieb nicht lange in diesem Kloster, sondern kehrte zurück zum Berge Cassinus und wurde dort Mönch bei den Benediktinern. Dabei soll sich folgendes zugetragen haben.

Als er noch in dem Kloster verweilte, welches er selbst sich erbaut hatte, kamen häufig Fremde dahin und wünschten, ihn zu sehen, weil sie sich nicht genug wundern konnten, daß der Herrscher eines so mächtigen Reiches freiwillig alle Güter der Erde hintansetzte, um in stiller Einsamkeit ein ruhiges und ungetrübtes Leben zu führen. Diese Besuche wurden aber Karlmann bald lästig und er dachte darüber nach, wie er sich ihnen entziehen könnte. Er vertraute sich nur einem Gefährten an, den er von Jugend auf als treu erprobt hatte, und verließ mit ihm mitten in der Nacht und allen unbekannt das Kloster am Berge Sorakte und begab sich zum Berge Cassinus. Sie nahmen nichts mit sich, als was für den Körper durchaus notwendig war. Beim Kloster angekommen, klopfte er ans Tor und bat um ein Gespräch mit dem Vorsteher des Klosters. Vor diesem warf sich Karlmann zur Erde und sagte, daß er ein Mörder sei, der mit allen Verbrechen sein Gewissen beladen hätte, und bat ihn um Aufnahme und einen Platz, wo er seine Frevel gegen die Menschheit bereuen könnte. Der Pater kannte ihn nicht, merkte aber an seiner Sprache, daß er ein Fremder wäre, und fragte ihn darum nach seiner Heimat und seinem Geschlechte. Karlmann erwiderte ihm, daß er ein Franke und aus diesem Lande um seiner Freveltat willen her geflohen wäre; er wolle aber gern sein Vaterland verschmerzen, wenn er sich dafür mit Gott versöhnen könnte.

Sein geistlicher Vater nahm ihn auf mit seinem Gefährten und wies ihm eine Zelle an, in welcher er während des Prüfungsjahres der Benediktinerregel gemäß leben sollte, und er hielt ihn um so strenger, weil der Novize aus dem fremden Frankenlande war. Aber Karlmann bewährte sich und ward nach einem Jahre in die Brüderschaft des Ordens aufgenommen und lebte fortan untadelig nach der Regel des heiligen Benedikt. Es geschah aber auch, daß er nach der Sitte allwöchentlich in der Küche des Klosters Dienste tun mußte. Er tat es zwar gern, aber er verstieß gar oft gegen die Gebräuche. Als er einstmals ein Versehen beging, versetzte ihm der Koch, welcher trunken war, einen Stoß und sprach zornig zu ihm: „Willst du so deinen Brüdern dienen?" Karlmann entgegnete ruhig und mild: „Möge dir das Gott vergeben, wie es dir dein Bruder Karlmann vergibt." Bis dahin aber hatte er noch niemals seinen Namen genannt, aus Furcht daß er erkannt würde. Einige Zeit nachher machte er abermals ein Versehen und wiederum stieß ihn der Koch; aber auch da blieb Karlmann ruhig und gelassen. Als es aber nicht lange darauf zum dritten Male geschah, konnte sich der Gefährte Karlmanns, welcher noch bei ihm im Kloster war, nicht länger halten. Er ergriff den Reiber, mit welchem das Brot für das Essen der Mönche zerrieben wurde, und schleuderte dies Gerät mit aller Kraft gegen den Koch, indem er sprach: „Möge dir weder Gott vergeben, elender Sklav, noch Karlmann!"

Als die Brüder dies vernahmen, wurden sie sehr erzürnt, daß ein fränkischer Mann, den sie nur aus Mitleid aufgenommen hätten, sich solches herausnehmen und den Koch bestrafen wollte. Sie schlossen ihn sogleich in seine Zelle ein, damit am folgenden Tage über ihn Gericht gehalten werden sollte. Als am folgenden Tage alle Brüder sich versammelt hatten, ward er geholt und gefragt, wie er sich habe unter-

stehen können, seine Hand an einen dienenden Bruder zu legen. Er antwortete: „Das habe ich getan, weil ich es nicht länger ertragen konnte zuzusehen, wie ein elender Sklav den besten und edelsten Menschen, den ich auf der Erde kenne, mit Schmähworten überhäufte und ihn zu stoßen wagte.“ Da wurden die Mönche noch zorniger, daß der Angeklagte einen fern hergekommenen Mann ihnen allen vorzuziehen wagte, und fragten ihn spöttisch, wer denn jener wäre, der sie an Güte nnd edler Herkunft alle so sehr überträfe, da er doch wenigstens den Vorsteher des Klosters hätte ausnehmen müssen. Da war Karlmanns Gefährte gezwungen, den Namen zu nennen, und wollte ihn auch gar nicht mehr zu verhehlen suchen. Darum sprach er: „Es ist Karlmann, einst der Herrscher der Franken, der die Herrschaft und den Ruhm der Welt verachtet hat, um seiner Seele zu leben, und er ist so weit von seiner irdischen Höhe herabgestiegen, daß einer der niedrigsten Menschen nicht bloß ihn mit Schimpfworten anfährt, sondern auch seine Hand gegen ihn zu erheben sich erdreistet.“

Als die Mönche dies vernahmen, warfen sie sich Karlmann zu Füßen und baten ihn um Verzeihung, daß sie ihn so geringfügig behandelt hätten. Aber auch Karlmann bat mit Tränen, die Aussage seines Freundes nicht für wahr zu halten; denn er wäre nicht Karlmann, sondern ein Sünder und Mörder, und nur aus Furcht habe sein Freund dies von ihm gesagt. Aber es half ihm nichts; die Nachforschungen der Mönche zeigten ihnen bald, daß es die Wahrheit war. Karlmann blieb noch ferner bei ihnen und ward immer hochgeehrt.

50. Die letzten Könige aus dem merovingischen Stamm.

Das Geschlecht der Könige aus dem merovingischen Stamme dauerte bis auf Childerich; aber es hatte nur den

Schein, daß er der letzte war; denn in Wirklichkeit hatten die letzten Könige nichts als diesen Namen. Denn sowohl alle Schätze als alle Macht waren in der Hand des Major Domus oder Hausmeiers. Dem Könige stand zuletzt nichts mehr zu, als daß er zufrieden mit dem königlichen Namen, mit wallendem Haar und langgewachsenem Barte auf seinem Stuhle saß und sich anstellte, als ob er König wäre. Er hörte die Gesandten an, woher sie auch kamen, und erteilte ihnen, wenn sie schieden, die Antworten, welche ihm der Hausmeier vorgesagt hatte. Was ihm so befohlen war, redete der König wie aus seiner eigenen Macht, da er doch außer dem leeren königlichen Namen und einem geringen Einkommen, welches ihm der Hausmeier nach seinem eigenen Ermessen zuteilte, nichts besaß, als ein Landgut von mäßigem Ertrage. Auf diesem Landgute hatte er ein Haus und einige wenige Sklaven, die ihn bedienten. Wohin er sich begab, fuhr er auf einem Wagen, der mit Ochsen bespannt war, und diese Ochsen trieb er nach ländlicher Sitte mit einem Ochsenstachel an. So kam er in seinen Palast, so auch in die große Volksversammlung, welche nach alter Sitte jährlich am ersten Mai gehalten ward. Dann führte er den Vorsitz vor dem ganzen Volke, begrüßte es und wurde wieder begrüßt, und wenn die Verhandlungen beendigt waren, fuhr er auch so wieder nach Hause und wohnte dort, bis wiederum der Mai herankam. Die Verwaltung des Reiches und alles, was nach außen und nach innen zu tun war, besorgte der Hausmeier.

Als Childerich König war, führte dies Hausmeieramt Pippin, der es schon durch Erbrecht überkommen hatte. Dieser schickte den Bischof Burchard von Würzburg und den Abt Fulrad von St. Denis nach Rom zum Papste Zacharias und ließ fragen, ob derjenige König sein müßte, welcher müssiger Ruhe hingegeben nur dem Namen nach König wäre, oder ob derjenige, auf dessen Schultern die Last der Regierung

ruhte, auch den Namen König tragen müßte. Darauf antwortete der Papst, demjenigen käme auch der Name König zu, welcher die Zügel der Regierung in Händen hielte; indes dürfte die Ordnung im fränkischen Reiche dadurch nicht gestört werden. Da ließ Pippin dem Könige Childerich seine langen Haare abschneiden und brachte ihn und seine Söhne ins Kloster, und die gallischen Bischöfe salbten Pippin als neuen König in Gegenwart des Erzbischofs Bonifatius von Mainz und des Bischofs Chrodegang von Metz.

Diese Handlung Pippins war äußerst wichtig und zwar nicht bloß darum, weil dadurch das tatkräftige Haus der Karolinger auf den Thron kam und für lange Jahre die Geschicke Europas lenkte, sondern auch darum, weil dadurch das Ansehen des Papstes eine unendlich weite Ausdehnung erhielt. Denn nachher ward die Ansicht geltend, daß der Papst Zacharias die Krone des fränkischen Reichs verschenkt, und Pippin sie auf seinen Befehl angenommen hätte. Noch mehr wurde diese Ansicht befestigt, als im Jahre 800 Papst Leo III. dem Sohne Pippins, dem mächtigen Karl, die Kaiserkrone aufsetzte.

51. Die Kraft Pippins.

Als der König Pippin einmal erfuhr, daß die Großen seines Reichs ihn um seiner kleinen Gestalt willen heimlich verhöhnten, befahl er, als sie alle zusammen waren, daß man einen wilden, ungezähmten Stier herbeibringen und einen starken Löwen auf dieses Tier loslassen sollte. Der Löwe stürzte sich mit heftigem Sprunge auf den Stier, faßte ihn beim Nacken und warf ihn so zu Boden. Als die Tiere übereinander lagen, wandte sich der König zu den umstehenden Höflingen und sprach: „Reißt jetzt den Löwen hinweg von dem Stier, oder tötet ihn auf dem Stiere! Wer wagt es von euch?“ Sie sahen einander stumm und betreten an

und waren erstarrt vor Schreck über eine solche Zumutung, bis zuletzt einzelne von ihnen herzumurmeln wagten: „Herr, es ist kein Mensch auf der Erde, der solches zu versuchen sich getraute.“

Pippin erwiderte nichts, sondern stieg schweigend von seinem Thronsessel und trat in die Schranken. Er zog sein Schwert aus der Scheide und trennte mit einem Streiche den Nacken des Löwen von seinen Schultern und wiederum mit einem Streiche den Kopf des Stieres von den Schultern. Alsdann steckte er sein Schwert wieder in die Scheide, schritt ruhig wieder zu seinem Thronsessel und setzte sich darauf. Dann aber wandte er sich zu seinen Höflingen mit den Worten: „Scheint es euch nun, daß ich doch wohl euer Herr sein kann?“ Diese aber fielen wie vom Blitze getroffen zur Erde nieder und sprachen: „Nur ein Unsinniger würde es wagen, deine Herrschaft über die Menschen anzutasten.“ Hinfort wagte es keiner mehr über die Gestalt des Frankenkönigs zu sprechen oder gar zu spotten.

52. Pippin und Papst Stephan.

Ein Jahr war verflossen, nachdem Papst Zacharias durch jene ausweichende Antwort dem Herrschergelüste Pippins Vorschub geleistet hatte, da gedachte seinerseits auch der Nachfolger des Zacharias, Papst Stephan, die Freundschaft des Frankenkönigs zu nutzen. Das Reich der Langobarden trennte ihn von Pippin, die langobardischen Könige bedrängten die Päpste fort und fort und wollten ihre weltliche Macht nicht anerkennen. Namentlich lag die Hand Aistulphs schwer auf Stephan. In dieser Not beschloß Stephan, Pippin selbst um Hilfe anzuflehen. Er machte sich auf den Weg und pilgerte, von wenigen Getreuen begleitet, zum Könige Pippin in das Frankenland.

Pippin hatte gerade mit Feuer und Schwert im Sachsen-

lande gehaust und durch die völlige Verheerung ihrer Felder von ihnen erlangt, daß sie ihm dreihundert Pferde zum Tribut geben und zulassen wollten, daß fränkische Priester ihnen das Christentum predigten (vgl. Sachsen, Nr. 9). Von diesem Zuge war Pippin heimgekehrt und saß in seiner Burg zu Diedenhofen an der Mosel, als er die Nachricht vernahm, daß Papst Stephan zu ihm kommen wollte. Alsbald sendete er ihm seinen erstgebornen Sohn Karl entgegen, der den Papst nach Diedenhofen geleiten sollte. Dieser kam mit vielen Geschenken und bot sie dem Frankenkönige und seinen Großen an. Am folgenden Tage aber kam er daher und hatte Asche auf seinem Haupte und war bekleidet mit einem härenen Gewande. So warf er sich Pippin zu Füßen und bat ihn um der Barmherzigkeit Gottes willen, daß er ihn schützen möchte gegen die Langobarden. Nicht eher wollte der Papst wieder vom Boden aufstehen, als bis ihm Pippin die Hand reichte und mit seinen Söhnen ihn aufhob. Alsdann brachte ihn Pippin ins Kloster des heiligen Dionysius (St. Denis), und dort verweilte der Papst den ganzen Winter hindurch.

Im Frühling des nächsten Jahres führte der Papst endlich das aus, was Pippin als Gegenleistung für die Hilfe gegen die Langobarden vom Papste verlangte. Er salbte Pippin feierlich zum Könige der Franken, obwohl er schon vorher von den gallischen Bischöfen zum König gesalbt worden war, und dasselbe tat er mit den Söhnen desselben, mit Karl und Karlmann.

Alsdann beschloß Pippin, den Kriegszug wider die Langobarden zu unternehmen. Als Aistulph diese Nachricht vernahm, gebot er dem Bruder des Frankenkönigs, der als Mönch in einem Kloster seines Landes weilte, er sollte Pippin entgegengehen und ihm abraten von diesem Zuge und ihm sagen, wie der Papst sich eine Macht anmaße, die ihm nicht

gebühre. Doch vergebens, Pippins Vorteil war ein enges und treues Bündnis mit dem Päpste. Karlmann richtete nichts aus und starb auf dieser Reise. Pippin aber unternahm den Zug und zwang Aistulph, den Papst in Frieden zu lassen, und sicherte dem Papste ein eigenes Besitztum durch große Schenkungen. Aber sobald er weggezogen war, brach die Feindschaft wieder aus, die nur aufhören konnte mit dem Untergange des Langobardenkönigs. Dieses Ende führte endlich Pippins Sohn Karl herbei, der Desiderius, den Nachfolger Aistulphs, bezwang, ihm die Haare abschnitt und in ein Kloster steckte. (Vergl. die Geschichten der Langobarden Nr. 36.)

Pippin herrschte kraftvoll und gewaltig bis zum Jahre 768 und hinterließ das Reich seinen beiden Söhnen, Karl und Karlmann, die es mit vereinter Kraft regieren sollten.

Doch bevor wir die Geschichten derselben erzählen, müssen wir uns mit demjenigen Volke beschäftigen, welches über dreißig Jahre lang den ungleichen Kampf gegen die Übermacht des gewaltigen Frankenkönigs bestand, den Sachsen im Nordwesten des jetzigen Deutschlands.

Sachsen.

---

1. Die Abstammung der Sachsen.

Vorbemerkung. Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß unter diesen Sachsen bloß die echten ursprünglichen Sachsen im nordwestlichen Deutschland gemeint sind. Die heutigen sogenannten Sachsen erhielten diesen Namen erst seit 1423, eben so wenig mit Recht, wie die Hessen von 1806—1813 mit zu den Westfalen gerechnet wurden.

Bei den alten Sachsen selbst herrschte folgende Sage über ihre Abstammung. Ehe sie von Osten her nach Westen kamen, waren sie in Alexanders Heer gewesen und dieser hatte mit ihrer Hilfe die Welt bezwungen. Als aber Alexander starb, wollten sie in dem Lande nicht bleiben, weil die andern Völker sie haßten; darum schifften sie auf dreihundert Kielen (Schiffen) von dort nach Westen zu. Diese Schiffe gingen unter bis auf vierundfünfzig; von diesen kamen achtzehn nach Preußen, und die Mannschaft derselben besaß dort das Land, zwölf kamen in das Land der Rugier und vierundzwanzig kamen in das eigentliche Sachsenland. Sie schlugen die Thüringer und vertrieben sie; aber es waren der Sachsen nicht so viele, daß sie den Acker bauen konnten, darum

ließen sie die Bauern wohnen auf dem Lande und ließen ihnen die Äcker zu solchem Rechte, als noch die Lassen (Leute) haben.

So dachten sich also die Sachsen selbst ihre Abstammung, daß sie von Osten her gekommen wären, und auch nur diese Wahrheit halten wir in dieser Sage fest. Leider aber sind uns, wie bei den andern deutschen Stämmen, so auch bei den Sachsen alle alten Lieder verklungen, die uns die Geschichte ihres Stammes hätten aufbewahren mögen. In neuester Zeit hat Jacob Grimm die Behauptung aufgestellt, daß Sachsen und Cherusker gleichbedeutend seien, und das also der Ruhm Armins und der Cherusker, welche im Jahre 9 nach Christo in den Schluchten des Teutoburger Waldes die Römer vernichteten, auf das sächsische Volk zurückstrahle. Er begründet dies hauptsächlich aus der Einerleiheit des Namens. Der Name Sachsen leitet auf sahs, das Schwert, oder vielmehr auf den Schwertgott Saxnot, und ebenso leitet Cherusk auf ein Wort, welches Schwert und einen Gott des Schwertes bezeichnet. Im Gotischen heißt dies Wort hairus (sprich herus), altsächsisch heru, und cheru hat davon nur die Abweichung, daß es fränkisch geschrieben ist, denn die Franken bedienten sich gern der Kehllaute. Da sahs und heru gleichbedeutend sind, so müssen es auch die davon abgeleiteten Namen sein. Es wäre wunderbar, wo die Cherusker geblieben sein sollten, die doch ganz dasselbe Land einnahmen, in welchem wir später die Sachsen finden. —

Wir haben aber noch außerdem eine alte Sage von der Ankunft der Sachsen im Lande Hadeln. Diese will ich jetzt erzählen nach der Aufzeichnung, welche sie im Kloster Corvey an der Weser durch einen Mönch, namens Widukind, ererfahren hat. Wie sich diese Sage so gestaltet haben mag, ist uns nicht bekannt; einige meinen, daß die Landung der

Angelsachsen in England und was sich da begab, auf die Verhältnisse der Sachsen mit den Thüringen übertragen sei.

2. Sage von dem Kampfe der Sachsen mit den Thüringern.

Woher einmal die Sachsen ihren Urspung genommen haben, wissen wir nicht; aber auf Schiffen sollen sie gekommen und zuerst im Lande Hadeln ausgestiegen sein. Nicht fern von da wohnten aber die Thüringer. Diese wollten es nicht dulden, daß die Sachsen sich dort niederließen und zogen wider sie aus. Allein die Sachsen leisteten tapferen Widerstand, und nachdem schon viele von beiden Seiten gefallen waren, kamen sie überein Frieden zu machen. Den Sachsen sollte es darnach gestattet sein, Lebensmittel zu kaufen und zu verkaufen; aber sie sollten nicht rauben und plündern. Das versprachen die Sachsen, und so dauerte der Friede viele Tage. Als aber den Sachsen das Geld ausging und sie nicht mehr kaufen konnten, schien ihnen der Friede drückend und lästig zu sein, und sie hätten sich gern wieder seiner entledigt.

In dieser Zeit geschah es, daß ein sächsischer Jüngling ausging, mit einer goldenen Kette um den Hals und goldenen Armbändern geschmückt. Da begegnete ihm ein Thüringer und fragte: „Was willst du mit so vielem Golde um deinen hungrigen Hals?“ Der Sachse erwiderte: „Ich suche einen Käufer; denn ich besitze nichts mehr, als dies Gold, und was soll ich mich mit Gold schmücken, wenn ich Hunger leiden muß.“ Der Thüringer erkundigte sich darauf nach der Beschaffenheit des Goldes und nach dem Gewichte und fragte nach dem Preis. Der Sachse entgegnete: „Ich mache keine Schwierigkeit; ich nehme gern an, was du mir nur geben willst.“ Darüber lachte der Thüringer und sagte: „Wie nun, wenn ich dir einen Sack mit Sand anfüllte?“ Es war nämlich gerade da ein dürrer Sandboden. Ohne zu zaudern

öffnete der Sachse seinen Sack und ließ sich Sand hineingeben, übergab dann dem Thüringer sein Gold, und beide trennten sich zufrieden mit dem Kaufe. Die Thüringer lobten ihren Landsmann sehr, daß er den dummen Sachsen so angeführt habe, und priesen seinen so leicht erworbenen Reichtum. Sie waren ihres Erfolges sicher und spotteten über die Sachsen, die sich so um alle Habe bringen ließen.

Seines Goldes ledig, aber dafür mit einem Sacke voll Sand beladen, kehrte der Sachse zu den Seinen zurück. Seine Gefährten liefen ihm entgegen und fragten ihn, was er hätte; als sie seinen Sack sahen, verhöhnten ihn die einen, die andern beschuldigten ihn hart; alle aber kamen darin überein, daß er sehr dumm gehandelt hätte. Aber er gebot ihnen Schweigen und sprach dann: „Folgt mir, meine Landsleute, und seht, wie meine Torheit nützlich für euch ist.“ Da er so zuversichtlich sprach, folgten sie ihm als ihrem Führer, aber zweifelhaft und ungläubig. Er ging voran und streute seinen Sand so dünn wie nur möglich über die benachbarten Felder und gewann so den Raum zu einem Lager. Die Sachsen nahmen dies sogleich in Besitz und befestigten es.

Als das die Thüringer vernahmen, wurden sie sehr unwillig; sie schickten Boten hin und beklagten sich über Friedensbruch von seiten der Sachsen. Diese aber erwiderten, sie wären dem Frieden treu geblieben, sie wollten aber das für ihr Gold gekaufte Land in Ruhe behalten, oder sie würden es mit den Waffen zu verteidigen wissen. Als die Thüringer diese Antwort vernahmen, verwünschten sie das sächsische Gold und schalten heftig auf ihren Landsmann, welchen sie früher um seines leichten Erwerbs willen so sehr gelobt hatten. Von Zorn entbrannt, stürzten sie dann nicht in ordentlicher Schlachtreihe, sondern wild durcheinander auf das Lager der Sachsen los; aber die Sachsen empfingen sie kaltblütig und ruhig und töteten eine große Zahl. Sie behaupteten auch schon die um-

liegende Gegend, so daß die Thüringer sich gezwungen sahen, Gesandte zu schicken und wegen des Friedens zu unterhandeln. Diese verabredeten mit den Sachsen, daß beide Völkerstämme ohne Wehr und Waffen an einem bestimmten Tage zusammenkommen sollten, um sich wegen des Friedens zu besprechen. Die Sachsen bedienten sich damals langer Messer, wie sie auch andere verwandte Völkerstämme, z. B. die Angeln, immer bei sich zu führen pflegten. Diese Messer hielten sie unterm Mantel verborgen, als sie mit den Thüringern an dem verabredeten Orte zusammenkamen. Als sie nun sahen, daß die Thüringer unbewaffnet waren, fielen sie über die Arglosen her und töteten alle, daß nicht einer übrig blieb. Das Gerücht dieser Tat erscholl ringsumher, und alle benachbarten Völker fürchteten sich vor den Sachsen.

Einige behaupten auch, daß die Sachsen von dieser Tat den Namen erhalten haben; denn ein langes Messer hieß bei ihnen Sahs, und danach seien sie Sachsen genannt.

In dieser Sage ist wahrscheinlich das geschichtlich, daß die Sachsen die Thüringer zurückgedrängt haben. Auch die nun folgenden Sagen, die ebenfalls der Mönch von Corvey erzählt, betreffen diesen Kampf der Sachsen mit den Thüringern, indem die Sachsen sich mit den Franken dazu verbinden. Aber die Begebenheit des Kampfes der Franken und Thüringer ist geschichtlich (vergl. Nr. 21. unter den fränkischen Geschichten), nur sind bei den Sachsen die Begebenheiten etwas verändert und manche und sicherlich uralte Züge mit diesen Sagen verbunden.

3. Sächsische Sagen von Dieterich, Irminfried und Iring.

Als der Frankenkönig Hugo starb, hinterließ er keinen andern Erben seines Reiches, als eine Tochter Amalberga,

welche Irminfried, den König der Thüringer, geheiratet hatte. Die Franken aber, welche von Hugo sehr gütig behandelt waren, wollten bei seinem Stamme bleiben, und wählten aus Anhänglichkeit seinen Sohn Dieterich, den Halbbruder der Amalberga, der als nicht ehelicher Sohn nach den bestehenden Gesetzen keinen Anspruch auf die Königswürde hatte. Dieterich schickte sogleich Boten an den Irminfried, um Frieden und Eintracht zwischen ihnen zu befestigen. Der Gesandte sprach: „Mein Herr Dieterich sendet mich zu dir, und wünscht dir gegenüber nicht in dem Verhältnis eines Herrn dazustehen, wie sein Vater Hugo, sondern als Freund und Verwandter. Nur bittet er dich, daß du die alte Freundschaft mit dem Frankenvolke nicht aufhebst, darum weil sie sich selbst einen König nach ihrer Wahl gesetzt haben.“ Darauf erwiderte Irminfried, wie es seiner königlichen Würde zukam, daß er die Volksbeschlüsse der Franken billigte und fernerhin mit ihnen den Frieden bewahren wollte, dessen auch sein Volk bedürfte, daß er aber, was sein Reich anbeträfe, seine Antwort verschieben müsse, bis seine Freunde alle versammelt wären.

Als die Königin das vernahm, daß ein Gesandter von ihrem Bruder gekommen wäre und mit ihrem Gemahl über die Angelegenheiten des Reichs verhandelt hätte, ließ sie Iring zu sich kommen. Iring war ein starker, kühner Mann, schlau und scharfsinnig im Rate, beharrlich in dem, was er einmal unternommen hatte, und von leichter, gefälliger Rede, so daß Irminfried ihn um aller dieser Eigenschaften willen sehr lieb gewonnen hatte. Die Königin forderte nun von Iring, daß er dem Könige zureden sollte, es wäre nicht recht, wenn er sich das Reich nehmen ließe, welches ihm nach dem Erbrechte zukäme, weil sie ja eine Tochter des Königs und der Königin wäre; Dieterich aber wäre ein Sklave, weil seine Mutter auch eine Sklavin gewesen wäre, und es wäre schimpflich für

den König der Thüringer, jemals einem Sklaven die Hand zu reichen.

Als nun die Fürsten und die ersten Räte des Landes berufen waren, brachte Irminfried in der Versammlung die Worte des Gesandten vor, und jene rieten einstimmig, er möchte, wie er selbst auch wollte, dem Frieden und der Eintracht getreu bleiben; weil sie einen Andrang der Franken nicht aushalten könnten, zumal da sie von der andern Seite durch die Sachsen bedrängt würden. Nur Iring, wie er es der eigenwilligen Königin versprochen hatte, riet dem Irminfried, es stünde ihm nicht wohl an, dem Dieterich zu weichen; denn seine Sache wäre gerechter und sein Reich groß genug; in der Anzahl der Krieger, der Waffen und allem übrigen, was zum Kriege nötig wäre, sei nicht ein so großer Unterschied zwischen ihnen beiden. Die Worte Irings machten Eindruck auf Irminfried, und er erwiderte dem Gesandten, er wolle dem Dieterich seine Freundschaft und Verwandtschaft nicht versagen; er müsse sich aber sehr wundern, daß Dieterich eher der Herrschaft nachstrebe, als der Freiheit; er sei ja als Sklave geboren, und billigerweise könne doch ein Sklave nicht königliches Eigentum verlangen. Irminfried fügte hinzu, wie es ihm Iring geraten hatte, daß er seinem eigenen Sklaven, als welchen er den Dieterich mit Recht ansehen müsse, nicht die Hand reichen könnte.

Sehr bekümmert entgegnete ihm darauf der Gesandte: „Lieber wollte ich mein eigenes Haupt dir hingeben, als solche Worte hören, da ich ja weiß, daß sie nur durch vieles Blut der Franken und der Thüringer zu sühnen sind.“ Dann kehrte er zu seinem Könige zurück und verschwieg nichts von dem, was ihm aufgetragen war. Dieterich verbarg seinen Zorn hinter ein heiteres Gesicht und sprach: „So müssen wir uns ja wohl eiligst in Irminfrieds Knechtschaft begeben, damit wir nicht mit der Freiheit auch zugleich das Leben

verlieren." Aber er sammelte schnell ein starkes Heer und rückte mit diesem an die Grenzen des Thüringerlandes, wo sein Schwager ihn bei Runiberg*) bereits erwartete. Zwei Tage hindurch ward mit abwechselndem Glücke gekämpft, am dritten wich Irminfried besiegt zurück und kam auf der Flucht an den Ort Scithingi**), der an der Unstrode liegt.

Dieterich aber berief die Führer und die Vornehmsten seines Heeres zusammen und fragte sie um ihre Meinung, ob sie Irminfried verfolgen oder nach Hause zurückkehren sollten. Unter ihnen war einer, namens Waldrich, der sprach: „Ich halte es für besser, daß wir heimkehren, damit wir die Gefallenen begraben, die Verwundeten heilen und dann ein größeres Heer zusammenziehen; denn es sind viele von den Unsern gefallen, und wir andern sind allein nicht stark genug. Denn wenn alle diese umwohnenden Völkerschaften dem Irminfried gegen uns Beistand leisten, mit welcher Macht willst du dann siegen?" Dieterich hatte aber auch einen sehr klugen Sklaven bei sich, dessen Rat ihm schon oftmals viel genützt hatte. Auch diesen fragte er um seine Meinung und er sprach: „Ich halte dafür, daß bei allen ehrenhaften Unternehmungen die Beharrlichkeit das Schönste ist. So haben es auch unsere Vorfahren gehalten, welche von der einmal begonnenen Sache nicht wieder abließen, und doch ist ja unsere Mühe nicht mit der ihrigen zu vergleichen; denn sie mußten mit ihrer kleinen Mannschaft große Völkermassen besiegen. Das Land ist jetzt in unserer Gewalt; sollen wir nun zurückweichen und dadurch dem Feinde Gelegenheit geben, sich aufs neue zu kräftigen? Ja, wenn ich wüßte, daß unser Feind müßig liegen würde, so möchte ich selbst auch wohl heimkehren, um das Vaterland und die

*) jetzt Ronneberg, anderthalb Stunden südwestlich von Hannover.

**) jetzt Burg Scheidungen an der Unstrut.

Freunde wiederzusehen. Aber vielleicht bedürfen die Verwundeten unserer Hilfe? Mögen sie im Lager sich stärken, für den unverdrossenen Sinn ist die Arbeit die beste Erholung. Aber unser Heer ist sehr geschwächt durch den erlittenen Verlust? Allein sind denn die Feinde alle entkommen? Doch wahrlich wohl wenige; denn der Führer selbst hat sich wie in ein Versteck hinter die Mauern der Stadt verkrochen und wagt aus Furcht vor uns kaum den Himmel anzusehen. Freilich hat er Geld, für welches er die umherwohnenden Völkerschaften zum Kriege mieten kann, auch die Seinigen selbst sind freilich geschlagen, aber noch stark; allein durch unsere Entfernung schöpfen sie neue Kraft. Es schickt sich nicht für den Sieger, dem Besiegten den Kampfplatz zu überlassen. Auch wenn wir Besatzungen zurückließen, um die eingenommenen Städte zu behaupten, so würden wir sie durch unser Kommen und Gehen doch alle wieder verlieren."

Als der Sklave so gesprochen hatte, beschlossen Dieterich und alle jene ruhmgierigen Männer bei ihm, dazubleiben und Gesandte an die Sachsen zu schicken, welche seit langer Zeit mit den Thüringern verfeindet waren. Er versprach den Sachsen, wenn sie ihm hülfen, wollte er ihnen, im Fall sie siegten und Irminfried gefangen nähmen, das ganze Land der Thüringer zum ewigen Besitztum überlassen. Die Sachsen säumten nicht, sondern schickten neun Heerführer mit je tausend Mann. Diese Führer traten einer nach dem andern in das Lager des Dieterich, jeder von hundert der Seinigen umgeben, während die übrigen draußen blieben, und begrüßten auf diese Weise den Dieterich. Als dieser sie freundlich annahm, reichten sie sich gegenseitig die Rechte und dann erlaubte er ihnen zu reden. Sie sprachen: „Das Volk der Sachsen hat uns hergesandt, und wir sind bereit auszuführen, was du nur von uns forderst, entweder die Feinde zu besiegen oder zu sterben; denn du weißt, daß den Sachsen keine andere

Wahl bleibt: wenn sie nicht siegen können, so wollen sie sterben. Wir können ja den Freunden keine größere Gunst erzeigen, als daß wir um ihretwillen den Tod nicht scheuen und wir wünschen, daß du dieses an uns erfahren mögest."

Als sie so sprachen, verwunderten sich die Franken über diese an Leib und Geist gleich ausgezeichneten Männer, über die Haltung, die ihnen neu war, über die Waffen, über das um die Schulter wallende Haupthaar und besonders über die ruhige Beständigkeit. Die Sachsen waren bekleidet mit Mänteln, mit langen Speeren bewaffnet, durch kleine Schilde geschirmt und trugen lange Messer an der Seite. Einige der Franken sprachen auch, sie bedürften solcher Freunde nicht, es wäre ein ungezähmtes Volk, und wenn sie das dortige Land erst innehätten, so würden sie auch bald die Herrschaft der Franken vernichten. Dieterich aber dachte nur an den augenblicklichen Nutzen, nahm sie als seine Freunde an und gebot ihnen, sich für die Belagerung der Feste Irminfrieds vorzubereiten.

Deshalb maßen die Sachsen sich ein Lager ab südlich von der Stadt auf Wiesen, die an den Fluß stießen und am folgenden Tage ergriffen sie mit Sonnenaufgang die Waffen, berannten die Stadt und zündeten sie an. Als die Stadt fast genommen und ganz in Brand war, stellten sie dem östlichen Tore gegenüber ihre Schlachtreihe auf. Die Eingeschlossenen sahen die Schlachtreihe und da sie innerhalb der Feste aufs äußerste gebracht waren, stürzten sie kühn aus den Toren und geradezu auf ihre Gegener los. Nachdem die Wurfwaffen verschossen waren, ergriffen sie die Schwerter. Von beiden Seiten fielen eine große Anzahl; denn die Thüringer kämpften für ihr Vaterland, ihre Weiber und ihre Kinder und für ihr eigenes Leben, die Sachsen dagegen für den Ruhm und das neue Land, das sie erwerben wollten. Laut erscholl der Ruf der Männer, die sich gegenseitig ermunterten

der Klang der Waffen, das Stöhnen und Seufzen der Verwundeten und Sterbenden und der erbitterte Kampf währte den ganzen Tag. Als schon überall das blutige Würgen und Morden sich verbreitete, überall Geschrei erscholl und doch keine der beiden Schlachtreihen vom Kampfplatze weichen wollte, trennte sie die einbrechende Nacht. Von den Thüringern waren viele verwundet und getötet, von den Sachsen aber wurden sechstausend erschlagen gezählt.

Am Abend ward Iring von Irminfried mit einer demütigen Bitte und allen Schätzen zu Dieterich geschickt, um den Frieden zu erflehen und freiwillige Unterwerfung zu geloben. Iring trat heran und sprach: „Mich sendet der, welcher einst dein Verwandter war, jetzt dein Sklave ist. Er läßt dir sagen, daß, wenn du dich auch seiner nicht erbarmen wollest, du doch wenigstens mit deiner eigenen Schwester und deinen Neffen Mitleid haben mögest, welche in großer Bedrängnis sind." Als er weinend die Worte gesprochen hatte, traten einige der Vornehmen, welche der Glanz des mitgebrachten Goldes verführte, mahnend herzu. Es ziemt sich der königlichen Milde, sprachen sie, solches Flehen nicht hinwegzustoßen. Auch sie müßten gedenken an die Veränderlichkeit der menschlichen Dinge und es wäre besser, den zu Treue und Freundschaft anzunehmen, der schon so besiegt und niedergeworfen wäre, daß er sich gar nicht wieder emporzurichten vermöchte, als jenes unbezähmbare und zu jeglicher Anstrengung abgehärtete Volk, von welchem die Franken nichts als Gefahr zu erwarten hätten. In dem kurz vorher vollendeten Kampfe hätte man ja sehen können, wie fest und unüberwindlich die Sachsen dastünden und darum wäre es besser, die Thüringer wieder anzunehmen und die Sachsen mit vereinten Kräften wieder zu verjagen.

Durch diese Reden ward Dieterich, obwohl wider seinen Willen bewogen und er versprach, am folgenden Tage seinen

Schwager wieder zu Gnaden anzunehmen und mit den Sachsen zu brechen. Als Iring diese Worte vernahm, warf er sich ihm zu Füßen und pries die königliche Milde. Darauf schickte er einen Boten an Irminfried, um ihn und die Thüringer durch diese angenehme Meldung zu beruhigen. Er selbst blieb im Lager der Franken, um bei allem, was vorfallen möchte, gleich bereit zu sein.

Als nun inzwischen die Stadt nach diesem Versprechen ganz ruhig geworden war, wagte es einer der Thüringer mit einem Habichte vors Tor hinauszugehen, um am Ufer der Unstrut zu jagen. Sobald er den Habicht losgelassen hatte, flog dieser hinüber an das andere Ufer und wurde dort gleich von einem der Sachsen ergriffen. Der Thüringer forderte seinen Vogel zurück, aber der Sachse weigerte sich dessen. Da sprach jener: „Gib ihn mir zurück, so will ich dir und deinen Freunden ein Geheimnis anvertrauen, das für euch großen Wert hat." Der Sachse entgegnete: „Unter dieser Bedingung sollst du ihn wieder haben." Nun erzählte der Thüringer: „Die Könige haben Frieden geschlossen und sind unter sich eins geworden, sie wollen euch morgen in euerm Lager überraschen und fangen und vielleicht auch töten." Der Sachse fragte wiederum: „Redest du das im Scherze oder im Ernste? —" Darauf erwiderte der Thüringer: „Die zweite Stunde morgen wird dir zeigen, ob ich im Scherz oder im Ernste gesprochen habe. Darum rate ich euch, denkt an euer Heil und rettet euch durch die Flucht." Der Sachse ließ sogleich den Habicht fahren und berichtete seinen Freunden, was er vernommen hatte. Diese wurden ganz aufgebracht, konnten sich aber doch so schnell nicht einen, was sie nun zu tun hätten.

Im sächsischen Lager war damals unter den älteren Kriegsleuten ein schon ergrauter Mann, der aber nach Mut und Körperkraft noch im jugendlichen Alter zu stehen schien. Er

hieß Hathagat, wurde aber um seiner vielen guten Eigenschaften willen gewöhnlich der Vater genannt. Dieser ergriff das Heiligtum, welches die Sachsen mit sich führten, nämlich das Bild eines Löwen und einer Schlange mit einem fliegenden Adler darüber und um seinen Mut und seine Klugheit zu bezeugen und die Festigkeit seines Sinnes seinen Genossen darzulegen, sprach er: „Bis jetzt habe ich unter den Sachsen gelebt und bin unter ihnen alt und grau geworden, aber noch niemals habe ich einen Sachsen fliehen sehen und warum soll ich denn jetzt lernen, was ich noch nicht gelernt habe? Ich verstehe es zu kämpfen, aber nicht zu fliehen und kann es nicht; wenn das Geschick mir nicht ferner zu leben gestattet, so möchte ich wenigstens, was mir das Liebste wäre, mit meinen Freunden zusammen sterben. Als Beweise der Mannhaftigkeit, die wir von unsern Vätern ererbt haben, liegen hier um uns zerstreut die Leichen unserer Freunde, welche lieber sterben als besiegt werden, lieber ihre Seele, als einen Fußbreit Landes vor den Feinden aufgeben wollten. Aber wozu soll ich so lange zu euch von Todesverachtung reden? Laßt uns losbrechen gegen die, welche jetzt sich sicher wähnen, zum Gemetzel, nicht zum Kampfe; sie sind ermüdet von dem heutigen Treffen und wegen der Friedensverabredung ohne Besorgnis und deshalb auch wahrscheinlich ohne Wachen. Laßt uns herfallen über die Schlaftrunkenen, die nichts Böses ahnen, die Anstrengung ist gering und der Erfolg herrlich! Folgt mir als eurem Führer, und mein graues Haupt stelle ich euch zum Pfande, daß es geschehen wird, wie ich vorhergesagt habe."

Diese Worte bestimmten die Sachsen in ihrem Entschlusse, sie verwandten noch einige Zeit darauf, sich etwas zu erfrischen, und mitten in der Nacht, wo der Schlaf am tiefsten ist, ergriffen sie dann auf ein gegebenes Zeichen ihre Waffen. Sie erstiegen die Mauern, die ohne alle Bewachung waren und

stürzten mit gewaltigem Geschrei in die Stadt. Die Thüringer suchten ihr Heil in der Flucht, die einen irrten wie Trunkene über die Mauern und die Straßen der Stadt umher, andere gerieten unter die Sachsen, indem sie dieselben für die Ihrigen hielten. Die Sachsen töteten alle erwachsenen Männer, die jüngeren bewahrten sie für die Knechtschaft auf. Es war eine schreckliche Nacht voll Geschrei, voll Gemetzel und Raub und kein ruhiger Ort in der ganzen Stadt, bis die Morgenröte aufging und den blutigen Sieg der Sachsen beleuchtete. Die Vollendung des Sieges wäre der Tod oder die Gefangenschaft des Königs Irminfried gewesen, aber es ergab sich, daß er mit Frau und Kindern entronnen war.

Als der Morgen anbrach, stellten die Sachsen am östlichen Tor einen Adler auf, erbauten einen Siegesaltar und verehrten dann ihre heimatlichen Götter nach der Sitte ihrer Väter. Der eine dieser Götter ist Irmin, der dem Namen nach mit dem Hermes der Griechen verwandt ist, aber in heldenmäßiger Rüstung erschien wie Herakles und nach Osten blickte. Wenn die Sachsen dagegen den Wodan darstellten, so gaben sie ihm keine Waffen. Das Wort Irmin brauchten übrigens die Sachsen zum Lobe und zum Tadel auch noch lange nachher, als sie schon Christen waren und die Bedeutung ihrer alten Götter längst vergessen hatten. Drei Tage hindurch verherrlichten sie so den Sieg, teilten die Beute und feierten das Leichenbegängnis der Gefallenen. Sie erhoben ihren Anführer in ihrem Lobe bis zum Himmel und sagten, daß ihm eine göttliche Wissenschaft der Weissagung innewohne und daß ihm allein der Sieg zuzuschreiben wäre. Dies geschah aber alles am letzten Tage des Septembermonats, die Feier dieses Tages blieb bis ins sechszehnte Jahrhundert.

Als dies geschehen war, kehrten die Sachsen zu Dieterich ins Lager zurück und wurden von ihm freundlich aufgenommen und um ihrer Tapferkeit willen gerühmt. Alsdann erhielten

sie das Land zum Lohne als ewiges Besitztum und wurden Freunde und Bundesgenossen der Franken genannt. Ihr erstes Geschäft war nun, die Stadt, welche sie während der Nacht möglichst vor Brand geschützt hatten, völlig wieder aufzubauen.

Aber dem Dieterich lag es schwer auf dem Herzen, daß Irminfried noch lebte, und deshalb ersann er eine List, ihn umzubringen. Er ließ ihn zu sich rufen und ging dann zu Iring, um diesen durch Geschenke und Ehrenstellen in seinem Reiche zu bewegen, daß er seinen ehemaligen König Irminfried tötete, so jedoch, daß niemand merken könnte, Dieterich selbst hätte dabei die Hand im Spiele gehabt. Iring weigerte sich lange, endlich ward er durch die trügerischen Versprechungen überwältigt und versprach den Plan auszuführen. Irminfried kam und warf sich dem Dieterich zu Füßen; aber Iring, der als Waffenträger des Königs Dieterich daneben stand, zog sein Schwert und tötete seinen Herrn, der am Boden lag. Sobald dies geschehen war, sprach der König Dieterich zu ihm: „Durch solche Greueltat bist du ein Abscheu aller Menschen geworden; darum weiche von uns, der Weg steht dir offen; denn wir wollen keinen Teil haben an deiner Freveltat.“ Iring erwiderte: „Mit Recht bin ich ein Abscheu aller Menschen geworden, weil ich mich durch deine trügerischen Versprechungen habe verleiten lassen; bevor ich jedoch von hier gehe, will ich die Schandtat sühnen und meinen Herrn rächen.“ Und wie er dastand mit noch entblößtem Schwerte, schlug er dem Dieterich die Todeswunde, faßte dann den Leichnam seines Herrn und legte ihn über denjenigen des Dieterich, damit doch wenigstens im Tode der die Oberhand hätte, der im Leben nicht hatte widerstehen können. Die Franken wollten herzudringen; allein Iring bahnte sich den Weg mit seinem Schwerte. Der Ruhm dieser Tat erscholl rings umher, und zur Verherrlichung des Iring wurde die Milchstraße am Himmel die Iringsstraße genannt.

4. Die Einteilung der Sachsen.

Die Sachsen lebten in dem neu eroberten Lande lange in Frieden und hatten zuerst Freundschaft mit den Franken. Ein Teil der eroberten Felder ward unter ihre Freunde und Freigelassenen, die mitgezogen waren, verteilt, die Überbleibsel des früheren Volkes erhielten auch einen kleinen Teil, von welchem sie Abgaben bezahlen mußten. Daher zerfällt auch das ganze Volk der Sachsen wie in drei Stämme, so auch in drei Stände außer demjenigen der Sklaven. Auch haben drei Fürsten die Anführung im Kriege und berufen deshalb zu bestimmten Zeiten den ganzen Heerbann der drei Stämme, welche der östliche Stamm, die Angrarier (Engern) und die Westfalen genannt werden. Wenn aber ein allgemeiner Krieg ausbricht, so wird ein Anführer durchs Los gewählt und ihm sind dann in der Leitung und Führung des Krieges alle untertan. Wenn der Krieg beendet ist, so lebt ein jeder wieder nach gleichem Recht und Gesetz, zufrieden mit seiner eigenen Macht. Am östlichen Ufer der Bode wohnen auch Sueven, welche damals sich dort niederließen, als ein Teil der Sachsen mit Alboin und den Langobarden nach Italien zog (vgl. Nr. 6. der Sachsen). Darum leben auch diese Sueven nach andern Gesetzen als die Sachsen. Später erfuhren aber die Sachsen von den Franken abwechselnd Freundschaft und Feindschaft, bis Karl der Große sie völlig unterwarf und mit dem großen fränkischen Reiche vereinigte.

Einige haben auch die Vermutung aufgestellt, daß fala so viel heiße wie Genosse und mit dem englischen fellow übereinstimme und daß dann die Westfalen die westlichen Genossen des sächsischen Stammes wären und die Ostfalen die östlichen und die Engern in ihrer Mitte lebten; doch das können wir nicht genau mehr wissen. Auch können wir nicht sicher bestimmen, wie weit die Grenzen dieser Stämme gegangen sind. Einige sagen, daß die Ems die Grenze ge-

wesen sei der Westfalen und Engern und daß die Engern von da bis an die Weser gewohnt hätten, der Strich aber von der Weser bis zur Elbe der Ostfalen Eigentum gewesen sei.

Zwar hatten alle drei Stämme der Sachsen Gemeinschaft untereinander und berieten sich alljährlich über das Wohl des ganzen Volkes zu Marklo an der Weser; aber sonst kümmerten sie sich nicht viel um einander, sondern meistens hatte jeder der drei Stämme Krieg oder Frieden, je nachdem er selbst wollte, und es sind uns nicht viele Fälle bekannt, daß sie zusammen gehandelt haben. Darum konnte sie auch Karl der Große nachher eher bezwingen, weil nicht das ganze Volk auf einmal gegen ihn in Waffen stand, sondern meist nur ein einzelner Teil.

5. Die Seeräuberei der Sachsen.

Die Sachsen, welche am Meere wohnten, waren in alten Zeiten gefürchtet wegen ihrer Seeräuberei. Von dieser und von ihren Schiffen macht uns ein Schriftsteller jener Zeit der Völkerwanderung folgende Beschreibung: So viele Ruderer du auf den gebogenen (d. h. sich in der Mitte senkenden) Myoparonen (Kaperschiffen) der Sachsen erblickst, so viele Erzseeräuber siehst du; denn alle ohne Ausnahme lehren und lernen den Seeraub. Deshalb möge sich jeder hüten, der zur See fährt; denn dieser Feind ist schrecklicher als irgend ein anderer. Er greift dich an, ohne daß du es erwartest und bist du doch auf seinen Angriff vorbereitet, so entweicht er zuweilen schnell wieder; oft aber verachtet er alle Hindernisse und schlägt nieder, was sich ihm entgegenstellt. Wen er verfolgt, den erhascht er und vor wem er flieht, dem entkommt er. Schiffbrüche üben ihn und schrecken ihn nicht; denn er kennt das Meer nicht bloß, sondern ist auch völlig mit ihm vertraut. Weil der Sturm die, welche überfallen

werden sollen, nicht an die Feinde denken läßt, so benutzt der Sachse diese Gelegenheit, die ihm günstig scheint, und treibt sich am liebsten unter Klippen und auf stürmischem Meere umher, weil er dann seine Beute um so eher zu erhaschen hofft. Bevor aber die Sachsen nach ausgeführtem Raube die Anker zur Heimkehr lichten, pflegen sie den zehnten ihrer Gefangenen den Göttern zum Opfer darzubringen und werfen mit scheinbarer Billigkeit gegen alle Gefangene ohne Unterschied über sie das Los. Wenn das Opfer gefallen ist, so halten sie ihr Gelübde für gelöst und die Götter für befriedigt und fahren fröhlich zur Heimat.

Ein solches Raubschiff oder Myoparo war ein schlank gebautes Schiff aus starken Weiden geflochten, dessen Wände durch Rinderhäute dicht gemacht waren. Sie waren leicht und beweglich, so daß sie selbst über das Land hinweggebracht werden konnten, wenn etwa die Sachsen vom Meere aus einen Fluß hinaufgefahren waren und sich von diesem in einen andern begeben wollten.

6. Rückkehr der Sachsen aus dem Langobardenzuge in ihre Heimat.*)

Mit Alboin, dem Langobardenkönige, waren auch viele Sachsen nach Italien gewandert, aber es gefiel ihnen da auf die Dauer nicht; denn sie wollten nach ihren eigenen Rechten und Gesetzen leben und die Langobarden gaben das nicht zu. Darum entschlossen sich die Sachsen wieder heimzukehren und ihren Weg über Gallien zu nehmen. Sie fingen aber ihre Rückkehr damit an, daß sie ins Frankenreich (in Gallien) einbrachen und weit und breit alles plünderten und verheerten. Da fielen die Franken bei Nacht über sie her, während die Sachsen nichts Arges ahnend in tiefem Schlummer lagen, und erwürgten eine große Zahl. Am Morgen erst konnten

*) Vergl. Nr. 10. der Langobarden; Alboins Zug nach Italien.

sich die noch übrigen Sachsen sammeln und ihren Feinden ein Treffen anbieten, allein durch gemeinschaftliche Übereinkunft ward da Friede und Versöhnung geschlossen.

Einstweilen kehrten die Sachsen nach Italien zurück mit ihren Weibern und Kindern, entschlossen sich aber dann aufs neue durch Gallien heimzukehren. Um sicherer zu gehen, wollten sie den Frankenkönig Siegbert um Aufnahme bitten, weil sie hofften, daß der sie auf der Heimkehr durch sein Land beschützen würde. Sie teilten sich in zwei Haufen, welche beide keilförmig vordrangen. Weil es aber gerade die Zeit der Ernte war, sammelten sie das Getreide ein und aßen es und gaben auch ihren Tieren davon. So raubten sie wiederum alles, was sie fanden und enthielten sich auch nicht der Brandstiftung. Als sie auf diese Weise an den Rhonefluß gekommen waren, welcher die Grenze des fränkischen Reiches ausmachte, traten ihnen wiederum fränkische Scharen in großer Menge entgegen. Sie gerieten in große Furcht und baten deshalb die Franken, sie möchten von ihnen Goldmünzen annehmen und sie dann ungehindert über den Fluß gehen lassen. Dies taten jene und so kamen die Sachsen hinüber. Auf ihrem weiteren Zuge betrogen sie auch viele Franken, welchen sie Erzstäbe für Gold verkauften. Diese Stäbe waren nämlich so vergoldet, daß sie das Ansehen von geprüftem und bewährtem Golde hatten. Als sie beim Könige Siegbert anlangten, erlaubte ihnen dieser in ihre frühere Heimat zurückzukehren.

Als sie nun in ihr Vaterland kamen, fanden sie dasselbe von den Sueven und andern Völkerschaften besetzt. Sie wollten diese vernichten und verjagen. Aber die Sueven boten ihnen den dritten Teil des Landes an und sagten: „Laßt uns doch lieber hier ruhig zusammenleben und uns vertragen.“ Die Sachsen wollten nicht, da boten ihnen die Sueven die Hälfte. Als sie auch diese ablehnten, boten

sie ihnen zwei Drittel und verlangten für sich nur ein Drittel. Endlich boten sie ihnen außer dem Boden auch noch das Vieh an, wenn sie nur keinen Krieg anfangen wollten. Aber die Sachsen wollten sich auch dabei noch nicht beruhigen, sondern verlangten den Kampf und bevor sie zum Kampfe gingen, bestimmten sie, wie sie die Frauen der Sueven unter sich verteilen wollten. Allein es gelang ihnen nicht, wie sie erwartet hatten; denn in dem Kampfe wurden zwanzigtausend von ihnen getötet und die Sueven verloren nur vierhundertundachtzig. Darauf gelobten sechstausend Sachsen, welche übrig geblieben waren, niemals wieder Bart und Haupthaar zu scheeren, bis sie sich an den Sueven gerächt hätten. Als sie aber noch einmal angriffen, wurden sie wieder überwältigt und verhielten sich von da an ruhig.

7. Chlotars Kampf gegen die Sachsen.

Als alle andern Söhne Chlodwigs gestorben waren, besaß Chlotar I. allein das ganze Frankenreich. Er hatte sich schon früher die Sachsen tributpflichtig gemacht; aber diese empörten sich und wollten den Tribut nicht mehr zahlen. Deshalb zog Chlotar gegen sie; aber als er noch nicht die Grenzen ihres Gebietes betreten hatte, schickten die Sachsen Gesandte, welche ihn um Frieden bitten sollten. Sie sprachen: „Wir wollen dir ja gern gehorchen und dir alles bezahlen, wie auch vordem; nur eins gewähre uns, überzieh uns nicht mit Krieg, daß nicht unser Volk so viel leiden müsse.“ Chlotar erwiderte darauf: „Diese Leute reden nicht übel, wir wollen nicht weiter gegen sie vorwärts dringen.“ Aber die Franken sagten: „Die Sachsen sind ein treuloses Volk und werden doch nicht halten, was sie versprochen haben. Laß uns nur weiter ziehen.“ So zogen sie weiter ins Sachsenland hinein; aber die Sachsen schickten neue Boten und sprachen: „Wir wollen euch ja alles gern geben, unser

Vieh und unsere Habe, nur laßt uns unsere Weiber und unsere Kinder frei und erregt keinen Krieg.“ Die Franken wollten sich aber dabei nicht beruhigen und drangen vorwärts. Da sprach Chlotar wiederum: „Laßt ab, zieht nicht weiter, laßt uns sie nicht zur Verzweiflung reizen. Wenn ihr aber doch nicht ablassen wollt, so sage ich euch, daß ich wenigstens zurückbleibe.“ Da stürzten die Franken zornig über den König Chlotar her, zerrissen sein Zelt, schmähten ihn und bedrohten ihn mit dem Tode, wenn er nicht weiter mit ihnen zöge. So mußte Chlotar wider seinen Willen mit ihnen gehen.

Die Sachsen aber kamen heran und es entspann sich ein entsetzlicher Kampf, in welchem von beiden Seiten viele Menschen getötet wurden. Endlich neigte sich der Sieg auf die Seite der Sachsen, die für ihre Heimat kämpften und alles, was ihnen teuer war. Chlotar mußte sie nun um Frieden bitten und sagte, daß er nur ungern gegen sie gekämpft, daß aber die Franken ihn gezwungen hätten. Die Sachsen bewilligten den Frieden und Chlotar kehrte zurück; aber Tribut erhielt er hinfort nicht mehr.

Auf diese und ähnliche Weise bekriegten sich die Franken und Sachsen oft. In früherer Zeit haben sie wahrscheinlich Freundschaft gehabt; aber das Christentum der Franken hatte sie mit den heidnischen Sachsen verfeindet. Als im siebenten Jahrhundert das Frankenreich so ganz zerrüttet war, hätten die Sachsen dasselbe leicht über den Haufen werfen können; aber wie sich schon ihre Voreltern unter Armin begnügt hatten, den eigenen Boden rein zu halten von fremden Eindringlingen, so waren auch damals die Sachsen zufrieden mit ihrer Heimat, mit ihrer Religion, ihren Sitten und Bräuchen und führten nur Kriege zur Verteidigung und nicht zum Angriff.

8. Die ersten Missionäre aus England bei den Sachsen.

Einer der angesehensten Geschichtschreiber des achten Jahrhunderts, der in der Geschichte der christlichen Kirche Beda der Ehrwürdige heißt, erzählt uns folgendes von den Bekehrungsversuchen bei den Sachsen.

Gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts, als bei den Angelsachsen in England das Christentum schon mehr und mehr durchdrang, gingen zwei Männer von dort nach Altsachsen, um auch den Bewohnern des alten Sachsenlandes das Licht des Evangeliums zu bringen. Als sie das Land der Sachsen betraten, gelangten sie bald an die Wohnung eines Landmannes und baten ihn, daß er sie zu dem Adaling seines Gaues führen sollte, weil sie diesem eine Sache von großer Wichtigkeit mitzuteilen hätten. Denn die Sachsen haben nicht einen König, sondern ihr Land teilt sich in verschiedene Gaue und über jeden derselben steht ein besonderer Adaling. Wenn nun ein Krieg ausbricht, so werfen sie untereinander das Los und welchen von den Edeln dies trifft, dem folgen sie alle bereitwillig zum Kampfe; wenn aber der Krieg beendet ist, so tritt der Anführer in die Reihe der andern Edeln zurück und alle haben wieder gleiche Macht. Der Sachse nun nahm die Missionäre auf und versprach ihnen, daß er sie zum Adaling führen wollte, doch vorher lud er sie ein einige Tage bei ihm zu verweilen. Bald erfuhren die Umwohner, daß dort Fremde wären, die eine andere Religion bekennten als die heimatliche der Sachsen und darum wurden die Fremden verdächtig; denn die Sachsen meinten, wenn jene beiden fremden Männer zu dem Adaling gingen und mit ihm redeten, so würden sie ihn von seinen heimatlichen Göttern entfremden und zu dem neuen Glauben der christlichen Lehre hinüberziehen und dann würde er allmählich auch ihren ganzen Gau zwingen, die von den Vorfahren

überkommene Verehrung der heimatlichen Götter aufzugeben und der neuen Lehre und den neuen Göttern zu dienen. Um dem zuvorzukommen, gingen sie zu dem Hause ihres Landsmannes und zwangen ihn seine Gäste ihnen auszuliefern. Dann töteten sie die Fremdlinge und warfen die Leichen in den Rhein. Das geschah am 3. Oktober 695.

9. Die Predigt Lebuins an die Sachsen.

Von dem Heidenbekehrer Lebuin wird uns also erzählt.

Als die Sachsen noch alle Heiden waren, erbarmte sich ihrer der fromme Lebuin in England. Er fuhr übers Meer und kam nach Trajectum (Utrecht) und dort erzählte er dem Bischofe Gregor, daß er den Heiden das Christentum predigen wollte. Gregor wies ihm darauf an der Grenze des Franken- und Sachsenlandes eine Wohnstätte an, nahe an der Yssel im Süden der Stadt Deventer, daß er dort wie ein kräftiger und sicherer Markstein beider Völkerstämme wäre und beiden zum Heile gereichte. Lebuin predigte unermüdlich und hatte bald einen Haufen Christen um sich versammelt, welche ihm auch eine kleine Kirche bauten im Westen der Yssel. Als aber die Zahl immer mehr anwuchs, ward auch am rechten Ufer des Flusses eine Kapelle erbaut. Das verdroß aber die Heiden, die bei ihren heimischen Göttern bleiben und von dem Christengotte nichts wissen wollten, und sie beschlossen die Kirche zu zerstören. So geschah es und Lebuin rettete sich nur mit Mühe vor seinen Feinden.

Aber der mutige Mann ließ darum doch nicht ab, sondern er beschloß noch weiter ostwärts zu den Sachsen zu dringen. Diese lebten als Heiden für sich frei und unabhängig und kannten weder einen einzigen Gott des Himmels, noch wollten sie einem einzigen Herrn auf Erden gehorchen. Sie waren in drei Stände eingeteilt. Der erste derselben

hieß in ihrer Sprache Edlinge, der andere Frilinge, der dritte Lassen d. h. Adlige, Freie und Leute. Ein jeder Gau aber hatte, je nachdem wie er beschloß, einen Fürsten. Zu einer festgesetzten Zeit, einmal im Jahre, wurden in den einzelnen Gauen je zwölf Männer gewählt, von jedem Stande besonders und die also Gewählten kamen dann mitten im Sachsenlande zusammen, am Weserflusse bei Marklo*), hielten dort eine allgemeine Beratung und entschieden über das, was dem Lande not täte. Mochte es Krieg sein oder Friede, nichts hielt die Männer ab da zusammenzutreten.

Da nun Lebuin erfuhr, daß diese Zusammenkunft bevorstünde, zog er auch dahin und gedachte für seine Zwecke zu wirken. In der Nähe kehrte er bei einem Manne ein, namens Folkbert, dem er schon von früher her ein lieber Freund war. Nachdem Folkbert ihn freundlich aufgenommen und bewirtet hatte, sprach er zu Lebuin: „Ich freue mich, daß du zu mir gekommen bist und meine wiederholte Bitte erfüllt hast; aber nun sage mir auch, wohin du weiter zu gehen gedenkst und was du vor hast.“ Der fromme Mann antwortete: „So Gott will, habe ich vor die große Versammlung der Abgeordneten des sächsischen Volkes zu besuchen.“ Aber Folkbert erwiderte ihm: „Ich weiß, daß viele dir nach dem Leben stehen; darum bitte ich dich, wende dich anderswohin; geh wieder heim oder bleib hier bei einem anderen deiner Freunde, damit du nach der Versammlung sicher wieder zu mir kommen kannst.“ Lebuin aber blieb standhaft und erwiderte: „Ich kann und darf dem Gebote nicht unfolgsam

*) Marklo will sagen: Silva Marciana, dunkler Wald, und die Heiligkeit des Waldes ist der feierlichen allgemeinen Jahresversammlung angemessen. Wo der Ort lag, scheint nur unsicher ermittelt. Man glaubt unweit Hoya bei Markennah und dem Heiligenloh daselbst. So urteilt Jakob Grimm, andere sagen, Marklo sei das jetzige Lo im Amte Nienburg.

sein, welches Christus mir selber auferlegt hat.“ Bekümmert entgegnete ihm sein Wirt: „Ich fürchte für dein Leben.“ Aber der Apostel sprach getrost: „Gott wird mein Helfer sein.“ Als sein Wirt diesen festen Entschluß sah, drang er nicht mehr in ihn, sondern fügte sich betrübten Herzens in das, was ihn die größte Gefahr deuchte.

Als nun die Zeit herangekommen war, erschienen von allen Seiten die Abgeordneten und auch Lebuin trat hinzu in voller priesterlicher Kleidung, mit einem Kreuze in der Hand. Die Versammlung der Abgeordneten des sächsischen Volksstammes war aber am allermeisten von dem Gedanken erfüllt, die Einrichtung und Sitten ihrer Väter zu bewahren und namentlich auch ihre Religion zu ehren, ihren Göttern Opfer darzubringen und ihre Gelübde zu lösen. Als das Lebuin sah, trat er hervor, erhob plötzlich seine gewaltige Stimme und sprach: „Hört mich, alle, die ihr hier zusammen gekommen seid, aber nicht so sehr mich, als den, in dessen Auftrage ich hier zu euch rede.“ Verwundert blickten alle auf und überrascht von der Kühnheit des Mannes schwiegen sie und hörten ihn weiter an. Darum sprach er weiter: „Höret und wisset, Gott der Herr ist Schöpfer Himmels und Erde, des Meeres und alles, was darinnen ist. Er ist der alleinige Gott und kein anderer außer ihm. Die Bilder, von welchen ihr wähnt, daß es Götter seien, und welche ihr in törichtem Sinne verehrt, sind nichts als Holz und Stein und Metall; sie leben nicht und regen sich nicht und fühlen nicht, denn sie sind die Werke der Menschen und können weder sich selbst noch andern helfen. Gott, der allein gut, allein gerecht ist, der sich erbarmt über euch und euren traurigen Irrtum, hat mich zu euch gesandt, daß ihr ihn bekennen möget in aufrichtigem und wahrem Glauben. Denn wir sind seine Geschöpfe und in ihm leben, weben und sind wir. Wenn ihr aber nicht glauben wollt an ihn und euch

nicht taufen lassen wollt auf seinen Namen, so wird er über euch einen mächtigen König schicken, nicht aus der Ferne, sondern aus der Nähe, der mit Schwert und Brand euer Land verheeren, einen Teil von euch töten und einen andern auf immer von eurem Vaterlande verbannen wird. Eure Weiber und eure Kinder wird er zu Sklaven machen und überall hin zerstreuen, und die wenigen von euch, die übrig bleiben, werden mit Angst und Trübsal unter seinem Joche leben."

Über solche Rede ergrimmten die Sachsen und sprachen: „Siehe, das ist der Verführer, der Feind unserer Heiligtümer, der Religion unserer Väter und unseres ganzen Vaterlandes. Er ist in unsere Gewalt gegeben und soll nun mit seinem Blute seinen Frevel büßen." Sie rissen Pfähle aus den Umzäunungen und wollten, wie man sonst mit Steinen zu werfen pflegt, so Lebuin mit diesen Pfählen töten. Aber er entfloh glücklich und es geschah ihm kein Leid. Einige waren auch unter ihnen, die sich zu der neuen Lehre hinneigten, und von diesen redete einer, namens Buto, von einem erhöhten Orte aus also zu ihnen: „Meine Freunde, es sind hier häufig Abgesandte zu uns gekommen von den Nordmannen, von den Slaven, von den Friesen. Wir haben sie alle in Frieden aufgenommen, haben ihre Botschaft angehört; wir haben sie, wie billig, als Gesandte geehrt und reich beschenkt in ihre Heimat wieder entlassen. Nun kommt zu uns ein Mann, wie er sagt, im Auftrage seines Gottes und will uns zu unserem Heile predigen, und wir nehmen ihn nicht allein nicht auf, sondern wir verachten und mißhandeln ihn und bedrohen ihn sogar mit dem Tode. Hüten wir uns, daß das nicht eintreffe, was er uns vorherverkündigt hat."

Diese Worte besänftigten die Gemüter und brachten die Sachsen zum Nachdenken. Sie beschlossen einstimmig, daß

Lebuin von keinem Menschen verletzt werden sollte, sondern ungefährdet überall reisen dürfte. So predigte denn Lebuin; aber es wollte ihm nicht gelingen, die Gemüter der Sachsen den Göttern ihrer Väter und ihrer Heimat zu entfremden.

Dies kam hauptsächlich daher, weil die Sachsen nicht wie die andern deutschen Völkerstämme auswanderten, sondern ruhig daheim blieben in den Wohnsitzen ihrer Väter, wo ihre heiligen Haine standen und die Verehrung und die Scheu vor den alten Göttern immer lebendig in ihnen erhielten.

10. Die Friesen und ihre Lebensweise.

Nordwestlich vom Lande der Sachsen wohnten an der Küste der Nordsee die Friesen und auch sie nahmen nicht teil an der Wanderung, sondern beharrten ruhig in ihren alten Sitzen. Als die östliche Grenze derselben wird uns Fositesland, d. i. Helgoland genannt, im Westen dehnten sie sich aus bis zu den Mündungen des Rheins, im Süden aber erstreckten sie sich nicht tief ins Land hinein. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß der Ursprung ihres Namens mit dem Worte frei verwandt ist; aber an Gewißheit fehlt es uns.

Von ihrem Lande und ihrer Lebensweise macht uns Plinius, ein alter Römer des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt, ein düstere Beschreibung, die aber, wenn vielleicht auch etwas zu grau geschildert, im ganzen doch den Stempel der Wahrheit trägt, und auch noch für die nachfolgenden Jahrhunderte gelten mag, so daß ich sie hierher setze. Er sagt: „Der unermeßliche Ozean läßt hier zweimal in dem Zeitraume eines Tages und einer Nacht seine Gewässer anschwellen*) und zweimal wieder ablaufen und offenbart uns dadurch den ewigen Kampf des Flüssigen und Starren, so

*) Die Erscheinung der Ebbe und Flut ist den Römern auffallend, weil sie im Mittelmeer, wie in allen eingeschlossenen Meeren, nur in sehr geringem Maße und kaum sichtbar sich zeigt.

daß es zweifelhaft ist, ob die Wohnung der Friesen dem Wasser oder dem Lande angehört. Dort wohnt das arme Volk auf Hügeln, welche entweder die Macht der Natur oder die Arbeit ihrer Hände nach ihrer Erfahrung von der Höhe der Fluten aufgeworfen hat. Während die Gewässer das Land bedecken, sind die Bewohner in ihren armseligen Hütten den Schiffenden zu vergleichen, wenn sie aber wieder abgelaufen sind, den Schiffbrüchigen. Dann suchen sie die Fische zu erhaschen, welche mit den rückströmenden Gewässern das Meer wieder zu erreichen streben. Ihnen ist kein Vieh beschieden, auch leben sie nicht von Milch, wie ihre Grenznachbarn, nicht einmal jagen sie dort das Wild; denn es fehlt ihnen alles Gebüsch. Aus Rohr und Schilf flechten sie Netze zum Fischfang. Den Schlamm fassen sie mit den Händen und drücken ihn zusammen und trocknen ihn dann mehr durch die Winde, als an der Sonne. Dann zünden sie ihn an und kochen so ihre Speisen und erwärmen ihre Glieder, welche der kalte Nordwind durchschauert. Ihr Getränk ist nur das Regenwasser, welches sie in Gruben vor ihren Häusern auffangen. Und solche Menschen wagen es zu behaupten, daß sie Knechte seien, wenn sie dem römischen Volke gehorchen."

Noch heute bemerkt man an den friesischen Küsten der Nordsee, daß oft ganze dem Meere nahe gelegene Dörfer, namentlich aber die Kirchen auf Anhöhen liegen. Sie heißen Warfen. Die Bedeutung dieses Wortes Warf ist aber sehr ausgedehnt; denn weil auch Volksversammlungen und Gerichte an solchen erhöhten Stellen gehalten wurden, so heißt das Gericht selbst schlechtweg Warf.

Wenn aber auch diese Hügel oder Warfe noch vorhanden sind, so würde doch der des friesischen Landes Unkundige schwerlich auf den ersten Blick in der jetzigen Beschaffenheit des Nordseestrandes die Beschreibung des römischen Naturforschers wieder erkennen. Von der Mündung

der Elbe die Küste entlang bis nach Holland zieht sich das fruchtbarste, blühendste Land, das vom Fette trieft. Dies bewirkten die Friesen und ihre stammverwandten Nachbarn durch einen geldenne hôp (einen goldenen Reifen, wie die Friesen es in ihrer Sprache nannten), den sie um ihr Land legten, nämlich einen hohen Damm oder Deich, der den Fluten, die an ihm sich brachen, den Eintritt wehrt in das reich gesegnete Land. Aber viele Jahrhunderte vergingen darüber, ehe dies gewaltige Werk genügte und oftmals, wenn Zwietracht ausbrach und über den kleinlichen Kämpfen der Parteiungen die Abwehr des einen gewaltigen Feindes, des grimmigen Elementes, vergessen wurde, durchbrachen die wilden Fluten zerstörend den Schutzwall, den die Menschen gegen sie errichtet, aber nicht instand erhalten hatten. In solchen Zeiten verschlangen die tobenden Gewässer nicht bloß die Saaten, die Tiere, die Menschen, sondern das Land selbst ward ihnen zur Beute und im Zuyderzee (Südersee) in Holland, im Dollart, auf der Grenze von Ostfriesland und Holland schwimmt jetzt der Seefisch, wo einst die Menschen ackerten und pflügten und sich einer reichlichen Ernte erfreuten.

Die Friesen führten häufige Kriege mit den Franken, namentlich als in diesem Reiche die Hausmeier Pippin und Karl Martell mit starker Hand die Zügel der Regierung lenkten und diese schon das Werk Karls des Großen begannen, die fränkische Herrschaft und das Christentum zugleich über die benachbarten Völker auszudehnen. Es gelang den Friesen nicht immer, ihnen mit Erfolg zu widerstehen. Mehr jedoch, als das Schwert der Franken, richteten die Predigten der Missionäre aus.

11. Wilfried, der erste Apostel bei den Friesen.

Im Laufe des siebten Jahrhunderts war in England das Christentum fast überall durchgedrungen und von da an

begannen die Reisen angelsächsischer Bischöfe nach dem gegen- übergelegenen Lande der Sachsen und Friesen. Einer der ersten, die herüberkamen, war Wilfried, der Bischof von York. Er hatte aus seinem Vaterlande fliehen müssen, weil man ihm sein Bistum genommen hatte, um es an andere zu geben, und wollte nach Rom. Im voraus aber war schon ein Plan gegen ihn gemacht, daß der Hausmeier Ebroin in Franken ihm auf seiner Durchreise einen Hinterhalt legen und ihn töten sollte. Aber Wilfried gelangte damals gar nicht hin; denn als er in seinem Schiffe mitten auf dem Meere war, faßte ihn ein heftiger Sturm und warf ihn an die Küste des friesischen Landes. Dort war Adgil König, dieser nahm den Unglücklichen auf und beschützte ihn, namentlich auch aus Haß gegen Ebroin. Als Wilfried nicht kam, überfiel Ebroin eines Tages einen andern, ruhig einherziehenden Bischof, der nicht Wilfried, sondern Wulfried hieß, in der Meinung, den rechten zu erlangen. Als er dann hörte, daß er sich geirrt hätte, ließ er überall nachforschen und seine Boten kamen auch ins Friesenland, um Wilfried zu suchen. Eben deshalb aber, weil Ebroin den Bischof Wilfried töten wollte, be- schützte ihn König Adgil, Ebroin zum Trotz, und gestattete dem Bischofe, sogar täglich den Friesen das Christentum zu predigen. Die angelsächsische Mundart des Bischofs Wilfried war von derjenigen der Friesen nicht so sehr verschieden, sie konnten einander wohl verstehen; denn überhaupt konnten die verschiedenen deutschen Stämme in damaliger Zeit miteinander leichter verkehren als jetzt, und selbst Franken und Angel- sachsen verstanden einander noch im achten Jahrhundert. Aber auch bei dem Volke der Friesen war Wilfried sehr beliebt; denn er war ein edler, achtunggebietender Mann, und während seiner Anwesenheit ereignete es sich, daß aller Erwerb der Friesen gesegnet war. Der Fischfang war ergiebig und die Ernte des Jahres war über alle Maßen reich, und die Friesen

schrieben dankbar alles dies der Anwesenheit des Bischofs Wilfried zu. Dieser predigte mit um so größerem Eifer und taufte ihrer viele. So war er der erste aller jener Apostel, welche von da an in langer Reihe von dem Lande der Angelsachsen kamen, und unter denen Lebuin und Willibrord, Winfried (Bonifatius) und Willehad sich großen Ruhm erworben haben, weil sie so unermüdlich trotz aller Gefahren dem innern Berufe ihres Herzens folgten und jene Länder dem Christentume eroberten. Aber ihre Eroberung war nicht eine zerstörende durch Schwert und Feuer, durch Blut und Mord, wie diejenigen Karls des Großen, sondern es war die friedliche und versöhnende der Religion und Bildung. Die Ankunft Wilfrieds im Friesenlande fand statt im Jahre 677.

12. Fositesland.

Als der heilige Willibrord, einer der eifrigsten Prediger des Christentums und auch wie sein Vorgänger Wilfried aus angelsächsischem Stamme, im Friesenlande umherzog, kam er, da wo sich der friesische und der dänische Stamm berühren, zu einer Insel, welche von den Bewohnern Fositesland genannt wurde nach dem Gotte, dessen Tempel auf dieser Insel stand. Dieselbe stand bei den Heiden in so großer Verehrung, daß niemand es wagte eins der dort weidenden Tiere anzurühren, ja selbst aus der Quelle, die da hervorsprudelte, durfte niemand anders als schweigend Wasser schöpfen. Als nun der heilige Mann durch ein Unwetter dahin verschlagen ward, verweilte er einige Tage, bis die Stürme sich legten und der Wind ihm günstiger wehen möchte. Aber er achtete die törichte Verehrung jenes Ortes wenig und ebensowenig den zornigen Mut des Königs, welcher die Störer jenes Heiligtums zum grausamsten Tode zu verurteilen pflegte; Willibrord taufte an jener Quelle selbst drei Menschen und ließ die Tiere, welche dort weideten, für sich zum Essen schlachten.

Die Heiden meinten zur Strafe für diesen Frevel würde nun gleich eine Raserei über ihn kommen oder er tot niederfallen. Aber es geschah nichts dergleichen, und deshalb liefen einige ganz erschreckt zum Friesenkönige Radbod, der dort verweilte, um ihm zu erzählen, was sie gesehen hatten. Dieser ward auf das heftigste erzürnt gegen Willibrord und wollte die Beleidigung seiner Götter an dem frommen Manne rächen. Darum ließ er drei Tage hindurch zu drei verschiedenen Malen das Los über Willibrord und seine Begleiter werfen, aber niemals traf das Todeslos den Priester oder irgend einen seiner Begleiter. Nur einen einzigen nahm Radbod aus ihrer Mitte und tötete ihn, alle anderen aber entließ er unverletzt; denn er fürchtete den fränkischen Hausmeier Karl Martell, welcher Willibrords Beschützer war und ihn gesandt hatte, und wagte deshalb nicht, ihm etwas zuleide zu tun.

Lange Zeit hernach aber, als König Karl ruhig das Frankenreich beherrschte, kam ein anderer Bekehrer, namens Liudger, nach Fositesland und vollendete, was Willibrord begonnen hatte. Er hatte im Friesenlande schon viele bekehrt, aber auf den Rat des Königs Karl wollte er nicht bloß die Heiden taufen, sondern auch den Ursprung ihres Aberglaubens hinwegnehmen; darum ging er mit einer Anzahl Begleiter hinüber und zerstörte jenen Tempel des Fosite und baute an dessen Stätte eine christliche Kirche, und die Bewohner der Insel taufte er alle in der Quelle, in welcher schon Willibrord fünfzig Jahre vorher drei Menschen getauft hatte. Von da an hieß die Insel nicht mehr Fositesland, sondern hêlegland und jetzt Helgoland; denn Liudger strebte, wie auch die andern Bekehrer der Heiden die Gemüter derselben dadurch der neuen Lehre geneigt zu machen, daß dem Orte, welchen sie früher verehrt hatten, auch nachher seine Heiligkeit verblieb, und nur der Name des Fosite mußte weichen. Es

dauerte auch nicht lange, so war der Name Fosite ganz verklungen. Lindger kam dahin im Jahre 785.

13. Der Friesenfürst Radbod entzieht sich der Taufe.

Einer der unermüdlichsten Feinde der Franken und des Christentums war der Friesenkönig Radbod; denn er hielt die neue Religion, welche ihm diese Feinde bringen wollten, für gleichbedeutend mit der Knechtschaft. Aber auf die Dauer konnte er sich gegen die überlegene Macht Karl Martells nicht mehr verteidigen, und nachdem Radbod zuerst einen Sieg errungen hatte, schlug Karl Martell ihn bald darauf in dem zweiten Kampfe völlig aufs Haupt. So war denn Radbod gezwungen sich der Übermacht zu fügen und mußte selbst versprechen, daß er der heimatlichen Religion entsagen und sich zur christlichen bekennen wollte. Karl Martell schickte ihm den Bischof Wulfram von Sens, und dieser suchte den Friesenkönig im Christentume zu unterrichten. Nicht lange hernach sollte das Fest der Taufe stattfinden. Das Taufbad war schon bereit und Radbod hatte bereits seine Kleider abgelegt und den einen Fuß in das Taufbad gesetzt um hineinzusteigen, da wandte er sich noch einmal nach dem nebenstehenden Bischof um und sagte: „Noch eins mußt du mir beantworten, Bischof, du hast mir von Hölle und Himmel erzählt: wo sind denn nun meine Vorfahren? Sind sie im Himmel oder in der Hölle?“ Wulfram erwiderte: „Sie sind nicht getauft, sondern als Heiden gestorben, und darum ohne allen Zweifel der ewigen Verdammnis in der Hölle übergeben.“ Da zog Radbod seinen Fuß zurück und sprach: „So will ich denn lieber mit meinen Stammes- und Waffengenossen zusammen in der Hölle sein, als mit euch Franken im Himmel!“ Darauf reiste Wulfram wieder ab, Radbod aber starb im folgenden Jahre 718.

Die Friesen bewahren noch bis auf den heutigen Tag

ein Andenken an diesen König Radbod. Es gibt nämlich in Ostfriesland in den Ämtern Emden und Aurich Wege, die ursprünglich von ihm angelegt sein sollen. Ihr Name scheint auf ihn hinzudeuten, sie heißen Konrebberswege, das ist König Radbods Wege. Dabei ist die Vermutung aufgestellt, die sehr vieles für sich hat, daß diese Wege dem berühmten Versammlungsorte aller Friesen, dem Upstalsboome nicht weit von Aurich beim Dorfe Rahe zugeführt haben. Bis tief ins vierzehnte Jahrhundert hinein kamen dort die Abgeordneten der friesischen Republiken zusammen, um sich gegenseitig und gegen auswärtige Feinde den Frieden zu sichern. — Im Amte Esens an der Nordseeküste ist ein Hügel, der Reppoldsberg genannt. Er ist höher und überhaupt größer als die gewöhnlichen Grabhügel, die man Hünengräber nennt, und die Sage erzählt, daß dort König Radbod begraben sei; aber über das Innere des Hügels ist nichts bekannt. Wir müssen dabei festhalten, daß uns in der Vorzeit der Friesen verschiedene Könige mit dem Namen Radbod genannt werden. Sowohl Karl Martell, als später sein Enkel Karl der Große haben mit einem Könige Radbod Krieg geführt.

Zwar erzählen spätere friesische Geschichtschreiber uns manches von diesen alten Königen der Friesen und aus noch viel früherer Zeit; aber diese Sagen sind die eigenen Erfindungen der Geschichtschreiber und stammen nicht aus alter Zeit. Alle Lieder der Friesen sind verklungen. Als Liudger, der von Karl dem Großen später zum Bischof von Mimigardeford (Münster in Westfalen) eingesetzt wurde, einmal das Land der Friesen durchwanderte, von welchem auch zu seinem Sprengel ein Teil gehörte, fand er am westlichen Emsufer einen alten blinden Sänger, namens Bernlef, der die Lieder von den Taten des Friesenvolkes und seiner Könige wußte und sang. Von diesen Liedern ist keins auf uns gekommen.

14. Das Wirken des h. Bonifatius.

Unter allen Heidenbekehrern, welche in jener Zeit das deutsche Land lehrend und predigend durchzogen, war Winfried, der in Rom den Namen Bonifatius erhielt, der unermüdlichste. Namentlich widmete er seine Kraft den Thüringern und den Friesen, deren heidnischer Götzendienst ihn tief betrübte. Er lehrte und predigte und taufte viele Tausende. Dabei war er in engem Bunde mit dem Papste, den er als den ersten Bischof der Christenheit ansah. Er prägte allen Neubekehrten mit dem christlichen Glauben zugleich auch die Verehrung für den Papst ein und forderte von ihnen Gehorsam gegen den Bischof in Rom, und die Macht desselben stieg durch Bonifatius. Auch fragte Bonifatius bei allen, auch bei geringen Angelegenheiten den Papst um Rat. Es betrübte ihn, daß die Deutschen rohen Speck und Pferdefleich aßen, und deshalb fragte er den Papst, wie er sich dabei verhalten sollte. Zacharias antwortete, daß die Väter der Kirche darüber keine Vorschrift gegeben hätten, daß er aber für besser halte, wenn Speck nicht anders gegessen würde, als entweder geräuchert oder gekocht, außerdem aber müßte auch Hasen, Biber, Störche und Krähen zu essen verboten werden. Das Essen des Pferdefleisches aber war noch schlimmer; denn es hing mit dem alten Götzendienst zusammen, weil den Göttern Pferde zum Opfer dargebracht und das Fleisch der geopferten Tiere dann gegessen wurde. Darum gab sich Bonifatius alle Mühe, diesen Gebrauch auszurotten und Karl der Große setzte fünfzig Jahre nachher bei den Sachsen die Todesstrafe auf den Genuß des Pferdefleisches.

Aber Bonifatius war auch noch in andern Dingen in den Ansichten seiner rohen Zeit befangen. Es war zu seiner Zeit ein Priester in Bayern, namens Virgilius, der behauptete, die Erde wäre rund und es gäbe Menschen auf ihr, die ihre Füße gegen uns kehrten. Diese Lehre kam Bonifatius wunder-

lich und ketzerisch vor und er schrieb deshalb an den Papst Zacharias und fragte diesen, was er davon halten sollte. Der Papst Zacharias war gleicherweise über eine solche Lehre verwundert; er nannte sie eine verkehrte und gottlose und gebot Bonifatius, wenn Virgilius dies wirklich behauptete und bei dieser Behauptung festbliebe, so habe er das wider Gott und seine Seele geredet, und darum sollte Bonifatius über ihn eine Versammlung von Bischöfen berufen, ihn der priesterlichen Ehre berauben und als Gottesleugner aus der Kirche stoßen. Ob das geschehen sei, erzählt uns die Geschichte nicht; wir glauben es aber auch nicht, weil dieser Virgilius hernach noch als Bischof von Salzburg genannt wird.

Diese Lehre von den Antipoden erschien allen Menschen damals sehr wunderlich; aber sie muß öfter ausgesprochen sein, denn auch der ehrwürdige Beda, der fast alle Wissenschaft seiner Zeit sich zu eigen gemacht hatte, bespricht sie folgendermaßen: „Den Erdichtungen von Gegenfüßlern ist gar kein Glauben beizumessen; denn kein Geschichtschreiber berichtet uns, daß er solche gesehen oder davon gehört oder gelesen habe, daß jemals Menschen immer nach Süden gereist und dann hinter den heißen Gegenden Äthiopiens wieder in gemäßigte und kalte Gegenden gekommen seien, wo Menschen wohnen könnten."

15. Bonifatius haut die Eiche bei Geismar um.

Nachdem der Heidenbekehrer Bonifatius vom Papst in Rom die bischöfliche Würde empfangen hatte, die er nur darum annahm, weil er dem Papste nicht zu widersprechen wagte, ging er wieder zurück in das Frankenreich und besuchte Karl Martell, um ihm die Briefe des Papstes zu bringen. Alsdann ging er mit Karls Einwilligung in das Land der Hessen, von denen schon viele Christen geworden waren. Ein großer Teil aber wollte nicht ablassen von der


S. BONIFACIUS.

Religion der Väter und verehrte die alten Götter heimlich an Quellen und in Hainen. Deshalb rieten diejenigen, welche sich ganz vom Heidentume losgesagt hatten, der Bischof möchte doch die wunderbar große Eiche, welche dem Wodan geheiligt war, völlig zerstören. Sie stand bei Geismar, nicht weit von Fritzlar, und dahin begab sich nun Bonifatius mit einer Anzahl Getreuer. Mit fester Hand legte er die Axt an den Baum, während eine Menge Heiden rund umherstanden und ihn als den bittersten Feind ihrer heimatlichen Götter verwünschten. Sie meinten Wodans Zorn würde den Verwegenen treffen. Aber, als der Baum schon stark angehauen war, stürzte auf einmal die gewaltige Masse nieder, so daß die Krone zerbrach und der ganze Baum in vier Stücke auseinanderfiel. Als das die Heiden sahen, die vergebens den Zorn ihrer Götter auf die Christen herabbeschworen hatten, sagten sie sich los von ihrem alten Glauben und wurden Christen.

Bonifatius aber hielt Rat mit den Seinen, was mit dem Holze zu beginnen wäre, und auf ihr Zureden erbaute er aus demselben eine Kanzel, die er dem heiligen Petrus weihte.

Auf solche Weise wirkte Bonifatius unermüdlich bei den Sachsen, den Hessen, den Friesen, überall wo er noch Heiden und heidnische Gebräuche fand. Dabei verließ er sich erst auf die Hilfe des fränkischen Hausmeiers Karl Martell und dann auf die des Sohnes Pippin; denn diese beiden Fürsten und namentlich Pippin hatten trefflich erkannt, wie nützlich es ihnen wäre, mit dem Papste und der Kirche zusammenzuhalten gegen alle Feinde. Auch konnte Bonifatius ohne Hilfe des Frankenkönigs nichts erreichen und er selbst schrieb darüber an einen englischen Bischof: „Ohne Schutz des Fürsten

der Franken kann ich weder das Volk regieren, noch die Priester und Diakonen, die Mönche und Dienerinnen Gottes, die ich aus England mitgebracht habe, beschützen, noch kann ich die Gebräuche der Heiden und die Götzenopfer in Deutschland ohne seine Befehle und seine Strafen verhüten." Am meisten aber von allen machte ihm die Geistlichkeit zu schaffen, die sich ihm nicht unterwerfen wollte. Sein ganzes Leben hindurch zieht sich dieser Kampf gegen die Geistlichkeit der Franken und er selbst sagt darüber: „Mein Amt ist gleich dem eines bellenden Hundes, der zwar sieht, wie die Diebe und Mörder das Haus seines Herrn untergraben und in dasselbe einbrechen, der aber, weil er keine Gehülfen um sich hat, nichts tun kann, als daß er für sich knurrt und murrt."

Einige der Bischofssitze, die Bonifatius stiftete, haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Der Papst machte ihn zum Erzbischof von Mainz und ordnete seinem Stuhle außer vielen andern alle diejenigen Bischofssitze unter, die Bonifatius selber anlegen würde. Unter diesen ist Würzburg noch bis auf den heutigen Tag der Sitz eines Bischofs. Dem Bonifatius selbst aber war Fulda ein lieber Aufenthalt, und hier wirkte nach seinem Tode namentlich sein Schüler Sturmio. Dort war später eine Zeitlang die berühmteste Schule in der deutschen Kirche.

16. Der Tod des h. Bonifatius im Jahre 755.

Bonifatius hatte die Friesen niemals vergessen, obwohl er sie verlassen hatte, um auch den andern deutschen Stämmen das Christentum zu predigen. Zuerst hatte er bei ihnen gewirkt, als Radbod, der bittere Feind der Franken und des von diesen gebrachten Christentumes, im Jahre 719 gestorben war; sechsunddreißig Jahre später ging er zum letzten Male zu ihnen. Aber bevor er von seinen Freunden Abschied nahm, sagte ihm eine Ahnung, daß er nicht wiederkehren

würde, und darum trug er seinem Freunde und liebsten Schüler, dem Bischofe Lullus auf, daß er nicht ablassen sollte von dem Bau der Kirchen in Thüringen und namentlich auch die Kirche an der Fulda vollenden sollte, die er selbst angefangen hatte. Zuletzt sprach er noch zu ihm: „Mein Sohn, besorge alles wohl und lege auch die Leinwand, in welche mein Leichnam gewickelt werden soll, in meinem Bücherzimmer sorgfältig zurück.“

Dann brach er das Gespräch ab, weil Lullus seinen heftigen Schmerz in Tränen ergoß, und redete von andern Dingen. Einige Tage hernach reiste er fort, indem er auf einem Schiffe rheinabwärts fuhr, bis er die wasserreichen Länder der Friesen erreichte. Er gelangte glücklich über den Fluß Almere und landete am östlichen Ufer. Das Land der Friesen wird aber wegen der vielen fließenden Gewässer in viele einzelne Gaue geteilt, welche mit verschiedenen Namen benannt doch nur das eine Volk enthalten. Bonifatius durchzog diese einzelnen Gaue und predigte überall und baute Kirchen, so daß es ihm und seinem Gehilfen Eoban bald gelang, eine große Menge Männer, Weiber nnd Kinder zu taufen.

Nachdem sie schon mehrere Gaue durchwandert hatten, kamen sie an einen Fluß, namens Bordau, welcher auf der Grenze des Oster- und Westergos floß, und schlugen dort ihre Zelte auf um ein wenig auszuruhen. Aber die Neugetauften entließ Bonifatius von da zum großen Teile in ihre Heimat, damit sie an einem bestimmten Tage alle zusammen wiederkehren und seinen Segen empfangen sollten. Als schon die Morgenröte des festgesetzten Tages herangebrochen war, da zeigten sich statt der Freunde die Feinde, welche mit geschwungenen Waffen und erhobenen Schilden daher kamen. Da brachen auch sogleich die Begleiter des Apostels hervor und suchten Waffen, wo sie nur immer solche

erlangen konnten, um sich gegen den andringenden Haufen zu verteidigen. Aber das war nicht der Wille des Bonifatius. Sobald er den Lärm vernahm, berief er die andern Geistlichen zu sich, um mit ihnen zu beraten, und alsdann trat er aus dem Zelte hervor und verwies seinem Gefolge alle Kampflust. „Laßt ab vom Kampfe," sprach er, „denn wir sollen nicht Böses mit Bösem, sondern Böses mit Gutem vergelten. Laßt uns nur auf Gott vertrauen, hofft auf ihn und duldet, was er über euch verhängt. Er wird eure Seelen erlösen." Auch die neben ihm stehenden Priester ermahnte er mit diesen Worten: „Seid stark, meine Brüder, und laßt euch nicht schrecken von denen, welche den Leib töten, aber die Seele nicht töten können. Unterwerft euch ruhig dem Geschick und hofft auf den ewigen Lohn, der euch alsbald zu teil wird." Als er diese Worte gesprochen hatte, stürzten auch schon die Feinde daher und erschlugen Bonifatius mit seinem ganzen Gefolge. Sie plünderten die Gezelte und weil sie meinten, daß in den Bücherkästen Gold und Silber und allerlei Schätze verborgen wären, brachten sie dieselben auf ihre Schiffe. Auch den Wein, der noch da war, schleppten sie mit; aber bald hatten sie ihn gänzlich ausgetrunken und waren fast alle berauscht. Da erhob sich ein Wortwechsel unter ihnen wegen der Verteilung der gemachten Beute, und durch die Trunkenheit vieler ward er so heftig, daß sie sich in zwei Parteien teilten und grimmig gegeneinander kämpften. Ein großer Teil ward so erschlagen. Die Sieger erbrachen mit großem Eifer die Schlösser der Kisten, um die vermeintlichen Schätze hervorzuholen; aber sie waren sehr enttäuscht, als sie statt deren Bücher fanden. In ihrem Zorne schleuderten einige dieselben sogleich von sich, andere trugen mehrere in das Schilf eines Sumpfes, um sie dort zu versenken.

Auf die Nachricht von dem Tode des Apostels sammelte

sich sogleich ein kleines Heer, um Rache an den Heiden zu nehmen. Die Christen nahten heran und die Heiden wurden bald geschlagen; dann wichen sie vor der Übermacht zurück und überließen den Freunden des Bonifatius das Schlachtfeld. Die Christen fanden den Leichnam des Märtyrers Bonifatius, legten ihn auf eine Bahre und brachten ihn in ein Schiff, welches dann mit günstigem Winde nach Utrecht fuhr. Da wurde die Leiche einstweilen beigesetzt, bis von Mainz aus die Boten des Bischofs Lullus kamen, um sie abzufordern. Denn Lullus wollte seinen väterlichen Freund in dem Kloster behalten, welches er selbst an der Fulda erbaut hatte. Dahin ward von den treuen Schülern die Leiche gebracht, und die Sage erzählt, daß bei ihrer Einführung in das Kloster die Glocke von selbst geläutet habe.

Ein uns unbekannter Erzähler von Legenden aber schreibt, daß die Friesen lange Zeit nachher, als das Christentum bei ihnen schon durchgedrungen war, den Ort aufsuchten, wo Bonifatius gefallen war. An der Stelle warfen sie einen Hügel (Warf) auf, wegen der zweimal täglich anschwellenden Flut des Meeres, und erbauten dann daselbst zum Andenken des Apostels eine Kirche.

17. Die Aussetzung der Kinder bei den heidnischen Friesen.

Aus jener heidnischen Zeit der Friesen wird uns noch folgender Brauch erzählt.

Die Mutter des Heidenbekehrers Liudger, welcher von Karl dem Großen zum ersten Bischof von Münster (damals Mimigardeford) eingesetzt ward, hieß Liafburch und wurde in ihrer frühesten Jugend auf eine merkwürdige Weise am Leben erhalten. Als sie kaum geboren war, erzürnte sich ihre Großmutter, die Mutter ihres Vaters darüber, daß sie nur Enkelinnen und keine Enkel haben sollte, und gedachte

nach der heidnischen Sitte das Kind zu töten. Deshalb schickte sie einige Männer, welche das Kind holten, bevor die Mutter dasselbe an die Brust gelegt hatte; denn so war es das Gesetz der Heiden, wenn das Kind Nahrung bekommen und dadurch ein Recht auf sein Leben erworben hatte, durfte es nicht mehr getötet werden. Die Männer nahmen das Kind und ein Sklave brachte es zu einem Gefäße mit Wasser, um es darin zu ertränken. Aber wunderbarer Weise streckte das neugeborene Kind die Ärmchen aus und faßte mit den Händchen an den Rand des Gefäßes, als wenn es andeuten wollte, daß man es nicht töten dürfte. Das sah eine Frau, die herzugekommen war, und vom Mitleid bewogen stürzte sie hinzu und entriß das Kind dem Sklaven, der es untertauchen wollte. Sie lief mit dem Kinde schnell in ihr Haus und warf die Tür vor dem nacheilenden Sklaven zu. Dadurch sichergestellt, nahm sie etwas Honig und gab ihn dem Kinde in den Mund, und sogleich sog das Kind den Honig ein. Aber nun kamen mehr Sklaven heran, um das Kind wieder zu holen und den Befehl der alten Herrin auszuführen; denn diese war durch die Nachricht von dem Raube des Kindes äußerst zornig geworden. Da ging die Retterin des Kindes wieder hinaus zu den Sklaven und sagte ihnen, daß das Kind Honig genossen hätte, und holte das Kind und zeigte ihnen, wie noch Honig an den Lippen war und das Kind noch daran sog. Als das die Sklaven sahen, erkannten sie, daß es nach dem Brauche der Heiden nun nicht mehr erlaubt wäre, das Kind zu töten, und ließen es der Frau. Diese ernährte es heimlich mit Milch, welche sie ihm durch ein Horn einflößte. Die Mutter des Kindes schickte der Retterin dann heimlich alles, was zur Erhaltung desselben nötig war, bis die alte Großmutter bald darauf starb. Da erst wagte die Mutter ihr Kind wieder zu sich zu nehmen.

Menschenopfer kamen übrigens, wie bei den andern

deutschen Volksstämmen, auch bei den Friesen häufig vor, namentlich zu Ehren des Gottes Stavo, nach welchem die später mächtige Stadt Stavoren genannt ist. Es waren entweder Verbrecher, welche auch sonst hingerichtet wären, und diese wurden dann mit dem Gesichte nach Norden gekehrt, wenn man sie tötete; oder es waren eben neugeborene Kinder, die noch nichts genossen hatten. Sobald sie aber etwas zu sich genommen hatten, waren sie andern Menschen gleich und durften nicht mehr getötet werden.

Karl der Große und seine Zeit.

---

1. Der erste Zug Karls gegen die Sachsen und die Irminsul.

Im Jahre 772 hielt Karl eine große Reichsversammlung zu Worms und stellte allem Volke vor, wie verdienstlich es wäre, die Sachsen, welche stets neue Einfälle an den Grenzen des fränkischen Reiches machten und die Gefangenen als Sklaven mit sich fortführten, zu bezwingen und sie zu Christen zu machen. Die Reichsversammlung rief seinen Worten Beifall zu, und es ward nun alsbald der Heerbann des Frankenreiches aufgeboten, um die heidnischen unabhängigen Sachsen zu gleicher Zeit zu Christen und zu Karls Untertanen zu bekehren. Mit diesem Heere drang Karl in das Sachsenland ein und eroberte zuerst die Eresburg, die da gelegen haben soll, wo jetzt Stadtberg an der Diemel liegt. Dann drangen die Franken weiter in einen heiligen Wald der Sachsen und fanden da eine Säule, welche die Sachsen aufs höchste verehrten. Das war ein Stamm von Holz, der sich unter freiem Himmel zu bedeutender Höhe erhob und in der Sprache der Sachsen irminsûl genannt wurde, d. h. die alles tragende Säule. Denn der Name irmin bedeutet so viel wie allgemein, und ebenso hieß auch bei den Sachsen irminthiod das ganze Menschengeschlecht; denn thiod heißt Volk. Aber es ist auch möglich, daß die alten Sachsen bei der Verehrung



Karl der Große. Von Albrecht Dürer.

der Säule, die das Weltall trägt, auch an einen bestimmten Gott oder Halbgott gedacht haben, und zwar an denselben, dem sie einst nach dem Siege über die Thüringer (vergl. Sachsen Nr. 3.) auch an der Unstrut ein Bild aufgestellt hatten. Darauf deutet ein Reim hin, der noch unter dem Volke Westfalens in jener Gegend lebt, wo einst die Irminsul stand, und der doch schwerlich auf Armin den Cheruskerfürsten bezogen werden kann. Dieser Reim heißt:

Hermen, sla dermen,
sla pipen, sla trummen;
de kaiser wil kummen
met hamer un stangen,
wil Hermen uphangen.

Diese Verse können deshalb nicht auf den Cherusker Armin bezogen werden, weil sie gereimt sind, die alten Sachsen aber den Reim nicht kannten, dessen Erfindung erst aus dem neunten Jahrhundert ist. Sollte denn mindestens achthundert Jahre nach der Varusschlacht (9 nach Christo) eine solche Erinnerung noch gedichtet sein? das ist wohl nicht leicht zu glauben.

Auf diesem Zuge litt Karl mit seinem Heere großen Wassermangel. Er betete zu Gott, und wunderbarer Weise sprudelte und brodelte alsbald ein Quell hervor, aus welchem er mit seinen Kriegern den Durst löschte. So erzählt die Sage. Unfern des Dorfes Altenbeken, das zu Paderborn gehört, findet man noch jetzt eine Quelle, aus welcher nach unregelmäßigen Zwischenräumen bald dürftig, bald reichlich mit polterndem Geräusche frisches Wasser hervorsprudelt. Darum hat die Quelle den Namen Bullerborn erhalten.

Über die Irminsul sind allerhand Forschungen angestellt. Unter andern hat auch vor etwa zweihundert Jahren der Ge-

lehrte Meiboom darüber geschrieben und führt in seiner Untersuchung über diesen Gegenstand ein altes Lied an, welches ein sächsischer Herzog vor seinem Tode singt. Es war nämlich bei den Sachsen sowohl, wie auch bei andern deutschen Völkerstämmen der Brauch, daß, obwohl sonst die Todesstrafe nicht galt, doch der Herzog oder der Anführer, welcher ein Treffen verloren hatte, den Göttern zum Opfer dargebracht wurde. Ihn schlachtete alsdann der Priester. Die Worte, welche Meiboom hat, jedoch ohne zu sagen woher, lauten also:

Soll ich nun in gotes fronen hende,
In meinen allerbesten tagen,
Geben werden und sterben so elende,
das musz ich wol höchlich klagen.
Wenn mir das glück füget hette,
Des streites einen guten ende,
dorfte ich nicht leisten diese wette,
Nezen mit blut die hire wende.

Gotes frone ist der Priester, wette ist Buße, Strafe, hire ist heilig, hehr. Obwohl altertümliche Ausdrücke darin vorkommen, sieht man doch gleich, daß die Sprache hochdeutsch und nicht sächsisch ist. Wenn auch die Gedanken echt und alt sind, so ist wenigstens die Fassung der Worte eine viel spätere.

2. Der Sieg der Sachsen über Geilo und Adalgis und Karls Sieg über die Sachsen.

Sobald der Sommer des Jahres 782 herannahte, so daß Nahrung genug für ein großes Heer vorhanden war, beschloß Karl ins Sachsenland zu gehen und dort, wie er alljährlich auch im Frankenlande zu tun pflegte, eine große Reichsversammlung zu halten. Deshalb setzte er bei Köln über den Rhein und zog der Quelle der Lippe zu. Dort schlug er ein Lager auf und verweilte einige Zeit. Er empfing da auch die Gesandten, welche ihm Siegfried der Dänen-

könig geschickt hatte, und andere, welche von den Fürsten der Avaren kamen, hörte ihre Botschaft an und entließ sie dann wieder. Als die Reichsversammlung beendet war, kehrte der König über den Rhein ins Frankenland zurück.

Unterdessen aber war Widukind, einer aus den Ersten des Stammes der Westfalen und der angesehenste Mann in seinem Volke, der früher zu den Nordmannen geflohen war, in sein Vaterland heimgekehrt und reizte aufs neue die Gemüter der Sachsen zum Abfall an. Karl wußte davon noch nichts; aber er erhielt die Nachricht, daß die Sorben und andere Slaven, welche an der Elbe und Saale wohnten, in das benachbarte Land der Thüringer eingebrochen wären und alles mit Feuer und Schwert verheerten. Darum berief er sogleich seinen Kämmerer Adalgis, seinen Stallmeister Geilo und seinen Pfalzgrafen Worad und trug ihnen auf, im östlichen Franken und im Sachsenlande den Heerbann aufzubieten und sofort die Verwegenheit der räuberischen Slaven zu züchtigen. Als diese Feldherren mit ihren Mannen das sächsische Gebiet betreten hatten, vernahmen sie, daß auf Widukinds Anstiften die Sachsen zum Kampfe mit den Franken bereit wären. Deshalb gaben sie ihren Zug gegen die Slaven auf und zogen mit ihrem Frankenheere derjenigen Gegend zu, wo die Sachsen versammelt sein sollten. Im Sachsenlande selbst trafen sie auf Dieterich, des Königs Verwandten, der auf die Nachricht von dem neuen Abfall der Sachsen im ripuarischen Franken sogleich ein Heer gesammelt hatte. Er gab den eilenden Feldherren den Rat, zuerst durch Kundschafter erforschen zu lassen, wo die Sachsen wären und was sie vorhätten und wie bald man sie erreichen könnte, um dann, wenn die Beschaffenheit der Gegend es erlaubte, sie mit vereinten Kräften angreifen zu können.

Diesen Rat nahmen die Feldherren an und nach eingezogener Kundschaft begaben sie sich zusammen nach dem Ge-

birge Süntel, auf dessen nördlicher Seite die Sachsen ein Lager aufgeschlagen hatten*). Am südlichen Abhang des Gebirges lagerte sich Dieterich, und die andern Feldherren setzten gemäß ihrer Verabredung über die Weser, damit sie um so leichter den Berg umgehen könnten und schlugen an der rechten Seite des Flusses an dem Ufer selbst ihr Lager auf. Dann hielten die drei Feldherren einen Kriegsrat und sprachen untereinander ihre Besorgnis aus, daß, wenn sie in Gemeinschaft mit Dieterich etwas unternähmen, ihm die Ehre des Sieges allein zufallen würde. Darum beschlossen sie auch ohne ihn die Sachsen unverzüglich anzugreifen. Ihre Krieger nahmen die Waffen zur Hand und gingen auf die Sachsen los, nicht wie auf einen Feind, der in fester Schlachtordnung steht, sondern als wenn sie den fliehenden verfolgten und die Beute erjagten. Ohne alle Ordnung eilte jeder gegen die Sachsen, wohin ihn sein Roß tragen wollte. So wurde ohne Vorbedacht angegriffen und auch ohne Vorbedacht weiter gekämpft; denn während man sich schlug, schickte Widukind eine Heeresabteilung ab, welche die Franken umging, so daß sie beinahe alle getötet wurden. Die welche entfliehen konnten, retteten sich nicht in ihr eigenes Lager, sondern in das des Dieterich, welcher an der andern Seite des Berges stand. Aber nicht allein die Mannschaft war verloren, sondern auch zwei von den Feldherren, Geilo und Adalgis, fielen in diesem Treffen.

Als der König Karl diese Nachricht vernahm, zauderte er nicht, sondern brach sogleich mit einem starken Heere nach dem Sachsenlande auf, da alle Sachsen schon in ihre Heimat zurückgekehrt waren. Karl ließ die Vornehmsten des Volkes vor sich fordern und forschte von ihnen nach dem Urheber dieser Tat. Alle gaben einmütiglich Widukind an; aber Karl konnte diesen

*) Nicht weit von Rinteln nördlich von der Weser.

nicht in seine Gewalt bekommen; denn er war wieder zu den Nordmannen geflohen. Von den übrigen aber, welche auf Widukinds Überredung Anteil an dem Kampfe genommen hatten, sollen dem Könige Karl viertausendfünfhundert ausgeliefert und an einem Tage enthauptet worden sein. — Die Nachricht über dieses sogenannte Blutbad von Verden scheint uns aber nicht genügend verbürgt, und in neuerer Zeit haben die Historiker van Bippen und Ullmann dieselbe aus inneren und äußeren Gründen als unrichtig bezeichnet.

Im folgenden Jahre erhob sich das ganze Sachsenland einmütiglich gegen Karl; denn Widukind eilte überall hin durch das ganze Land und forderte alle Kämpfer auf, um der Freiheit, um des Vaterlandes, um der Götter und alles dessen willen, was ihnen lieb und teuer sei, noch einmal einen Kampf gegen den Frankenkönig zu wagen. Die Ostfalen und die Engern rückten ihm zuerst entgegen, und im Monate Mai traf Karl sie bei Thietmelli (Detmold), in derselben Gegend, wo einst Hermann die Römer geschlagen und vernichtet hatte. Karl lagerte sich an den Höhen, die Sachsen standen im offenen Felde. Es wurde mit großem Grimme gekämpft, und man erzählt, daß Karl, als seine Schlachtordnung sich neigte und die Sachsen bereits den Sieg erfochten zu haben schienen, in der Angst seines Herzens gelobt habe, auf dem nahen Osning-Gebirge Gott eine Kirche zu erbauen. Der Sieg wandte sich zuletzt auf Seite Karls. Da habe er sein Gelübde sofort erfüllt und eine Kirche erbaut, die nachher lange Jahre Sunte Hulpe hieß, in unserer Zeit aber schon lange zerstört ist. Die Überbleibsel des Heeres der Sachsen flohen der Hase zu, wo die Westfalen sich sammelten.

Der König Karl aber ging erst wieder nach Paderbrunn und erwartete hier einen Teil seines Heeres, der ihm noch

aus dem Hessenlande nachkommen sollte. Alsdann aber zog er gegen das Sachsenheer, das nicht weit von Osnabrück an der Hase gelagert war und unter Widukinds Anführung stand. Die Franken hatten den Vorteil größerer Kriegserfahrung und besserer Bewaffnung, denn viele Franken waren mit eisernen Helmen und Panzern bewehrt; bei den Sachsen dagegen war dies nur den Vornehmen gestattet, denn ihr Land war nicht reich an Eisen; aber mehr als auf Eisen vertrauten sie auf ihre Sache und auf ihre Liebe zum Vaterlande. Sechstausend Sachsen lagen erschlagen, da wichen die übrigen. Widukind floh und begab sich zu den Dänen. — Von dieser Zeit an ist es den Sachsen nicht mehr gelungen einen dauernden Erfolg zu gewinnen.

3. Sagen von dem Treffen an der Hase und Widukinds Belagerung in seiner Burg.

In der Umgegend von Osnabrück werden von den Landleuten mehrere Punkte mit diesem zweiten Treffen in Verbindung gebracht. Der erste ist die Klus, ein Hügel kaum zehn Minuten südöstlich von Osnabrück. Hier soll die Schlacht vorgefallen sein. In früherer Zeit lag unten im Tale, wo die Hase südlich an diesem Hügel vorbeischleicht, eine Mühle, die ward die Schlachtvördermühle genannt. Übrigens hat der von einer alten Bauerschaft Slagvorde hergeleitete Name des Hügels und der Mühle mit der Schlacht selbst nichts zu tun. Der zweite Punkt, ungefähr eine kleine Stunde nördlich von Osnabrück, sind die Karlsteine am kohlenreichen Piesberge. Dies sind drei gewaltige Steine, der eine neun Fuß lang, der zweite zwölf, der dritte vierzehn und sämtlich etwa sieben bis acht Fuß breit und drei bis vier Fuß dick, die ganz ersichtlich früher zusammengehangen und vielleicht einen Opferaltar ausgemacht haben. Östlich davon liegt in der Entfernung einer Stunde nahe beim Dorfe Rulle eine

Wittekindsburg. Auf einem Hügel, der nach Nordwesten sehr steil abfällt, erblickt man die Überreste starker Umwallungen, auch ist bei einer in neuerer Zeit vorgenommenen Aufgrabung Mauerwerk offengelegt, woraus hervorgeht, daß es sich hier tatsächlich um eine alte Burg handelt. Mit großer Vorsicht ist dieser Ort ausgewählt, denn der jähe Abhang macht den Hügel nach Norden und Westen sicher, nach der andern Seite hin aber sind die Umwallungen zur Abwehr wohl geeignet gewesen, zumal da sich aus andern Vorrichtungen und Wällen am Ausgange des engen Tales, das zu diesem Hügel führt, wohl schließen läßt, daß man das Tal absperren und durch den Nettefluß, der hindurchfließt, ganz unter Wasser setzen konnte. Es ist nicht weit davon noch eine andere sogenannte Wittekindsburg, zu Schagen in der Bauerschaft Pente an der Hase. Die Umwohner jener Gegend erzählen nun über diese Örter folgende Sage.

Widukind hatte sich mit seinen Sachsen am Abhange des Schlachtvörderberges gelagert und erwartete dort den Andrang des Frankenheeres. Lange wogte der Kampf hin und her; aber die Übermacht der Zahl und die bessere Bewaffnung entschied endlich den Sieg für den Frankenkönig, und Widukind mußte sich zurückziehen. Er begab sich mit den Übriggebliebenen in seine Burg bei Rulle und erwartete dort, was Karl weiter tun würde. Aber auch dieser hatte schwere Verluste erlitten. Er zog mit seinem Heere weiter noch Norden über Osnabrück hinaus dem Piesberge zu und hier rastete er im Hohne, der östlichen und westlichen Abdachung des von Süd nach Nord langgestreckten Bergrückens. Unterdessen aber versammelte er seine Getreuen um sich an einem heidnischen Opferaltar und hielt mit ihnen Rat, was zu beginnen wäre. Karl selbst war unschlüssig, ob er den Kampf noch weiter fortsetzen sollte; denn auch von seinen Franken waren viele in dem blutigen Treffen am Schlacht-

vörderberge gefallen und Widukinds Macht war noch immer gewaltig. Die Heerführer waren zweifelhaft; aber die Geistlichen und Bischöfe redeten ihm zu, indem sie sprachen, Gott würde mit ihm sein und ihm den Sieg verleihen, daß er seinen Namen verherrliche unter den Heiden. Aber Karl erwiderte ihnen: „Eher werde ich mit dieser Gerte diesen gewaltigen Stein, den Altar der Heiden zerschlagen, ehe es mir gelingt, mit meiner geschwächten Schar über die Hartnäckigkeit der Sachsen den Sieg davon zu tragen.“ Als er diese Worte gesprochen, schlug er mit der Gerte, die er in der Hand hielt, nieder auf den Stein und die gewaltige Masse des Steines zerbrach in drei Stücke, also daß jedermann daran erkennen konnte, was Gottes Wille sei. Das kräftigte alle wieder, die durch den Trotz der Sachsen schon entmutigt waren. Es waren im Heer des Königs Karl sieben Brüder, die errichteten sogleich den Steinen gegenüber, die am westlichen Abhang des Haster Berges liegen, am östlichen Abhange des Piesberges einen Altar zur Ehre des Christengottes und alsbald begannen die Priester des Frankenheeres dort ihren heiligen Dienst und flehten zu Gott um fernere Verleihung des Sieges. An der Stelle, wo der Christenaltar gestanden, wuchsen später in einem Kreise sieben Buchen auf zur Erinnerung an die sieben Brüder. Sie standen lange Jahre und als sie vergingen, pflanzten die Landleute der Gegend neue sieben Buchen an dieser Stelle zum ewigen Gedächtnis. Endlich aber, als nach langen Jahren wiederum die Buchen vergingen, vergaß man es, neue zu pflanzen. Da wuchsen auch ohne die Arbeit der Menschen wiederum sieben Buchen im Kreise an jener Stelle und grünen und gedeihen bis auf den heutigen Tag. Hier hat man auch in neuerer Zeit ein Kreuz aufgerichtet zum Gedächtnisse daran, daß an dem Orte die erste h. Messe in dieser Gegend gehalten worden ist.

Karl aber zog nun mit seinem Heere ostwärts gegen die Wittekindsburg bei Rulle und wollte sie einnehmen. Allein Widukind war listig und wußte die Franken zu täuschen. Diese wollten nicht gern die Hauptmacht der Sachsen in ihrem befestigten Lager angreifen, zumal wenn Widukind dabei war, den sie sehr fürchteten. Das sächsische Heer war nämlich in zwei Burgen verteilt, in die eine bei Rulle und in die andere in Schagen, und die Franken konnten niemals erfahren, in welcher Burg die Hauptmacht war. Denn Widukind ließ seinen Rossen die Hufeisen verkehrt unterschlagen und ritt so des Nachts hin und her zwischen den beiden Burgen, und wenn die Franken meinten, die Spuren der Hufschläge führten nach der andern Seite und nach der andern Burg, so kamen sie an die verkehrte, und wurden heimgeschickt mit blutigen Köpfen.

Darüber waren die Franken wieder in großer Bekümmernis; denn dem großen Heere fing die Nahrung bald an zu fehlen, da ringsum alles verheert und wüst war. In dieser Not erfand ein Priester aus Osnabrück eine List. In der Burg zu Schagen waren zwei Schwestern und Verwandte Widukinds, die man wohl gewinnen konnte. Deshalb ließ man diesen beiden Frauen sagen, sie sollten in Osnabrück alle ihre Tage bis an ihr Lebensende wohl verpflegt werden und es gut haben, wenn sie einmal offenbaren wollten, wann Widukind weggeritten wäre nach der andern Burg. Das schien den Frauen lockend und sie versprachen, es den Franken kundzutun. Eines Morgens in aller Frühe erblickten die Franken auf der Burg zu Schagen das verabredete Zeichen, woraus sie ersahen, daß Widukind weggeritten wäre, und fingen nun sofort an, diese Burg mit aller Macht zu berennen und zu stürmen. Ihren Anstrengungen gelang es endlich, und als Widukind wiederum dieser Burg zuritt, um zu sehen, wie es um sie stünde, erkannte er bald verdächtige

Zeichen und wandte sein Roß um zur Flucht. Die Franken, die ihn auch wohl erblickt hatten, verfolgten ihn und kamen immer näher. An einer Stelle des Weges, den er auf seiner Flucht passieren mußte, hatten sie einen Verhau gemacht, und an diesen kam Widukind; da waren ihm die Franken auf den Fersen. Sein Pferd hieß Hans und Widukind sprach zu ihm:

Hensken spring aver,
dan krigstu 'n spint haver;
springstu nich aver,
freten mi un di de raven.

Da sprang Hans hinüber und Widukind war gerettet. Aber er sah, daß nun alles verloren und nicht mehr seines Bleibens im Sachsenlande war, darum floh er weiter und begab sich zu Siegfried, dem Dänenkönig.

4. Widukind wird Christ (785).

Im folgenden Jahre zog der König Karl wieder mit einer Schar aus, um die Gaue der Sachsen zu verwüsten und befahl auch seinen Heerführern ein Gleiches zu tun. Auf diese Weise wurden den ganzen Winter hindurch alle Gegenden der Sachsen mit unsäglichem Jammer heimgesucht, und es kam dahin, daß der König Zufuhr aus dem Frankenlande kommen lassen mußte. Dann berief er nach feierlicher Sitte eine große Versammlung nach Paderbrunn.

Nachdem dort alle Geschäfte beendet waren, ging er weiter östlich in die Gegend, welche Bardengo genannt wird. Dort vernahm er, daß Widukind und Albion, die Herzöge der Sachsen, sich im Sachsenlande jenseit der Elbe aufhielten, und ließ sie deshalb durch einige ihrer Landsleute auffordern daß sie auf sein Wort zu ihm kommen möchten. Aber sie zauderten dem königlichen Worte zu trauen, weil sie ja wohl wußten, wie bitterlich der König sie haßte; darum gab er ihnen

das feierliche Versprechen, das ihnen kein Leid widerfahren sollte und stellte ihnen die Geiseln, welche sie verlangten. Ein fränkischer Großer, namens Amalwin, führte diese Geiseln hinüber zu ihnen, und darauf gingen sie mit ihm zurück zu Karl. Sie reisten dann mit diesem nach Attiniacum (Attigny) und dort wurden sie getauft. Von da an ruhte der Sachsenkrieg einige Jahre.

Eine Legende aber erzählt von Widukinds Taufe also: Als Widukind am andern Ufer der Elbe in der Nähe des fränkischen Heeres umherstreifte, ward er von Sehnsucht ergriffen einmal zu schauen, wie die Christen ihren vielgepriesenen Gott verehrten. Das Weihnachtsfest kam heran, da hüllte sich Widukind in Bettlerkleider und schlich sich beim Hereinbrechen des Morgenrots ins fränkische Lager. Unerkannt schritt er durch die Reihen der Krieger, die sich zum Gottesdienste anschickten, und betrat die Kirche. Da wurden nicht Pferde noch Rinder geopfert, sondern andächtig kniete Karl mit allen seinen Großen vor dem Altare das Sakrament zu empfangen, der Weihrauchduft wallte empor und die Gesänge der Priester priesen die geweihte Nacht, wo die Herrlichkeit des Heilandes sich den Menschen offenbarte. Da wurde Widukind tief ergriffen von der Herrlichkeit des Gottesdienstes der Christen, seine Augen füllten sich mit Tränen und stumm faltete er die Hände. Es war ihm, als ob das Christuskind auf dem Arme der Jungfrau Maria ihm winkte und sprach: „Komm her zu mir!“ Er warf sich vor dem Altare nieder auf die Knie, und als alle erst erstaunt und verwundert ihn umringten, sprach er: „Ich bin Widukind, der Sachsenherzog, gebt auch mir die Taufe, daß ich ein Christ werde wie ihr.“ Da umarmte ihn Karl, und lauter Jubel erscholl durch das Frankenheer.

Von da an erzählt uns die Geschichte nichts mehr von Widukind, dagegen setzten die Sachsen auch ohne ihn noch

beinahe zwanzig Jahre beharrlich ihren Widerstand fort, den Widukind wahrscheinlich für erfolglos hielt. Man erzählt aber noch allerlei Sagen von ihm, z. B. daß Karl das schwarze Pferd ohne Zügel und Gebiß, welches Widukind als sein Zeichen auf dem Schilde führte, in ein weißes verwandelt habe, damit die weiße Farbe ein Zeichen seines aufrichtigen Glaubens sei. Er blieb bis an sein Ende mit dem Könige Karl in gutem Vernehmen, denn dieser wußte wohl, daß durch das Nachgeben Widukinds und seine Bekehrung zum Christentume dem ferneren Aufstande immer die rechte Kraft mangeln würde, so viel Blut auch dieser Krieg noch ferner kosten möchte.

Noch bis auf den heutigen Tag zeigt man in Westfalen mehrere Plätze, die den Namen Wittekindsburg tragen. Eine solche ist die vorher in Nr. 3. besprochene, etwa eine Stunde von Osnabrück entfernt, bei dem ehemaligen Kloster Rulle, das jährlich am ersten Mai von vielen Wallfahrern besucht wird. Eine andere Wittekindsburg liegt bei Meppen, welche ebenfalls ein befestigtes Heerlager gewesen zu sein scheint. Nicht weit von Osnabrück im Osten der Stadt liegt ein Dorf namens Belm, dessen Kirche von Widukind erbaut und Bethlehem genannt sein soll. Aus Bethlehem, erzählt man, wäre dann der Name Belm geworden. In dieser Kirche soll Geva, die Gemahlin Widukinds und Tochter des Dänenkönigs Siegfried, begraben sein. Noch mehr Überlieferungen von Widukind knüpfen sich an diesen Ort; denn eine Sage dieser Gegend läßt Widukind auch zu Belm getauft werden. Nicht weit vom Kloster Rulle ist ein großes von Granitsteinen zusammengelegtes Grabdenkmal, dort soll Widukinds Tochter begraben sein.

Er selbst ruht der Sage nach zu Engern in Westfalen. Im Jahre 1377 kam der Kaiser Karl IV. tief im Herbste nach Bielefeld und vernahm dort, daß in dem benachbarten

Städtchen Engern das Grabmal Widukinds von uralter Arbeit sei. Deshalb ging er hin um es zu sehen. Aber es schien ihm, daß der Zahn der Zeit zu sehr daran genagt hätte, als daß es noch eines solchen Mannes für würdig gehalten werden könnte und befahl darum, es zu erneuern. Zu Häupten ließ er die Abzeichen Karls des Großen anbringen, zu Füßen die des Königs von Böhmen, das will sagen seine eigenen, nämlich einen goldenen Löwen mit gespaltenem Schweife in rötlichem Felde. Die Inschrift also, welche sich dort findet, rührt noch von Karl IV. her. Man zeigt daselbst noch den Überrest von Widukinds Gebeinen. Es sind aber nur die Gebeine eines Knaben.

In den folgenden Jahrhunderten haben viele mächtige Geschlechter in Deutschland ihren Ursprung auf Widukind zurückgeführt, unter ihnen namentlich das Haus der Welfen oder Guelfen.

5. Widukinds Denkstein.

Im Jahre 1829 hat eine Gesellschaft von Altertumsfreunden das Andenken an den Sachsenhelden Widukind durch einen Denkstein zu erhalten gesucht. Zwar lebt sein Name in den Sagen und im Munde der Landleute und für diese bedürfte es einer solchen Erinnerung nicht; aber es kann eine Zeit kommen, wo ein anderes Geschlecht seiner vergessen möchte, und dieses wird der Stein daran mahnen, daß da der Held gelebt und gestritten, welcher gegen die gewaltige Übermacht des Frankenkönigs immer aufs neue sein kleines Häuflein wieder zu den Waffen rief. Ich will meinen Lesern den Ort dieses Denksteines beschreiben.

Nahe bei Minden liegt eine Anhöhe, Wedigenstein genannt. Am südlichen Abhange derselben liegt auf einer aus der Waldung vorspingenden Höhe, langgestreckt und weithin sichtbar, ein niedriges längst schon zu Zwecken des Ackerbaues

benutztes Gebäude, dessen Umfassungsmauern unleugbar aus alter Zeit stammen. Auf dem Platze, der das Gebäude umgibt, sind im weiten Viereck mächtige Grundmauern gefunden; man vermutet, daß hier die Burg Wedigenstein erbaut gewesen sein soll. Vielleicht ist hier der Ort, wo nach den dort noch erzählten Sagen von König Weking ursprünglich Widukinds steinernes Waldhaus gestanden hat.

Der Platz gewährt eine freie, weite Aussicht nach allen Seiten des Tales, und ringsum liegen die Berge und Täler, welche in der Geschichte der Sachsen von der größten Bedeutung sind. Südwärts liegen die Gebirge nahe, in deren Tälern und Schluchten Armin und die Cherusker in dreitägiger Blutarbeit den Römer Varus und die Kerntruppen Roms vernichteten, dicht gegenüber am andern Ufer der nah vorbeiströmenden Weser liegt das Schlachtfeld Idistavisus, wo Armin die Cherusker gegen Germanicus und die Römer anführte. Dann nicht weit von da das Feld der sächsischen Schlacht am Süntel, unweit des heutigen Lerbek; auch die Höhen von Holzhausen, wo die Franken vor der Schlacht ihr Lager hatten, sind dem Auge erreichbar.

Der Platz selbst aber ist höchst wahrscheinlich das Eigentum des Sachsenherzogs Widukind gewesen und darum war er wohl geeignet, daß ihm dort ein Denkstein errichtet wurde. Am 18. Okt. 1829 ist dies geschehen. Der Stein besteht aus einer zwölf Fuß hohen, viereckigen Spitzsäule von Sandstein und trägt die Inschrift:

Dem Andenken Widukinds.

Wedigenstein. 1829.

6. Der Friede mit den Sachsen und ihre Bekehrung zum Christentume.

Nach langem Kampfe kam es endlich im Jahre 803 zum Frieden zwischen Karl und den hartnäckigen Sachsen.

Der Kaiser sah ein, daß er durch gewaltsame Unterdrückung sie wieder nur bis aufs äußerste reizen würde, und darum bot er ihnen im Jahre 803 den Frieden unter der Bedingung, daß sie mit den Franken gleichgestellt werden und hinfort mit diesen ein Reich unter seiner Herrschaft ausmachen sollten. Das nahmen die Sachsen an und schickten ihre Gesandten zu ihm aus Ostfalen, Engern und Westfalen, daß diese das Nähere mit dem Kaiser besprechen sollten. In Selz an der Saale kamen sie zusammen. Da versprachen die Sachsen, daß sie hinfort ihrer heimatlichen Religion entsagen und Christum bekennen wollten; aber sie sollten dem Frankenkönige keinen Zins und keine Abgabe bezahlen, nur den Zehnten sollten sie geben, weil er eine göttliche Einrichtung wäre, und sollten den Vorschriften und Ermahnungen der christlichen Priester gehorchen. Dann sollten sie fortan leben unter den Richtern, welche der König ihnen setzen würde, aber nach den Sitten und Gesetzen der Sachsen, wie sie ihnen von ihren Vätern überliefert waren. Sie sollten aber mit den Franken ein Volk ausmachen und versprachen, dem Kaiser und seinem rechtmäßigen Nachfolger Treue zu beweisen.

Nachdem dies geschehen war, bestätigte der Kaiser diejenigen Bischofssitze, die er schon im Sachsenlande eingerichtet hatte, und gründete neue dazu. In allem waren es sieben und ihre Namen sind: Osnabrück, Bremen, Paderborn, Münster, Minden, Verden, Hildesheim. Im folgenden Jahre aber zog er doch noch einmal wieder hin, weil die Sachsen nordwärts von der Elbe auf ihre Zufluchtsörter in Sümpfen und Wäldern vertrauten und sich ihm nicht unterwerfen wollten. Er bezwang sie und führte dann viele von ihnen hinweg aus ihrer Heimat, um sie an einer andern Stelle im Frankenlande anzusiedeln. Traurig verließen die Sachsen ihre Heimat, und gleich nach ihrem Abzuge drängte das slavische Volk der Obotriten herein und hat dort lange gewohnt.

Einige Zeit nachher gab auch der Kaiser die Gesetze, wie viele Mannschaft die Sachsen zum großen Heerbanne des fränkischen Reiches stellen sollten. Der Freie, welcher drei Mansus besaß, sollte einen Krieger stellen, und ebenso sollten drei Freie, von denen jeder einen Mansus besaß, zusammen einen Krieger stellen. Wenn aber sechs je einer einen halben Mansus besäßen, so sollten ihrer fünf den sechsten ausrüsten. Wenn aber ein Krieg gegen die Mauren in Spanien oder die Avaren in Pannonien ausbräche, so sollte überhaupt nur der sechste Teil der sächsischen Mannschaft ausrücken, gegen die Böhmen der dritte Teil, gegen die Sorben aber alle. Den Friesen wurde aufgegeben, daß die Grafen und Vasallen des Kaisers auf den Ruf desselben sich alle gewaffnet und bereit zum Heerbanne stellen sollten, aber von den ärmeren sollten je sechs den siebenten ausrüsten.

Es sind uns aus jener Zeit noch verschiedene Tauf-formeln erhalten, mit welchen die bis dahin heidnischen Deutschen den alten Göttern entsagten und sich zu Christo bekannten. Nur eine dieser Formeln, vielleicht die am weitesten verbreitete und bekannte, die in Bredows Weltgeschichte steht und mit den Worten beginnt: Hilli krote Wodane, ist nicht echt, sondern erst im achtzehnten Jahrhundert in Goslar verfaßt und dann für die alte Teufelsentsagung der Sachsen ausgegeben. Als Probe, wie solche Teufelsentsagungen und Glaubensbekenntnisse verfaßt waren, setze ich meinen Lesern eins hierher, welches auf Anregung Karl Martells schon 742 auf einer Kirchenversammlung abgefaßt wurde. Es lautet:

Frage des Priesters: Forsachistu diobole? Entsagst du dem Teufel?

Antwort des Täuflings: Ec forsacho diobole. Ich entsage dem Teufel.

Frage. End allum diobol gelde? Und allem Teufelsdienste?

Antw. End ec forsacho allum diobol gelde. Und ich entsage allem Teufelsdienste.

Frage. End allum dioboles wercum? Und allen Teufelswerken?

Antw. End ec forsacho allum dioboles wercum end wordum, Thuner ende Wôdan ende Saxnôte ende allum them unholdum the hiro genôtas sint. Und ich entsage allen Teufeswerken und Worten, Thunar und Wodan und Saxnot und allen Unholden, die ihre Genossen sind.

Frage. Gelôbistu in Got alamehtigun fadaer? Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater?

Antw. Ec gelôbo in Got alamehtigun fadaer. Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater.

Frage. Gelôbistu in Crist, Godes suno? Glaubst du an Christ, Gottes Sohn?

Antw. Ec gelôbo in Crist, Godes suno. Ich glaube an Christ, Gottes Sohn.

Frage. Gelôbistu in hâlogan Gâst? Glaubst du an den heiligen Geist?

Antw. Ec gelôbo in hâlogan Gâst? Ich glaube an den heiligen Geist.

Wir sehen hieraus, daß die bisherigen Götter der Deutschen: Wodan, Thor und Saxnot dem Teufel gleichgestellt werden. Darum aber war das Andenken an sie nicht erloschen; zwar mußten alle erkennen, daß der Christengott mächtiger war, allein das Andenken und selbst die Verehrung der alten Götter schleppte sich unter den verschiedensten Gestalten des Aberglaubens noch lange hin. Denn wenn auch die Menschen die Überlegenheit des Christengottes anerkennen mußten, so hielten sie darum noch ihre alten Götter nicht ganz für machtlos, und da verkehrte sich denn die ehemals wohltätige Gewalt der alten Götter in eine böse und teuflische, und alles, was die Juden und ersten Christen von

dem Teufel geglaubt hatten, wurde in Deutschland auf die heidnischen Götter, auf Wodan, auf Thor und alle andern übertragen. Wie z. B. die Vorstellung von Thor auf den Teufel übertragen wird, sehen wir aus der Benennung Meister Hämmerlein, welche der Teufel in einigen Gegenden Deutschlands führt; der Name kommt von dem Hammer, dem gewöhnlichen Abzeichen Thors.

Aber das Andenken an die alten Götter ist uns noch auf eine andere, nicht immer beachtete Weise erhalten und wird darin auch wohl niemals untergehen, nämlich in den Namen der Wochentage. Dem Gotte Thor entspricht der Donnerstag, und auf ihn folgt der Tag der lieblichen Göttin Freia — der Freitag. Dem sächsischen Worte Saxnot entspricht in den nordischen Sprachen Tyr und im Althochdeutschen Ziu, und davon rührt der Name Ziutac oder Dienstag. Der Wodanstag ist in der hochdeutschen Sprache untergegangen und der farblose Mittwoch an seine Stelle getreten; aber der Holländer sagt noch Woensdag und der Engländer Wednesday und sie bewahren so die Erinnerung an den höchsten Gott unserer heidnischen Vorfahren.

7. Geschichtlicher Rückblick auf den Sachsenkrieg.

Nachdem wir einige der hervorragendsten Züge aus dem Sachsenkriege erzählt haben, ist es nicht unzweckmäßig, einen geschichtlichen Rückblick auf diesen wichtigen Krieg zu werfen, um uns die lange Dauer, die Hartnäckigkeit dieses Krieges deutlicher zu machen, als es aus der Erzählung einzelner Züge geschehen kann. Namentlich ist es auch deshalb unsere Pflicht, weil die meisten Erzählungen und Berichte über diesen Krieg uns von Freunden Karls erzählt sind. Es findet sich unter den schreibkundigen Männern jener Zeit kaum der eine oder andere, der den Sachsen geneigt gewesen wäre. Darum müssen die späteren Nachkommen sich aus der Lage der

Dinge deutlich zu machen suchen, was für die Sachsen und was gegen sie spricht.

Karl hielt sich berufen, alle Völker deutschen Stammes zu einem großen christlichen Reiche zu vereinigen, das wie nur einen Gott im Himmel, so auch nur einen Herrn auf der Erde über sich erkennen sollte. Unmittelbar aber an den Grenzen des fränkischen Landes wohnte der unabhängige, heidnische Stamm der Sachsen, und Karl hielt es daher für seine Aufgabe, die Sachsen zu gleicher Zeit sich zu unterwerfen und sie zu Christen zu machen. Allein eben deshalb war auch den Sachsen das Christentum und die fränkische Herrschaft gleichbedeutend, und sie waren auf gleiche Weise entschlossen, die Religion ihrer Väter und ihre alten Sitten und Einrichtungen zu schützen; denn von allen deutschen Stämmen hangen die Sachsen und die Friesen bis auf den heutigen Tag am meisten an den Sitten ihrer Väter. Dazu kam, daß die Sachsen ihre Wohnsitze nie verlassen hatten. Die andern deutschen Völkerstämme, welche aus ihren früheren Wohnsitzen ausgewandert waren, hatten die heiligen Haine und die Verehrungsplätze ihrer Götter auf ihren Wanderzügen vergessen und waren dadurch viel eher zu dem Glauben an den Christengott bewogen, dessen Verehrung nicht an einen bestimmten Ort gebunden war, sondern der überall und zu jeder Zeit in Wald und Feld, in jeder Kirche wie in jedem Hause auf gleiche Weise angebetet werden konnte. Die Sachsen aber verehrten ihre Götter noch in denselben heiligen Hainen, wo auch ihre Väter angebetet hatten: das Rauschen der heiligen Buchen- und Eichenwälder erfüllte ihre Seelen mit derselben Andacht, wie sie einst Arminius, der Held der Cherusker, empfunden hatte; denn wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß die alten Cherusker die Vorfahren der Sachsen gewesen sind.

Eine der hauptsächlichsten Ursachen aber, welche den

Sachsen das Christentum Karls des Großen zuwider machte, war die Forderung des Zehnten, von welcher Karl nicht abging, weil ohne die Bezahlung des Zehnten für die Geistlichen kein Unterhalt zu finden war. Es bot sich Karl sonst kein Mittel, die Kirchen und Stifter mit den nötigen Einkünften zu versehen; denn es fand sich im Sachsenlande kein Staatsgut, weil die Sachsen keinen geordneten Staatsverband hatten, also auch kein Eigentum desselben. Weil nun Karl von dem Eigentum der einzelnen doch den Kirchen füglich nichts schenken konnte, meinte er zu dem Mittel des Zehnten greifen zu müssen. Ob er es gern oder ungern tat, wissen wir nicht. Selbst der gelehrte Alcuin, der doch so viel bei Karl galt, konnte ihn nicht bewegen von dieser Forderung abzulassen. Dieser ehrwürdige Mann schrieb an Karl, als er ihm zum ersten Siege über die Sachsen Glück wünschte: „Aber nun sieh dich mit deiner Weisheit und deiner Gewissenhaftigkeit nach frommen Priestern für das Volk um, nach Priestern äußerst anständig von Sitten, gelehrt in der Wissenschaft ihres Glaubens, in den Vorschriften des heiligen Evangeliums erfahren, solchen Männern, die dem Beispiele der heiligen Apostel folgen. Diese reichten ihren Zuhörern Milch dar, das ist milde sanfte Gebote. Aus diesen Betrachtungen wirst du nach deiner Liebe zur Religion urteilen, ob es ratsam sei, so rohen Völkern beim Anfange des Glaubens das Joch des Zehnten aufzulegen, so daß er von allen Häusern ganz gefordert werde; oder ob nicht bedacht werden müsse, daß die Apostel, die doch von Gott selbst unterrichtet und von Christo zur Predigt des Evangeliums gesandt waren, nie den Zehnten gefordert, nie ihn eingetrieben haben." Karl folgte dieser Warnung des treuen Mannes nicht und darum betrachteten die Sachsen, die bis dahin keine Abgabe kannten, die fremden Priester, die ihnen einen unbekannten Gott verkündigen wollten, nur als habsüchtige Leute, die sich

stellten, als wären sie um das Seelenheil der Menschen bekümmert, die in Wahrheit aber sich nur auf Kosten anderer Leute bereichern wollten. Dieses Mißtrauen ihnen zu nehmen, dazu war Karls Behandlung nicht geeignet; denn die Kriegsführung desselben bestand in der Regel darin, das sächsische Land schrecklich zu verheeren und zu einer unbewohnbaren Wüste zu machen. Da mochten die Sachsen wohl fragen: Was ist das für eine Religion, deren Priester Glaube und Liebe predigen, und zu der man uns mit Mord und Brand bekehren will? Kann denn auch Feuer und Schwert die Menschen Liebe lehren?

Auch viele der andern Gesetze, die Karl gab, erbitterten die Sachsen gar sehr, obwohl in unserer Zeit diese Gesetze nichts Auffallendes haben. Karl verordnete, daß die christlichen Kirchen, die in Sachsen erstünden, eben so heilig und noch heiliger gehalten werden sollten, als die bisherigen Götzentempel der Heiden. Derjenige, welcher einen christlichen Geistlichen töten würde, sollte die Todesstrafe erleiden, und dieselbe Strafe sollte auch die treffen, die ihren alten Göttern Menschenopfer darbringen würden. Das war wohl nicht unbillig; aber nun hieß es weiter: Den Tod soll auch derjenige erleiden, der den Körper eines Verstorbenen nach heidnischen Gebräuchen verbrennt; ferner derjenige, welcher um der Taufe zu entgehen, sich verbirgt; ferner derjenige, welcher während der Fastenzeit Fleisch genießt. Wer sein neugeborenes Kind nicht binnen eines Jahres zur Taufe brächte, sollte eine bedeutende Geldsumme bezahlen. Von solcher Art gab es noch andere Gesetze, die meist alle streng und hart waren.

Auch die Tugend, welche das Christentum forderte, widersprach durchaus den Sitten der Sachsen. Denn sie hielten es des Mannes würdig, die ihm angetane Beleidigung selbst zu rächen; wo er es nicht selbst mehr konnte, traten

seine Verwandten für ihn ein und forderten Auge um Auge, Glied um Glied, Leben um Leben. Kaum waren die Sachsen soweit in menschlicher Gesittung gekommen, daß sie statt der körperlichen Wiedervergeltung der Blutrache Bußen an Geld und Gut festsetzten, das sogenannte Wergeld, d. h. nicht Wehrgeld, sondern die gewährte Buße.*) Nun aber sollten sie einen Herrn über sich erkennen, dem Recht über Leben und Tod zustand, einen Herrn, der forderte, daß bei einem Totschlage und einer Verwundung nicht die Parteien unter sich ihren Streit ausmachten, sondern ihm als dem obersten Richter ein Recht zur Strafe und zur Forderung der Buße zustünde. Das nannten die Sachsen einen Eingriff in die Rechte des freien Mannes; aber noch mehr war ihnen die eigentliche Lehre des Christentums zuwider, daß man empfangene Beleidigungen nicht rächen sollte. Dieses Gebot konnte sich ihr Trotz nimmermehr gefallen lassen.

Das Christentum lehrte ferner, daß alle Menschen vor Gott gleich seien, daß vor ihm kein Ansehen der Person gelte, und der Sklave dem Herrn gleich sei. Die Lehre von der Unsterblichkeit war den Sachsen nicht neu; wie alle Deutsche kannten auch sie dieselbe; aber das Christentum verlangte von ihnen, daß sie Verzicht leisten sollten auf einen besonderen Himmel für die Tapferen. Der Sachse glaubte, daß nur die Tapferen, die im Kampfe Erschlagenen in die Valhalla (d. i. die Halle der Gefallenen) kämen und daß sie hier den Tag über jagen und kriegen würden, um sich am Abend immer wieder aufs neue zum Trinkgelage niederzusetzen. Nun aber sollten sie Verzicht leisten auf ihren besonderen Himmel, und selbst die Sklaven sollten daran Anteil haben. Der sächsische freie Mann und noch vielmehr der Adaling hielt sich für ein von dem Sklaven ganz verschiedenes

*) Nur unsere neuere oft so grundfalsche Orthographie hat zu diesem Mißverständnisse Anlaß gegeben.

Wesen; den Sklaven erachtete er auch eines Himmels nicht für würdig, und alle deutschen Stämme, sogar der friesische, bei dem der Unterschied der Freien und Sklaven am wenigsten grell war, stellten im Gesetzbuche den Sklaven einem Tiere gleich, das dem Herrn als sein Eigentum angehört und mit dem er verfahren kann, wie auch sonst mit seinem Besitze. Daß diese Sklaven mit ihm vor Gott gleichberechtigt sein sollten, war den Sachsen ein unerträglicher Gedanke, und hier liegt der traurige, wunde Fleck des sächsischen Unabhängigkeitskampfes.

Es ist wahr, die Sachsen stritten für ihre Sitten und ihre Einrichtungen; sie waren frei oder glaubten es zu sein; aber ihre vermeinte Volksfreiheit kam nur den Adalingen und den Freien zugute und zum geringen Teil auch noch den Hörigen, den sogenannten Liten oder Lazzen, d. i. Leuten; aber die Sklaven, die, wo es überhaupt Sklaven gibt, fast immer die Mehrzahl ausmachen, konnten durch die Eroberung Karls und durch das Christentum nur gewinnen; denn ihre Lage wurde dadurch bedeutend verbessert und im Gefolge des Christentums mußten allmählich mildere und bessere Einrichtungen kommen. Darum war die Niederlage der Sachsen heilsam für die Menschheit, heilsam für die siegenden Grundsätze der Menschlichkeit.

Und wenn wir auch die Sachsen beklagen und sie um ihres Mutes und ihrer Hartnäckigkeit willen bewundern, mit welcher sie über dreißig lange Jahre dem mächtigen Frankenkönige widerstanden: so müssen wir uns doch darüber freuen, daß die Unterwerfung der Sachsen gelang; denn sie bahnte den Weg zur milderen Gesittung dieses Volkes. Ferner war diese Unterwerfung der Sachsen notwendig zur Einigung der deutschen Stämme zu einem großen Reiche. Die Zeit, wo der sächsische Stamm herrschte, die Zeit Heinrichs des Städteerbauers und der Ottonen ist die der herrlichsten

Blüte des alten Reiches. Das Unglück desselben brach erst da herein, als der sächsische Stamm keine Bedeutung mehr hatte, als die Verblendung der Hohenstaufen die Blüte der deutschen Nation einem Schattenbilde opferte.

8. Der Kampf Karls des Großen gegen die Mauren und Rolands Tod.

Als der König Karl im Jahre 777 zu Paderbrunn einen Reichstag hielt, kamen Boten zu ihm von einigen Mauren aus Spanien und stellten ihm vor, daß Zwietracht das Reich der Araber zerwühle, und daß es ihm deshalb wohl gelingen würde, wenn er die Gelegenheit benutzen wollte, auch dies Reich sich untertan zu machen. Der König Karl aber war immer begierig, wo sich ihm eine Gelegenheit bot, seine Herrschaft zu erweitern, und deshalb bot er die Franken auf zur Heeresfolge nach Spanien. Mit ihm zog auch Roland, nach der Sage einer der wackersten Helden des fränkischen Reiches. Bald unterwarfen sie sich das spanische Land bis an den Ebro und nahmen Saragossa ein. Dies Land wurde genannt die spanische Mark. Auf dem Rückwege des Heeres führte Roland den Nachtrab, aber die Bergvölker der Pyrenäen, Basken genannt, umzingelten den Nachtrab und erschlugen alle Franken, mit ihnen auch Roland im Tale Ronceval.

So erzählt uns die Geschichte; aber die Sage hat sich damit nicht begnügt, sondern zwei Jahrhunderte nachher erzählten die Mönche in dem Kloster St. Denis in Frankreich also:

Nachdem der herrliche Kaiser Karl in jenen Tagen ganz Spanien sich unterworfen und zum Glauben an Gott und seine heiligen Apostel bekehrt hatte, zog er zurück und kam nach Pampelona und ruhte dort einige Tage aus mit seinem ganzen Heere. In Saragossa aber waren damals zwei sara-

zenische Könige, die Brüder Marsilies und Beligand, die der Sultan von Babylon dahingeschickt hatte. Sie waren dem Kaiser Karl untertänig geworden und dienten ihm scheinbar gern in allen Stücken; aber sie meinten es nicht ehrlich mit ihrer Treue und Anhänglichkeit an ihn. Da schickte der Kaiser ihnen Ganelon zu, der zu den zwölf besten Mannen Karls gehörte, aber Untreue im Herzen trug, und ließ ihnen sagen, daß sie sich taufen lassen oder ihm den Tribut schicken sollten. Sie schickten ihm dreißig Rosse mit Gold und Silber und feinen Gewändern beladen, vierzig Rosse mit dem süßesten und reinsten Weine und ebensoviel auch für die andern Kämpfer und tausend schöne Maurinnen. Dem Ganelon aber boten sie zwanzig Rosse mit Gold und Silber und feinen Gewändern beladen, wenn er die Krieger Karls in ihre Hand überliefern wollte. Darein willigte Ganelon und empfing den Lohn.

Nachdem sie dann alles wohl miteinander verabredet hatten, kehrte Ganelon zu König Karl zurück und gab ihm die Schätze, welche die maurischen Könige ihrem Oberherrn darbrachten, und sagte dem Könige, daß Marsilies Christ werden wolle und sich schon vorbereite, ins Frankenreich zu Karl zu gehen, um dort bei diesem die Taufe zu empfangen, und daß er dann Spanien vom Könige Karl zu Lehen nehmen wolle. Karl schenkte den Worten Ganelons Glauben und schickte sich an, die Pässe der Pyrenäen zu übersteigen. Ganelon gab ihm ferner den Rat, er solle seinem Neffen Roland und dem Grafen Oliver den Nachtrab übergeben, daß diese mit zwanzigtausend Streitern im Tale Ronceval die Wacht hielten, bis Karl und das ganze Frankenheer wohlbehalten hinüber gekommen sei. So geschah es. Aber einige aus dem Heere der Christen überließen sich zügellosem Leben und allerlei Ausschweifungen, und dafür mußten sie bald den Tod erleiden.

Während Karl mit Ganelon und dem Erzbischof Turpin und vielen Tausenden der christlichen Streiter die Pässe überstieg, hielten Roland und Oliver mit ihren zwanzigtausend Kriegern treue Wacht. Aber in der Frühe eines Morgens stiegen Marsilies und Beligand mit fünfzigtausend Kriegern von den Hügeln und aus den Schluchten, wo sie sich auf Ganelons Rat zwei Tage und zwei Nächte lang verborgen gehalten hatten. Sie machten zwei Haufen, den einen von zwanzigtausend und den andern von dreißigtausend Kriegern, und als der größere Haufe noch zurück war, griff der kleinere Haufe die Franken sofort im Rücken an. Diese aber wandten sich und kämpften so wacker, daß nach der dritten Stunde auch nicht ein einziger von den zwanzigtausend Mauren noch am Leben war. Unterdessen waren auch die andern herangekommen, und die ermatteten Franken mußten aufs neue gegen diese kämpfen. Da fielen sie vom Größten bis zum Geringsten, einige durch den Speer, andere durch das Schwert, andere durch die Streitaxt und wiederum andere durch Pfeile und Wurfspieße, einige auch wurden lebendig geschunden, andere verbrannt und andere an Bäumen aufgehängt. Darauf zogen sich die Mauren eine Strecke zurück.

Roland war noch nicht gefallen, sondern als die Heiden sich zurückzogen, kehrte er um und forschte nach, wie es mit den Seinen stünde. Da erblickte er einen Mauren, der kampfesmüde sich in den Wald zurückgezogen hatte und dort ausruhte. Sogleich ergriff ihn Roland lebendig und band ihn mit vier starken Stricken an einen Baum. Dann stieg er auf eine Anhöhe, um sich nach den Feinden umzusehen, und als er erkannt hatte, daß ihrer viele in der Nähe waren, stieß er in sein gewaltiges Horn, um die Franken zu rufen, welche etwa noch lebten und sich verloren haben mochten. Da versammelten sich ungefähr hundert um ihn, und mit diesen stieg er wieder hinab ins Tal Ronceval. Als er zu dem Mauren

kam, den er vorher gefesselt hatte, band er ihn los, erhob die entblößte Klinge seines Schwertes über das Haupt des Mauren und sprach zu ihm: „Wenn du jetzt mit mir kommst und mir den Marsilies zeigst, so sollst du das Leben behalten; wenn aber nicht, so mußt du sterben." Damals kannte Roland den Marsilies noch nicht. So ging denn der Maure voran, und Roland folgte ihm, und der Maure zeigte ihm bald in der Ferne unter den Reihen der Mauren den Marsilies, der auf einem Rotfuchs saß und seinen runden Schild schwang. Da ließ Roland seinen Gefangenen entweichen, er betete zu Gott und stürzte sich dann mit seiner kleinen Schar auf die Mauren. Einer von diesen kam zu ihm heran, der war größer und stärker als die andern; Roland faßte sein Schwert und spaltete ihn mit einem Hiebe vom Scheitel an, also daß rechts und links vom Pferde ein halber Maure niedersank. Da erfaßte Schrecken die andern, sie eilten davon und ließen Marsilies mit wenigen Begleitern dort allein im Felde. Roland aber vertraute auf Gott und die Kraft seines Armes und drang in die Reihen der Mauren, gerade auf den Marsilies zu. Der begann zu fliehen, aber Roland erreichte ihn und schlug ihn mit starker Hand, also daß auch Marsilies hinfiel und starb, wie die andern Mauren.

Unterdessen waren die hundert Begleiter Rolands, die vom Frankenheere noch übrig waren, alle gefallen. Roland selbst war von vier Speeren und außerdem von Steinwürfen hart verletzt, und nur mit Mühe gelang es ihm zu entkommen. König Karl aber war mit seinem Heere schon über die Spitze der Berge hinüber und wußte nichts von dem, was in seinem Rücken geschah. Da irrte der gewaltige Held Roland kampfesmüde und tiefbekümmert um den Untergang eines so herrlichen Heeres und so vieler Christen einsam umher und kam bis an den Fuß des Berges, welchen er nicht mehr zu übersteigen vermochte. Dort stand ein Baum neben einem

Marmorstein, der da im Tale Ronceval errichtet war, und neben dem sprang Roland vom Pferde und überdachte sein Geschick. Noch hatte er sein Schwert Durenda, das herrliche und leuchtende, von kostbarer Arbeit, scharf zugleich und stark, das nur Rolands Arm mit rechter Kraft schwingen konnte. Den Namen Durenda aber hatte es von seinen harten (durus) Schlägen. Dies Schwert zog Roland aus der Scheide, betrachtete es eine Weile und mit weinenden Augen sprach er alsdann: „O du herrliches, immerdar leuchtendes Schwert, du bist geziert mit einer elfenbeinernen Koppel und mit einem goldenen Kreuze, du trägst den Namen Gottes eingegraben auf deiner Klinge, du bist mit aller Tugend eines Schwertes begabt. Wer aber soll von nun an dich führen im Streite? Die Mauren sind durch dich von meinem Arme gefällt, und so oft ich einen der Ungläubigen niederschlug, gedachte ich dabei an Gott und an Christum und an seinen Willen. Nun aber werden die Ungläubigen selbst dich hinwegnehmen und du wirst ihnen dienen müssen.“ Als Roland diese Worte sprach, schmerzte es ihn so tief, daß er mit seinem Schwerte Durenda auf den Marmorstein schlug, der da errichtet war. Aber das Schwert spaltete den Stein und zerbrach doch nicht. Dreimal versuchte es Roland; aber es wollte ihm nicht gelingen, und Durenda blieb unversehrt.

Alsdann nahm Roland sein Horn und stieß mit Macht hinein, damit die Christen, welche etwa noch aus Furcht vor den Mauren im Walde versteckt wären, sich um ihn sammelten, sowie andere, die das Gebirge bereits überschritten hätten, den Ton vernehmend, zu ihm kämen, bei seinem nahenden Ende gegenwärtig sein und dann sein Roß und sein Schwert Durenda empfangen möchten. Er stieß aber mit solcher Kraft in das Horn, daß es zersprang und die Sehnen an seinem Halse zerrissen, und daß König Karl, der schon im Karls-Tale acht Meilen von dort entfernt war, den gewaltigen

Schall vernahm: denn die Engel des Himmels trugen ihn dahin. Da wollte Karl sogleich zurückkehren und ihm Hilfe bringen; aber der schlimme Ganelon, der wohl dachte, was dort geschah, hinderte ihn daran und sprach: „Wolle doch nicht gleich dahin eilen; denn vielleicht ist Roland auf der Jagd und ruft seine Gefährten zusammen, denn oft stößt er auf diese Weise in das Horn.“

Roland aber lag auf dem Grase ausgestreckt in heißer Fieberglut und sehnte sich nach einem Trunke Wasser. Da kam ein Franke daher, namens Balduin, und ihn bat Roland um einen Trunk. Balduin suchte lange, aber er fand keine Quelle, und da er zurückkehrte und Roland schon sterbend fand, betete er mit ihm und segnete ihn. Dann aber bestieg er eilends sein Roß und jagte dem fränkischen Heere nach, damit einige wiederkehrten und Rolands Leiche nicht in die Hände der Mauren kommen ließen. Als Karl die Nachricht vernahm, war er tief erschüttert und kehrte selbst wieder mit um. Da fand er als den ersten seinen Neffen Roland, der unterdessen die Arme in Kreuzesgestalt gelegt allda verschieden war. Der Kaiser und alle Franken jammerten und beklagten bitterlich den Tod des wackern Helden und aller seiner Mannen. Ganelon aber ward des Verrats überwiesen und an die vier wildesten Pferde des fränkischen Heeres gebunden, welche ihn elendiglich zerrissen.

So erzählt uns der Mönch Turpin die Sage von Roland und dem Ende des Verräters Ganelon; aber die beglaubigte Geschichte erzählt uns nichts von Ganelon, und wir wissen nicht, ob er gelebt hat oder nicht.

Das Andenken an Roland, ob an diesen, oder einen andern, lebt außer in diesen Sagen auch noch in andern fort. Wo der grüne Rhein das Gebirge verläßt, welches in grauer Vorzeit seine Gewässer von Bingen bis an das Siebengebirge durchbrochen haben sollen, unfern von Bonn, liegt ein Ort,

Rolandseck genannt. Auf einem steilen Berge steht da noch ein alter Fensterbogen, der einst zu Rolands Burg gehört haben soll, welche auf diesem Felsen stand. Von da schaut man hernieder auf die schöne Insel Nonnenwert im breiten Spiegel des Rheines, und gegenüber liegt die jähe Wand des Drachenfelsen, wo einst der Drache die Jungfrau bewachte und dafür von dem leuchtenden Helden Siegfried den Tod erleiden mußte. Hinter dem Drachenfelsen ragen die sechs Kuppen des Siebengebirges hervor.

Aber noch in einer andern Weise ist uns das Andenken Rolands und zwar im Sachsenlande erhalten. In vielen Städten des Landes, welches einst die alten Sachsen bewohnten, findet man gewaltige Steinbilder, die man Rolande nennt. Es sind riesenhafte Männergestalten, mit Waffen geschmückt, die Rechte hebt hoch das Schwert empor, und die Linke deckt mit dem Schilde die Brust. Von allen der berühmteste ist der Roland von Bremen, der mitten auf dem Markte steht. Außer dem aber findet man Rolandsbilder in Naumburg, Nordhausen, Magdeburg, Halberstadt und wohin später der sächsische Stamm vordrang, nachdem die eingedrungenen Slaven wieder zurückgedrängt waren, in Brandenburg, in Stendal, ja auch in kleinen Städten wie Perleberg, selbst in Flecken und Dörfern, wie zu Reichenwalde in der Lausitz. Die Sage aber erzählt, daß der Kaiser Karl nach der Unterwerfung der Sachsen diesen das Rolandsbild verliehen habe als ein Zeichen und eine Bürgschaft ihrer Vorrechte und namentlich des Blutbannes und des Gerichts. Wo die Bildsäule ganz frei unter freiem Himmel steht, wie in Magdeburg und Bremen, bedeute sie größere Freiheit, wo sie unter einem Dache sich anlehne, beschränktere. Wie dies aber von Roland zu verstehen sei, können wir mit Bestimmtheit nicht mehr ausmitteln.

Mit diesem Treffen, in welchem Roland fiel, war Karls Kampf gegen die Mauren nicht beendet; denn obwohl er selbst keinen großen erfolgreichen Zug wieder gegen sie unternommen hat, so wurde doch auf der Grenze des maurischen und des fränkischen Reiches, welches letztere nun bis an den Ebro sich erstreckte, fast immerwährend gekriegt. Die Leitung des Krieges hatte Ludwig, der König von Aquitanien, welcher nachher als Kaiser Ludwig der Fromme genannt wurde. Gegen das Ende der Regierung Kaiser Karls trug sich in diesem Kriege folgende Begebenheit zu.

9. Unternehmung der Franken gegen die Araber über den Ebro.

Als der König Ludwig schon einmal einen glücklichen Zug gegen die Mauren gemacht hatte, wollte er im Jahre 810 noch einen unternehmen, aber der Kaiser hinderte ihn daran; denn er hatte damals befohlen, daß an allen größeren Flüssen zum Schutze gegen die Einfälle der Nordmannen Schiffe erbaut werden sollten, und Ludwig sollte die Aufsicht führen über die Werfte an den Flüssen im südlichen Frankreich. Karl schickte ihm jedoch seinen Feldherrn Ingobert, daß dieser an Ludwigs Statt das Heer in Spanien anführen sollte. Das Heer gelangte glücklich nach Barcinona (Barcelona), und hier ward ein Kriegsrat gehalten, wie den Feinden durch einen heimlichen Überfall beizukommen wäre. Da billigte man endlich diesen Vorschlag: es sollten Schiffe zur Überfahrt über den Ebro gebaut, aber am Orte des Baues selbst in vier Teile zerlegt werden, so daß je ein Viertel von zwei Rossen oder Mauleseln fortgeschafft werden könnte. Wenn eine hinreichende Menge von Pech und Wachs und Hanf zur Zusammenfügung und Verklebung der Fugen bereit wäre, würde man sie dann an dem zur Überfahrt ausersehenen Orte mit leichter Mühe wieder zusammenfügen können.

Ingobert zog alsdann gegen Tortosa, und diejenigen, welche zu der Unternehmung ausersehen waren, Hademar und Bera, zogen mit ihren Truppen aufwärts an den Ebro. Der Himmel war ihr Dach; denn sie hatten der Schiffe wegen, mit welchen die Tiere beladen waren, kein Gepäck und keine Zelte. Sie durften auch kein Feuer anzünden,, damit der Rauch sie nicht verriete, und verbargen sich bei Tage im Walde, bei Nacht aber zogen sie weiter. Am vierten Tage erreichten sie den Ebro, fügten ihre Schiffe zusammen und fuhren so hinüber, die Pferde aber ließen sie hinüberschwimmen. So schien die Unternehmung gelungen zu sein, wenn sie nicht gerade da verraten worden wäre. Abaidun, der Befehlshaber der Araber, war nämlich aus der Stadt Tortosa gezogen und hatte die Ufer des Flusses besetzt, um die Franken am Übergange zu hindern. Während nun diese oben am Flusse von den Arabern unbemerkt hinübergingen, badete sich ein Maure im Flusse und sah auf einmal Roßäpfel heruntertreiben. Er schwamm darauf zu, und wie denn alle Araber genau und scharf beobachten, so besah und beroch auch er den Mist der Tiere und rief dann sogleich aus: „Hütet euch, ihr Freunde, denn dieser Mist rührt nicht von unseren Tieren her, die nur Gras fressen, es ist Mist von Rossen oder Mauleseln, die mit Gerste gefüttert sind. Die Franken müssen uns nahe sein, vielleicht sind sie oberhalb unseres Lagerplatzes über den Fluß gegangen."

Alsbald setzten sich zwei Araber auf ihre Rosse und ritten auf Kundschaft aus, und es dauerte nicht lange, bis sie den Vortrab der Franken erblickten. Alsbald brachten sie die Nachricht dem Abaidun. Die Araber zogen sich darauf sogleich aus ihrem Lager zurück und überließen es den Franken. Als diese anlangten, nahmen sie die Zelte in Besitz, welche die Feinde noch hatten stehen lassen, und ruhten während der Nacht darin aus. Am Morgen aber kam Abai-

dun mit einer größeren Schar zurück, die er unterdessen gesammelt hatte, und gedachte den Franken ein Treffen zu liefern. Diese nahmen es an und kämpften wacker, bis die Nacht hereinbrach, alsdann aber gingen sie wieder zu den Ihrigen zurück.

Das Ergebnis aller dieser Kämpfe war, daß die Araber zwar die spanische Mark dem Frankenreiche nicht wieder entreißen konnten, daß aber auch die Franken über den Ebro nicht hinauskamen. Später gaben jedoch die Franken ihre Eroberungen in Spanien selbst auf; dafür gelang es aber den Spaniern, vom Nordwesten der pyrenäischen Halbinsel aus allmählich die Mauren immer weiter zurückzudrängen und sich wieder in den Besitz ihres Landes zu setzen. Aber erst im Jahre 1492 ist Ferdinand und Isabelle mit Granadas Fall diese Wiedereroberung ganz gelungen.

10. Das Gottesgericht des Kreuzes (788).

Nachdem König Karl sich den Besitz des nördlichen Italiens gesichert hatte, machte er seinen noch jungen Sohn Pippin dort zum Könige. Dies wollten die Avaren benutzen, welche im Westen des jetzigen Ungarn wohnten, und fielen mit einer großen Schar in das langobardische Reich ein. Dem Könige Karl ward aber sofort die Nachricht überbracht und er befahl, daß man zur Sicherheit gegen solche Einfälle die Stadt Verona, deren Befestigungswerke zerfallen waren, wieder stark und sicher machen sollte. Zu diesem Ende sandte er seinem Sohne den Grafen Berengar, der ihm mit Rat und Tat darin beistehen sollte. Aber als König Pippin und Berengar in Verona die Befestigung der Stadt eifrigst betrieben, erhob sich ein Streit mit der Geistlichkeit; es war nämlich zweifelhaft, ob diese nur ein Viertel der Mauern auszubessern hätten, wie sie selbst sagten, oder ein Drittel, wie ihre Gegner, die Bürger der Stadt, behaupteten. Der

Streit aber konnte darum nicht entschieden werden, weil die langobardischen Statthalter seit langer Zeit die Mauern selbst hatten ausbessern lassen, wenn etwas daran fehlte, obwohl sie dazu nicht verpflichtet waren.

Da nun niemand wußte, wie die Sache entschieden werden müßte, gefiel es allen, die Sache dem Urteile des Kreuzes zu überlassen. Aregaus, welcher die Bürger vertrat, und Pacifikus, welcher auf seiten des Bischofs war, beide Jünglinge von erprobter Leibeskraft, stellten sich mit kreuzweise aufgehobenen Händen vor den Altar, wo man die Messe anfing und die Leidensgeschichte nach dem Evangelium Matthäi las. Der lesende Priester war aber noch nicht bis zur Hälfte der Passion gekommen, als dem Aregaus die Kräfte ausgingen und er ermattet seine Hände niedersinken ließ. Pacifikus hingegen blieb bis zum Ende der Leidensgeschichte stehen, weshalb er als der Sieger ausgerufen wurde. Der Geistlichkeit der Stadt Verona ward das Recht zuerkannt und bestätigt, daß sie nur ein Viertel der Mauern der Stadt hinfort in gutem Stande zu erhalten habe.

Das war das Gottesgericht des Kreuzes, und man sah diesen Ausgang als die Offenbarung des Willens Gottes an.

Der Einfall der Avaren aber gelang nicht.

11. Karl und der Herzog Grimoald.

Der König Karl hatte sich freilich das Langobardenreich (774) unterworfen; aber im südlichen Herzogtume dieses Reiches, zu Benevent, bot ihm noch immer der Herzog Arichis Trotz und hielt zu dem Kaiser in Konstantinopel, um die Macht Karls dort nicht aufkommen zu lassen. Der Sohn des Herzogs Arichis aber, Grimoald, war als Geisel beim Könige Karl, und deshalb schien es, als wäre durch den Tod des Herzogs Arichis die Herrschaft der Franken dort gesichert. Aber der Papst Hadrian fürchtete doch noch den jungen

Herzog Grimoald und geriet in großen Schrecken, als er erfuhr, daß die Neapolitaner und Beneventaner bitten wollten, daß Karl ihnen ihren Herzog Grimoald zuschicken möchte, und darum schrieb Hadrian dringend an den König, daß dies mit großer Gefahr verbunden wäre. Karl ließ sich endlich doch bewegen, im Jahre 788 Grimoald nach Benevent heimkehren zu lassen; aber Grimoald mußte ihm versprechen, daß auf den Münzen und in öffentlichen Urkunden der Name des Königs voranstehen und daß die Langobarden in seinem Herzogtume ihren Bart abschneiden sollten. Denn die Franken ließen den Bart nicht wachsen, die Langobarden aber trugen zur Rechtfertigung ihres Namens noch immer lange Bärte, und dieses äußere Zeichen reichte hin, zwischen ihnen und den Franken eine Scheidung zu erhalten. Darum verlangte Karl, daß der Bart der Langobarden fallen sollte; zugleich aber verlangte er auch, daß Grimoald die Befestigungen der Stadt Salerno und anderer Städte schleifen lassen sollte. Alles dies versprach Grimoald und kehrte dann heim. Diese Erlaubnis aber gab Karl, weil er voraussah, daß sich die Beneventaner sonst ganz und gar den Griechen ergeben würden.

Die Unterredung Karls mit Grimoald wird uns also erzählt. Nachdem der König den Tod des Herzogs Arichis und die Boten der Beneventer vernommen hatte, welche ihn um ihren Herzog baten, ließ er Grimoald zu sich rufen und sprach zu ihm: „Dein Vater ist tot.“ Aber der schlaue Grimoald erwiderte darauf: „Großer König, mein Vater ist, so viel ich weiß, vollkommen gesund, und sein Ruhm ist in der besten Blüte; ich wünsche, er möge alle Jahrhunderte hindurch wachsen.“ Der König sprach hingegen: „Ich rede im Ernste, dein Vater ist tot.“ Aber Grimoald antwortete ihm: „Herr, von dem Tage an, da ich in deine Gewalt gekommen bin, habe ich weder an Vater, Mutter noch Verwandte gedacht; denn du, großer König, bist mir alles.“

Der König Karl war erfreut über diese Worte, und da auch die Staatsklugheit es zu fordern schien, entließ er Grimoald mit dem Versprechen der Treue in seine Heimat. Er gab ihm noch zwei treue junge Männer aus langobardischem Stamme mit, welche ihm zur Seite stehen sollten; aber sobald diese mit Grimoald nach Benevent gekommen waren, gab er ihnen die vorzüglichsten Stellen an seinem Hofe und überhäufte sie mit allen Ehren, um sie an sich zu knüpfen.

Sobald aber Grimoald an den Fluß Volturno gekommen war, noch vor seinem Einzuge in Capua, strömte ihm eine große Anzahl Langobarden entgegen und alle hießen ihn freudig willkommen. Dasselbe geschah auch bei Benevent und die Langobarden riefen: „Sei willkommen, unser Vater! Sei willkommen, der du nächst Gott die einzige Stütze unserer Wohlfahrt bist.“ Alsdann ging Grimoald in die Kirche und dankte Gott für seine glückliche Heimkehr. Überall empfing ihn das Volk mit der höchsten Freude und jubelte laut, daß sein Beschützer wiedergekehrt sei. Nun sollte er aber sein Versprechen gegen Karl erfüllen, und doch konnte er es nicht über sich bringen, die festen Mauern der Städte zu zerstören, zumal da ihn auch die Bürger mit Tränen in den Augen baten, er möchte doch nicht also handeln und ihre schöne Stadt verschonen. Als Grimoald nun unschlüssig war und selber nicht wußte, wie er es anfangen sollte, die Mauern der schönen Stadt Salerno stehen zu lassen und doch sein gegebenes Wort zu halten, trat ein Mann zu ihm und erbot sich, ein Mittel ausfindig zu machen, wenn Grimoald ihm zum Lohne den reichen Hermelinpelz schenken wollte, welchen einst der Herzog Arichis, Grimoalds Vater, jährlich am Ostertage zu tragen pflegte. Dies versprach Grimoald, und der Mann riet nun, einige der Mauern niederzureißen, aber dann sogleich stärkere und dauerhaftere an ihre Stelle zu setzen. So geschah es und Grimoald verbündete sich auch

mit den Griechen. Zwar überzog ihn Karls Sohn Pippin, den Karl zum Könige Italiens ernannt hatte, sogleich mit Krieg; aber es wollte doch den Franken niemals gelingen, im südlichen Italien festen Fuß zu fassen.

12. Tassilo der Bayernherzog.

In Bayern lebte damals ein Herzog, namens Tassilo, der dem fränkischen Reiche untertan war. Man sagte aber von ihm, daß er sich gern davon losmachen wollte; denn er hatte eine Tochter des Königs Desiderius zur Frau, namens Liutberga, welche den König Karl bitterlich haßte und deshalb ihren Gemahl beständig bat, daß er doch mit den Avaren Freundschaft schließen möchte, um sich mit ihrer Hilfe der Franken zu erwehren. Dann würde auch ihr Bruder Adalgis (Algis) Unterstützung von dem oströmischen Kaiser erhalten und mit seiner Mannschaft ihnen zu Hilfe kommen, damit er selbst sein väterliches Reich sich wieder gewänne. Aber dieser Plan ward dem Könige Karl kund getan; dieser gedachte dem Ausbruche der Verschwörung zuvorzukommen und lud Tassilo auf den großen Reichstag der Franken nach Ingelheim vor. Tassilo erschien und mit ihm die ersten bayerischen Großen. Diese aber, wie denn die Menschen sich immer dem Mächtigen zuwenden, fingen an, Tassilo bei Karl zu verklagen und sagten, er habe geschworen, daß er mit allen seinen Kindern lieber sterben, als von dem Frankenkönige Unwürdiges erleiden wolle. Er habe auch zu den Avaren um Hilfe geschickt und gehorche in allen Dingen dem Rate seiner Frau Liutberga. Dann klagten sie ihn auch des Harislit an, d. h. der Verlassung des Heeres; denn einstmals, als Pippin, der Vater Karls ihn zu einem Zuge gegen Aquitanien aufgefordert habe, sei Tassilo zwar gekommen, aber bald wieder fortgegangen ohne Erlaubnis des Königs.

Auf diese Beschuldigungen ließ König Karl alsbald die

Herzogin Liutberga mit ihren Kindern herbeiholen. Auch alle Schätze mußten herbeigebracht werden. Es waren zwar einige der Franken, die unter sich dachten und sprachen, daß doch keine von allen Beschuldigungen bewiesen, und daß es nicht recht wäre, für die Absichten, welche Liutberga gehabt hätte, den Herzog Tassilo büßen zu lassen. Sie sagten ferner, daß Tassilo sicher nicht gekommen wäre, wenn er sich so schuldig gefühlt hätte; aber keiner von ihnen wagte es vor dem Könige Karl selbst zu sagen, sondern sie schwiegen alle still. So wurde denn die Sache Tassilos vor das Gericht gebracht, das aus den Herzögen und Großen nicht bloß des bayerischen, fränkischen und langobardischen, sondern auch des sächsischen Stammes zusammengesetzt war. Sie alle verurteilten Tassilo einstimmig zum Tode.

Da trat aber der König Karl selbst für seinen Blutsverwandten auf und sagte, daß er ihm das Leben schenken wolle. Darauf bat Tassilo, das man ihm den Trost eines einsamen, beschaulichen Lebens widerfahren lassen möchte, damit er im Kloster Buße täte für seine Sünden, und diese Bitte ward gewährt. Auch das wurde ihm nachgelassen, daß ihm nicht in seinem Hause das Haar abgeschnitten wurde, sondern erst im Kloster. Auch seine Frau Liutberga nahm den Schleier, und ebenso ward auch der Sohn Tassilos verurteilt sein Leben im Kloster zuzubringen.

In St. Goar am Rheine wurde Tassilo geschoren, nicht weit von da, wo die Feste Rheinfels auf den Fluß zu ihren Füßen niederschaut. Dann lebte er nacheinander in verschiedenen Klöstern, überall wurde er um seines heiligen Lebens willen gerühmt und nach seinem Tode unter die Zahl der Heiligen aufgenommen.

13. Die Avaren.

Die Avaren waren zuerst Freunde der Langobarden, und als diese mit ihrem Könige Alboin 568 nach Italien gingen,

rückten die Avaren in die Sitze, welche die Langobarden verlassen hatten. Alsdann aber hatten sie fast fortwährende Feindschaft.

Im achten Jahrhundert hatten sie sich an der Ostgrenze des damaligen Bayerns bis an den Raabfluß in Ungarn festgesetzt und machten von dort Raubzüge in die umliegenden Länder, ja sie kamen bis nach Aquitanien (dem südwestlichen Frankreich). Zu ihrer Sicherheit hatten sie ihr Land mit neun Ringen umgeben, wie sie selbst sie nannten. Ein solcher Ring aber war eine Umwallung, und die erste so weit von der zweiten entfernt, als es von Zürich nach Konstanz ist. Der Wall war erbaut von Eichen-, Tannen- und Buchenstämmen, vom einen Rande bis zum andern zwanzig Fuß breit und ebenso hoch. Der innere Raum war ausgefüllt mit harten Steinen und einem sehr zähen Mörtel, die Oberfläche mit grünem Rasen bedeckt. Innerhalb dieser Wälle lagen die Dörfer und Weiler so nahe beieinander, daß die menschliche Stimme von einem zum andern vernommen werden konnte. In den fast uneinnehmbaren Wällen waren schmale Torwege angebracht, aus welchen die Avaren auf den Raub auszuziehen pflegten. Von der zweiten Umwallung, welche ganz wie die erste gebaut war, lag die dritte wiederum zehn deutsche Meilen, welche gleich vierzig italischen sind, entfernt, die inneren Ringe mochten wohl näher beisammen liegen. Von einer Umwallung aber zur andern waren alle Besitzungen und Wohnungen so verteilt und geordnet, daß der Klang der Hörner von der einen zur andern alles genau angeben konnte. Innerhalb dieser Ringe hatte das hunnische Volk der Avaren mehr als zweihundertfünfzig Jahre lang alle Reichtümer zusammengehäuft und den Westen Europas fast leer gemacht. Der König Karl bedurfte acht Jahre um sie zu bezwingen.

Zum ersten Male zog er gegen sie im Jahre 791; denn die Hunnen hatten mit Tassilo, dem Herzoge von Bayern,

ein Bündnis und infolgedessen räuberische Einfälle in das Gebiet des Frankenreichs gemacht. Darum brach der König im Anfang des Sommers mit einem starken Heere gegen sie auf, zu welchem alle Teile seines großen Reiches Mannschaften gestellt hatten. Er teilte es in zwei Teile und übergab die eine Hälfte den Grafen Dieterich und dem Kämmerer Meginfried und ließ sie am nördlichen Ufer der Donau herziehen. Er selbst zog am südlichen Ufer daher und ließ eine andere Schar, bei welcher auch die wasserkundigen Friesen waren, mit den Lebensmitteln die Donau abwärts treiben. Nachdem auf diese Weise der Zug glücklich begonnen war, wurde das erste Lager an der Enns aufgeschlagen; denn dieser Fluß fließt zwischen dem Bayern- und Avarenlande und galt als die sicherste Grenze der beiden. Dort ward ein dreitägiges Gebet gehalten, daß der Krieg einen günstigen Erfolg haben möchte. Dann erst wurde das Lager abgebrochen und nun dem Volke der Hunnen feierlich der Krieg angekündigt.

Die ersten Scharen der Avaren waren bald vertrieben und ihre Schutzwehren zerstört. Von diesen lag die eine am Flusse Kamp*), die andere sehr feste bei Comageni**). Alsdann ward alles mit Feuer und Schwert verwüstet. Als der König bis an die Raab gekommen war, setzte er über diesen Fluß und folgte am andern Ufer seinem Laufe bis da, wo er in die Donau fällt. Darauf schlug er dort für einige Zeit ein Standlager auf und beschloß endlich über Sarwar zurückzukehren. Die andern Truppen aber, welche unter Dieterichs und Meginfrieds Befehlen standen, ließ er durch das Böhmerland den Rückmarsch antreten. Dies waren namentlich die Sachsen und Friesen, welche sich unwillig

*) Entspringt in den böhmischen Gebirgen, fließt bei Zwetl vorbei und unterhalb Krems in die Donau.

**) Ist nicht mehr vorhanden, vielleicht nahe bei dem jetzigen Königsstetten.

zeigten über den weiten Auszug. Er selbst verwüstete mit seinen Scharen das pannonische Land, und nachdem dies geschehen, kam er glücklich in das bayerische Land zurück. Nur hatte der König einen großen Schaden erlitten, denn es brach eine solche Krankheit unter den Pferden aus, daß kaum der zehnte Teil derselben wieder mit heimgekehrt sein soll. Der König überwinterte dann in Regensburg.

Im folgenden Jahre sann der König auf einen andern großen Plan. Man hatte ihm gesagt, daß, wenn die Rednitz mit der Altmühl durch einen schiffbaren Graben verbunden würde, ganz leicht von der Donau in den Rhein geschifft werden könnte, weil der erstere von jenen Flüssen in den Main, der andere in die Donau sich ergösse. Als der König dies vernahm, begab er sich alsbald mit seinem Gefolge an den Ort, versammelte dort eine große Menschenzahl und ließ sogleich beginnen zu graben. Es sollte ein Graben von zweitausend Schritt Länge und dreihundert Fuß Breite von dem einen Flusse in den andern geführt werden; aber es war vergeblich. Denn der Herbst war schon hereingebrochen und unaufhörlich strömten die Regengüsse nieder; dazu war der Boden auch ohnedies feucht und morastig, und deshalb hatten die Wände des Grabens keine Festigkeit, sondern soviel bei Tag durch die Mühe der Arbeiter hinausgeschafft wurde, soviel sank bei Nacht wieder ein, weil das Erdreich keine feste Stütze hatte. So mußte das große Werk mißlingen.

Im vorigen Jahrhundert hat der König Ludwig I. von Bayern denselben Plan wieder aufgenommen, und mit den Kräften und Hilfsmitteln unserer Zeit konnte leicht die Vollendung (1845) dieses Werkes gelingen, welches den Zeitgenossen Karls ein zu gewaltiges Riesenwerk zu sein schien.

14. Die Empörung der Thüringer.

Die Thüringer hielten einen Rat, wie sie den König Karl mit List fangen und töten könnten, und wenn sie auch

dies nicht zu erreichen vermöchten, so wollten sie doch wenigstens sich von seiner Herrschaft befreien. Dieser Plan konnte dem Scharfsinne des Königs nicht lange verborgen bleiben; aber aus Klugheit ließ er es sich nicht merken. Als einige Zeit verflossen war, schickte er einen Gesandten an einen der Thüringer wegen der Tochter desselben, welche dieser einem Franken verlobt hatte, und forderte von ihm, da die Verlobung nach dem Gesetze der Franken rechtskräftig geschehen war, daß er dem Franken die Braut überliefern sollte. Aber jener achtete den Befehl des Königs wenig und sagte nicht bloß, daß er es nicht tun werde, sondern reizte auch eine große Zahl der Thüringer und seine Verwandten zu einer Verschwörung gegen den König auf, daß sie sich mit vereinten Kräften gegen die Willkür desselben verteidigen wollten.

Als der König das vernahm, ward er sehr zornig und schickte eine Mannschaft gegen diese Verschworenen, daß die Güter derselben verheert werden sollten. Die Thüringer flohen bestürzt zu dem Begräbnisorte des heiligen Bonifatius (in Fulda), um durch die Verehrung dieses Heiligen ihre Schuld vor dem Könige zu verringern. Der Abt des Klosters nahm sie freundlich auf und suchte sie mit milden friedlichen Worten zu beruhigen, gab aber sogleich durch einen Boten dem Könige geheime Nachricht. Dieser schickte einen Abgeordneten dahin und ließ ihnen anbieten, daß sie in Königsfrieden zu ihm kommen sollten. Dies taten sie und stellten sich in seinem Palaste. Der König fragte sie, ob es wahr oder falsch wäre, was ihm von ihnen berichtet wäre, ob sie ihm nach dem Leben getrachtet und beschlossen hätten, seine Befehle nicht auszuführen. Dies konnten sie nicht verneinen und bejahten es deshalb ganz offen, ja einer von ihnen sagte ihm: „Wenn meine Genossen mir zugestimmt hätten, so wärest du nicht wieder lebend über den Rhein gekommen.“ Der König nahm das hin und erwiderte nicht ein Wort darauf.

Nach einigen Tagen aber ließ der König die Thüringer wieder rufen und gebot ihnen, ein Teil sollte nach Italien reisen, ein Teil nach Aquitanien, ein Teil nach Neustrien. Alle aber sollten in dem Lande, wohin er sie senden würde, bei den Gebeinen der dort begrabenen Heiligen ihm und seinen Kindern aufs neue den Eid der Treue schwören. Ein solcher Eid bei den Gebeinen der Heiligen ward für besonders heilig gehalten. Das taten die Thüringer, wie es der Kaiser gefordert hatte. Als sie von dort zurückkehrten, wurden sie auf dem Wege angehalten und einige sollen dann geblendet worden sein. Ihre Güter und alle ihre Besitzungen zog der König ein und vereinigte sie mit den seinigen. —

Charakteristische Züge Karls nach dem Mönche von St. Gallen.

Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts lebte ein Mönch im Kloster St. Gallen, der uns viele einzelne Züge von Karl dem Großen erzählt hat. Er hatte sie von andern Männern überkommen, von denen einige noch Zeitgenossen Karls des Großen gewesen waren, und schrieb sie etwa zwischen den Jahren 884—887 nieder. Was er geschrieben hat, betrifft namentlich das Verhältnis Karls zur Geistlichkeit, wie es ja von einem Mönche nicht anders erwartet werden kann; aber er beschreibt uns auch in einzelnen Zügen Karls Eifer für Bildung und Unterricht. — Wenn der gute Mönch in andern Dingen, wie in der Beschreibung des Hofes ein wenig von der Wahrscheinlichkeit abgeirrt sein mag, so muß man bedenken, daß er für Karl eingenommen und zugleich als Mönch in seinem Kloster dem Leben und Treiben der Welt entfremdet war. Auch hat er vielleicht schon von seinen Gewährsmännern die Berichte in einiger Hinsicht gefärbt erhalten. Von diesen charakteristischen Zügen oder Anekdoten des Mönches von St. Gallen teile ich meinen Lesern eine

Auswahl derjenigen mit, die ich für die bezeichnendsten halte, ohne andere Zusätze, so wie sie der Mönch uns überliefert hat.

15. Alcuin.

Karl bemühte sich auf das eifrigste, die Wissenschaften emporzubringen und hatte auch überall guten Erfolg, nur nicht einen solchen, wie er selbst ihn wünschte. Darüber bekümmert rief er einmal aus: „Hätte ich doch nur zwölf so gelehrte Männer, wie Hieronymus und Augustin gewesen sind!“ Alcuin, der sich selbst nicht mit diesen Männern zu vergleichen wagte, wurde darüber ärgerlich, und als niemand in der Gegenwart des gefürchteten Kaisers etwas dagegen zu sagen wagte, sprach er: „Der Schöpfer Himmels und der Erde hat ihresgleichen nicht mehr hervorgebracht, und du willst zwölf haben?“ So erzählt uns der Mönch.

Eine Sage berichtet uns von Alcuin, daß er auf folgende Weise zu Karl gekommen sei. Einstmals landete ein Schiff an der fränkischen Küste und es fanden sich darin vier Männer, die das Aussehen von Kaufleuten hatten. Da gingen die Umwohner hin und fragten, was für Waren sie hätten. Die Angelsachsen antworteten: Weisheit. Einige lachten darüber, andern schien es wunderlich, und zuletzt gelangte die Rede an den König Karl. Dieser ließ sie holen und faßte sogleich große Zuneigung zu Alcuin, behielt ihn bei sich und ließ sich von ihm namentlich in der Mathematik und der Astronomie unterrichten. Alcuin gab dem Kaiser und seinen Söhnen Namen aus dem Altertume. Karl selbst nannte er David, seinen Sohn Ludwig, der nachher Kaiser wurde, Salomon; Angilbert, den Schwiegersohn des Kaisers, nannte er Homer und so gab er noch vielen jener Männer besondere Namen. Auch war Alcuin mit den meisten Männern seiner Zeit, die sich durch Wissenschaft auszeichneten, genau bekannt und stand mit ihnen in Verkehr.

Erst war Alcuin nur wie zu einem Besuche im fränkischen Lande gewesen und kehrte nach einigen Jahren in seine Heimat zurück. Aber Karl konnte ihn nicht mehr entbehren, und als ein Streit in kirchlichen Dingen ausbrach, schickte er ins Land der Angelsachsen und ließ ihn bitten, daß er wieder herüberkommen möchte. Dann beschenkte er ihn mit mehreren Abteien und einer seiner Gegner erzählte, daß mehr als zwanzigtausend Menschen in der Sklaverei Alcuins gewesen wären, nämlich die zu den Abteien gehörten, welche Karl ihm geschenkt hatte. Alcuin aber verteilte die Abteien unter seine Freunde und blieb auch so Karl immer zugetan.

16. Kaiser Karl bei den Schülern.

Als der Kaiser Karl einmal nach längerer Abwesenheit wieder heim kam, ließ er die Jünglinge zu sich kommen, welche er dem Lehrer Klemens übergeben hatte, und befahl, daß sie ihre Hefte und Arbeiten, um sie ihm zu zeigen, mitbringen sollten. Von den Schülern aus mittlerem und niederem Stande wiesen mehrere über alle Erwartung vortreffliche Beweise ihres Fleißes auf, dagegen waren die Arbeiten der Söhne aus vornehmen Familien voll von Unwissenheit. Da schied Karl die Schüler, die fleißigen stellte er zu seiner Rechten und redete sie folgendermaßen an: „Es ist mir erfreulich, meine lieben Jünglinge, daß ihr meinen Befehl nach Kräften auszuführen bemüht seid und dadurch zugleich für euer eigenes Bestes sorgt. Bestrebt euch fernerhin etwas Tüchtiges zu lernen, so werde ich euch Bischofssitze und andere gute Stellen geben, und ihr sollt in meinen Augen immer geehrt sein.“ Alsdann wandte er sich mit zornigem Angesichte zu denen zu seiner Linken und erschütterte zuerst mit einer gewaltigen Rede ihr Gewissen, dann aber wandte er sich zum Spott: „Ihr Söhne vornehmer Männer, ihr geleckte, zarte Herrchen, ihr vertraut auf eure Eltern und eure Verwandte,

ihr vernachlässigt das Studium der Wissenschaften, ihr achtet mein Gebot und eure eigene Ehre gering und jagt dafür euren nichtigen Ergötzungen, euren Spielen und Possen nach." Nachdem er aber diese Worte im Tone des Spottes gesagt hatte, erhob er sein Haupt und seine rechte Hand und donnerte mit gewaltiger Stimme in seinem gewöhnlichen Schwure: „Beim König des Himmels! Ich kümmere mich nicht um eure vornehme Geburt und euren Putz, wenn die andern euch auch bewundern mögen. Wisset das wahrlich und gewiß: wenn ihr nicht euch aus allen Kräften bemüht, eure frühere Nachlässigkeit wieder gut zu machen, so sollt ihr bei Karl niemals etwas Gutes erlangen!"

17. Der junge Bischof.

Aus der Zahl jener fleißigen jungen Leute wählte Karl sich bald darauf einen zum Schreiber und Priester in seiner Kapelle. Als dieser eine Zeitlang bei ihm gewesen war, wurde dem Kaiser eines Tages die Nachricht gebracht, daß einer der Bischöfe gestorben wäre. Der Kaiser fragte den Boten, ob der Verstorbene von dem Seinen auch etwas ausgesetzt hätte für den Gottesdienst und für die Armen, und der Bote antwortete: „Ja Herr, zwei Pfund Silber." Darüber seufzte jener Jüngling und konnte die Gedanken seines Herzens nicht verhehlen, sondern sprach für sich: „Das ist ein kleines Reisegeld für eine so lange Reise." Der Kaiser hörte diese Worte, dachte ein wenig nach und sprach dann zu seinem Schreiber: „Was meinst du, wenn du jene Bischofsstelle erhieltest, würdest du mehr Reisegeld für die lange Reise verwenden?" Der junge Mann verschlang gierig diese Worte, die in seine Ohren fielen wie reife Trauben in den Mund des lechzenden Wanderers; er stürzte zu den Füßen des Kaisers und sprach: „Herr, das steht in Gottes und in deiner Hand." Darauf erwiderte der Kaiser: „Stelle dich hinter den Vorhang, welcher

hinter mir herabhängt und höre, welche Mitbewerber um jene Stelle du hast."

Sobald die Hofleute, die immer auf den Tod oder den Unfall eines andern Menschen lauern, den Tod des Bischofs vernommen hatten, bemühten sie sich, ein jeder durch seine Vertrauten bei dem Kaiser diese Stelle zu erlangen. Aber dieser beharrte bei seinem Entschlusse und sagte ihnen allen, er wolle die Bischofsstelle jenem jungen Manne übertragen. Endlich schickte die Königin Hildegard ihre Vertrauten, ja sie kam selbst, um die Bischofswürde für ihren Geistlichen zu erbitten. Als der Kaiser sie sehr freundlich aufnahm und sagte, daß er ihr nichts versagen könnte, als jenen Geistlichen zum Bischof zu machen, stellte sie sich zornig, wie es die Gewohnheit der Frauen ist, wenn ihr Wille und Wunsch den Entschluß des Gemahls umstoßen soll, und veränderte ihre Stimme und ihre Geberde und suchte dadurch den Kaiser umzustimmen, indem sie sprach: „Mein Herr und Gemahl, warum soll ein Jüngling einen Bischofssitz haben, um ihn zu verderben? Gib ihn doch meinem treuen Diener, jenem erprobten Manne." Da trat der Jüngling, welchen der Kaiser hinter den Vorhang hatte gehen lassen, näher hinzu, umfing den Kaiser, während er noch hinter dem Vorhange war, und brach in die Worte aus: „Mein Herr und Kaiser, bewahre deine Festigkeit, daß dir niemand deine Macht aus den Händen entwinde." Da rief ihn der Kaiser offen hervor und sprach zu ihm: „Du sollst den Bischofssitz haben; aber nimm dich sorgfältig in acht, daß du eine größere Wegzehrung zu jenem Wege zurücklegst, von welchem für mich wie für dich eine Wiederkehr nicht möglich ist."

18. Ernennung und Absetzung eines Bischofs.

Wie Karl mit den Bischöfen verfuhr, wenn sie ihre Pflicht nicht getan zu haben schienen, lehrt uns folgende Geschichte.

Unter dem Gefolge des Kaisers war ein Geistlicher, ein Mensch von niedriger Herkunft und in den Wissenschaften nicht genügend unterrichtet. Da er aber sehr arm war, hatte der Kaiser Mitleid mit ihm, und obwohl alle ihn haßten und ihn zu verdrängen suchten, ließ sich Karl doch niemals überreden ihn zu entlassen. Einmal ereignete es sich, daß dem Kaiser die Nachricht gebracht wurde, es wäre ein Bischof gestorben. Sogleich berief er einen seiner Priester, der sowohl durch seine Geburt und seine Familie, als auch durch seine Wissenschaft sehr angesehen war, und verlieh ihm das Bistum. Der neue Bischof war sehr erfreut, lud viele der Hofleute und viele der angesehenen Leute aus seinem neuen Bistume in seine Wohnung ein und bereitete ihnen ein glänzendes Gastmahl. Aber er selbst übernahm sich so sehr in seinen kostbaren Speisen und betrank sich so, daß er in der folgenden Nacht vor dem St. Martinstage die Frühmesse verschlief. Nach der Lektion sollte nun jener Bischof den Gesang anstimmen und dann die andern das Responsorium singen; aber alles blieb still. Schon wollten einige im Chore anheben zu singen, als der Kaiser sagte: „Nun, so stimme doch einer an!" Da wagte es jener oben besprochene Priester seine Stimme zu erheben. Der Kaiser fürchtete, er würde es nicht zu Ende bringen und befahl den andern, ihm zu helfen. So sang der Priester das Offizium zu Ende. Nach Beendigung der Messe ging Karl in seinen Palast, um sich zu wärmen und seine Kleidung für den Festtag anzulegen. Alsdann ließ er den neuen Sänger zu sich rufen und fragte ihn: „Wer hat dir geheißen in der Kirche zu singen?" Ganz betreten erwiderte der Mann: „Herr, ihr befahlt, es solle einer singen." Der Kaiser antwortete: „Nun ja, es ist gut." Er besann sich eine Weile; wandte sich dann wieder zu dem Manne und sprach in Gegenwart der ersten seines Hofes zu ihm: „Jener hochmütige Mensch, der weder Gott

noch mich, den Kaiser, ehrt und sich auch nicht einmal des Gelages enthalten hat, ist nach Gottes und meinem Beschlusse des Bischofssitzes unwürdig, und nach Gottes und meinem Willen sollst du fortan das ihm gestern übertragene, aber heute wieder genommene Bistum regieren."

19. Wie der Kaiser sich vorlesen ließ.

Wenn Karl sich vorlesen ließ, so geschah das auf folgende Weise. Keiner schrieb einen bestimmten Abschnitt für jeden einzelnen vor, auch durfte keiner sich ein Zeichen machen, sondern alle mußten mit dem, was gelesen werden sollte, sich so vertraut zu machen suchen, daß keiner stockte, auch wenn er unerwartet aufgerufen wurde. Wenn einer in der Versammlung lesen sollte, so zeigte der Kaiser mit dem Finger auf ihn oder streckte seinen Stock gegen ihn aus, oder wenn er ihm gar zu fern saß, ließ er es ihm durch einen aus seiner Nähe sagen. Wenn der Vorleser aufhören sollte, so machte der Kaiser einen Ton aus der Kehle. Darauf achteten alle ganz gespannt, und mochte nun der Satz zu Ende oder erst begonnen sein, mochte das Letzte, was gelesen war, einen Sinn haben oder nicht, auf diesen Ton schwieg der Vorleser still.

Der Mönch, der uns dies erzählt hat, setzt hinzu: „Auf diese Weise brachte es Karl dahin, daß alle Vorleser in seinem Palaste ganz vortrefflich waren, auch wenn sie nichts von dem Gelesenen verstanden."

20. Wie der Gesang zu Karls Zeit beschaffen war.

Es schmerzte Karl tief, daß er bei aller seiner Mühe um die Bildung seiner Geistlichen doch so wenig erreichen konnte, und daß namentlich in ihrem Gesange fast keine Harmonie zu hören war. Obwohl den deutschen Völkerstämmen kein anderes Mittel zur Überlieferung ihrer Geschichte tauglicher erschien, als die Gesänge von den Taten der Helden,

so scheinen doch diese Lieder dem römischen Ohre nicht besonders wohllautend geklungen zu haben. Der Kaiser Julian Apostata, der im vierten Jahrhundert am Rheine gegen die Alemannen kämpfte, verglich den Gesang der Deutschen mit dem Krächzen der Raubvögel. Dem Könige Karl lag auch dies am Herzen, wie alles, was auf die Bildung seines Volkes abzweckte. Wie übel er aber zuerst damit ankam, darüber erzählt uns der Mönch von St. Gallen folgende Geschichte, welche, wenn sie auch nicht ganz so sich zugetragen haben mag, dennoch beweist, mit welchem Hochmut und Stolz wegen ihrer höheren Bildung die Römer damals noch immer auf die Franken und alle andern deutschen Stämme niederblickten.

Karl schickte Boten an den Papst mit der Bitte, daß dieser ihm doch von Rom aus behilflich sein möchte. Der Papst war ganz einverstanden mit den Bemühungen Karls und suchte deshalb unter seinen Geistlichen zwölf aus, die der Musik sehr kundig waren, und schickte sie ins Frankenland. Aber, wie immer die Griechen und Römer neidisch auf die Franken waren, so ging es auch diesen, und sie berieten untereinander, wie sie den Gesang so veränderten, daß niemals Einheit und Harmonie daraus hervorgehen könnte. Als sie zu Karl kamen, wurden sie ehrenvoll aufgenommen und dann einzeln an die hervorragendsten Bischofssitze verteilt, damit sie dort selbst sängen und im Singen Unterricht gäben; aber sie zeigten ihre böse Tücke, indem sie nicht bloß selbst falsch sangen, sondern auch die fränkischen Priester falsch unterrichteten, so daß jeder von ihnen an seinem Orte eine ganz besondere Weise lehrte.

Einmal in dieser Zeit feierte Karl das Weihnachtsfest zu Trier und hörte den Chorgesang der dortigen Priester an. Im folgenden Jahre war er in Tours, und als er nun scharf und genau auf die Weise des Gesanges achtete, fiel es ihm auf, daß diese gänzlich verschieden sei von derjenigen,

die er im Jahre vorher zu Trier gehört hatte. Ebenso erfuhr er nach und nach auch von anderen Orten her, daß die Gesangsweise der römischen Lehrer in jeder Stadt eine andere wäre, und darum ein Chorgesang von Priestern aus verschiedenen Gegenden keine Harmonie, sondern nur Verwirrung darböte. Deshalb berichtete er die Sache an den Papst. Dieser ließ sogleich die zwölf Gesangmeister wieder nach Rom kommen und bestrafte sie mit Verbannung und Gefängnis. Alsdann aber schrieb er an Karl: „Wenn ich dir andere römische Lehrer schicke, so werden sie ebenso wie jene, durch Neid verblendet, die Sache absichtlich falsch anfangen und so deiner spotten. Darum schicke mir zwei von deinen besten und talentvollsten Geistlichen, damit diese hier unter meinen Augen unterrichtet werden. Dann sollst du mit ihnen zufrieden sein." So geschah es. Zwei Männer reisten nach Rom und kehrten nach einiger Zeit wohlgeschult wieder heim. Diese beiden Männer mußten dann andere Geistliche unterrichten, bis allmählich der Stamm einer Sängerschule gewonnen ward.

21. Demütigung eines Bischofs.

Weil wir erzählt haben, wie Karl die demütigen Geistlichen erhöhte, so wollen wir auch eine Geschichte erzählen, wie er die Übermütigen beschämte. Da war ein Bischof voll Eitelkeit und Stolz, der sich in allen Dingen auszeichnen wollte. Das merkte der Kaiser und trug einem Juden auf, er solle diesem Bischof einen Streich spielen. Dieser Jude reiste oft nach dem Morgenlande und brachte aus dem gelobten Lande allerlei Kostbarkeiten mit, die er dann verhandelte; denn damals war aller Handel in den Händen der Juden. Deshalb nahm er eine gewöhnliche Hausmaus, ließ sie einbalsamieren und mit köstlichen Wohlgerüchen anfüllen und dann brachte er sie zu dem Bischof und sagte, daß er

von Judäa ein sehr kostbares, früher noch nie gesehenes Tier mitgebracht habe. Der Bischof war sehr erfreut darüber und bot ihm drei Pfund Silber, wenn er ihm das kostbare Tier überlassen wollte. Aber der Handelsmann sagte: „Nimmermehr will ich eine so kostbare Seltenheit für einen so erbärmlichen Preis verkaufen. Eher werfe ich das herrliche Kleinod ins Meer, als daß ich es dir dafür überlasse.“ Der Bischof war sehr reich und habsüchtig, denn niemals empfingen die Armen etwas von ihm; aber er wollte das kostbare Tier nicht fahren lassen und bot deshalb zehn Pfund Silber. Aber der Jude antwortete: „Möge mich doch der Gott Abrahams behüten, daß ich so meine Mühe und meine Fahrt umsonst dahin geben sollte.“

Der Bischof konnte nicht lassen von der Maus und bot nun zwanzig Pfund Silber; aber der Jude nahm schweigend die Maus, wickelte sie in ein Stück köstlicher Seide und schickte sich an fortzugehen. Der Bischof hielt ihn zurück, ließ einen Eimer bringen und füllte ihn mit Silber, um dafür das Kleinod zu erhalten. Aber er mußte erst noch viel bitten, bis er den Juden überreden konnte, der sich nur zögernd von dem köstlichen Besitztume trennen wollte. Sobald aber dies geschehen war, ging er zum Kaiser, brachte ihm das Silber und erzählte alles, was vorgefallen war.

Einige Zeit hernach berief der Kaiser sämtliche Bischöfe und Hofleute zu einer großen Beratung, und nachdem die wichtigen Geschäfte erledigt waren, ließ er das Silber bringen und mitten in die Versammlung hinstellen. Alsdann sprach er: „Es ist eure Pflicht, ehrwürdige Väter und Bischöfe, mit eurem Gelde den Armen wohlzutun; denn dadurch dient ihr Christus. Statt dessen aber verkehrt ihr alles ins Gegenteil, jagt eitler Prahlerei nach und seid habsüchtiger, als irgend ein anderer Mensch.“ Als die Bischöfe betroffen dasaßen, fügte der Kaiser hinzu: „Es ist einer unter euch, der

diesen Haufen Silber für eine gewöhnliche, aber einbalsamierte und von Spezereien duftende Hausmaus ausgegeben hat." Obwohl der Kaiser keinen Namen nannte, so warf sich doch der gemeinte Bischof ihm zu Füßen und gelobte Besserung und weisere Verwendung seiner Güter. Da verzieh ihm Karl.

Da wir aber einmal von Kaiser Karl und seinem Verhältnisse zu den Geistlichen reden, so wollen wir hier auch angeben, wie sich die Geistlichen zum Kriege verhielten, obwohl es nicht der Mönch von St. Gallen ist, der uns dies erzählt.

22. Der Kriegsdienst der Geistlichen.

Zu der Zeit Karls zogen die Bischöfe und Priester immer mit ins Feld und bestanden alle Kriege mit. Das war vielen nicht lieb, weil sie meinten, das Kriegführen schicke sich nicht gut zum Amte des Priesters, und als Karl einmal einen Reichstag zu Worms hielt, traten einige Weltliche zu ihm und übergaben ihm eine Bittschrift, in welcher sie ihn dringend baten, daß nicht bloß die Bischöfe, sondern auch die übrigen Geistlichen in Zukunft von der Verpflichtung zum Kriegsdienste befreit werden möchten. Sie sagten, daß sie nicht die Absicht hätten, die Bischöfe leichter berauben zu können, wenn diese sich nicht selbst mehr verteidigen dürften, sondern sie wüßten wohl, daß die der Kirche geschenkten Güter ein heiliges und unverletzliches Eigentum derselben bleiben müßten. Indem sie diese Worte sprachen, warfen sie zur Bekräftigung ihrer Versicherung Strohhalme, welche sie in den Händen hielten, zur Erde nieder; denn das sollte bedeuten, daß sie allen Ansprüchen auf die geistlichen Güter entsagten.

Karl bewilligte ihr Gesuch, und es ward das Gesetz gegeben, daß von da an nur wenige Bischöfe, zwei oder höchstens drei, und unter ihrer Aufsicht nur so viele Geist-

liche bei dem Heere sein sollten, als zum Gottesdienste und zum Predigen nötig wären. Ihre Ehre sollte aber dadurch, daß sie keine Kriegsdienste täten, nicht im geringsten leiden, sondern sie sollten um so mehr in Ehren gehalten werden, je treuer sie ihre Amtspflichten erfüllten. Das war aber den Geistlichen gar nicht lieb; denn sie meinten, sie würden durch diese Verfügung zurückgesetzt. Sie wollten ebensowohl jagen und kriegen, wie auch die andern Großen und Herren, und es ward Karl sehr schwer, sein Gesetz in Ausführung zu bringen; als seine starke Hand nicht mehr da war, dasselbe aufrecht zu halten, ging bald alles wieder den alten Gang, und nur die Tracht unterschied oft den Bischof von den andern großen Herren. Schon unter Ludwig dem Frommen ward das Kriegführen der Bischöfe wieder ganz allgemein. Freilich wollten es nicht alle gern, und so entschuldigt sich ein Abt, der einmal einen Kriegszug hatte mitmachen müssen und diesen beschrieben hat, er sei wohl mitgegangen, habe aber keinen Tropfen Blut vergossen. Das dürfen wir ihm wohl glauben; denn seine Gestalt war so beschaffen, daß, als er zum Heere des Königs Pippin kam, dieser und alle seine Begleiter in lautes Gelächter ausbrachen, und daß Pippin ihm sagte: „Geh hin, lieber Bruder, das Schwert paßt nicht für deinen Arm, sondern nur das Buch."

Die nun folgenden Züge können uns einigermaßen ein Bild geben von dem Leben und Treiben der Laien am Hofe, namentlich da uns der Mönch auch einige Züge vom byzantinischen Hofe in Konstantinopel erzählt.

23. Die arabische Gesandtschaft.

Einmal kamen Gesandte der Araber zum Kaiser Karl. Da diesen die Lage des Frankenreiches unbekannt war, hielten

sie es für das Beste, wegen des Ruhmes der alten Stadt Rom nach Italien zu schiffen; denn sie hatten vernommen, daß Karl römischer Kaiser wäre. Aber die Bischöfe der italischen Länder und dann auch die des burgundischen und fränkischen Landes nahmen sie nicht sehr freundlich auf und verwiesen wohl gar die fremden Ankömmlinge aus ihrem Gebiete, so daß ein volles Jahr verfloß, bis die arabischen Gesandten nach ihrer Ausschiffung in Italien Karls Wohnsitz in Aachen erreichten. Karl ließ sie erst einige Zeit ausruhen und dann am Tage vor dem Osterfeste vor sich bringen. Die Herrlichkeit des Kaisers flößte ihnen große Ehrfurcht ein. Der Kaiser gestattete ihnen willig, überall umherzugehen und alles anzuschauen; aber sie verschmähten dies, denn sie wollten am liebsten ihn selbst sehen und sich seiner Gegenwart freuen. Sie stiegen mit ihm auf den Söller seines Palastes und schauten von dort hinab auf das Heer des Kaisers und auf die Menschen, die sich am Palaste des Kaisers drängten. Da klatschten sie vor Freuden in die Hände und sagten, daß sie früher nur Menschen aus gewöhnlichem Erdenstoff gebildet gesehen hätten, jetzt aber einen goldenen erblickten. Dann wandten sie sich zu den einzelnen fränkischen Großen und betrachteten ihre Gewänder, erprobten ihre Waffen; aber immer kehrten sie zu dem Kaiser als dem Herrlichsten zurück. Am folgenden Tage, am Osterfeste, wurden sie von Karl mit den ersten Großen und den Vornehmsten des Frankenreiches zu Tische geladen; aber sie waren so in Staunen befangen, daß sie fast noch hungrig wieder vom Tische aufstanden. So erzählt uns der treuherzige Mönch von St. Gallen; wir dürfen aber wohl glauben, daß die Gesandten des Harun al Raschid, des berühmten Kalifen, an mehr Herrlichkeiten der Kunst gewöhnt waren, als die damals noch so rohen Franken ihnen bieten konnten.

Am folgenden Tage beschloß der niemals ruhende Kaiser,

eine große Jagd auf Auerochsen zu veranstalten und lud auch die Araber dazu ein. Als diese die gewaltigen Tiere erblickten, wollten sie vor Schrecken fliehen. Aber der furchtlose Kaiser zog sein Schwert, ritt auf seinem mutigen Rosse nahe an das eine der schrecklichen Tiere heran und wollte mit einem Streiche den Kopf vom Rumpfe trennen. Allein der Hieb mißlang und der ungeheure Stier wandte sich wütend um, faßte mit der Spitze des Hornes das Gewand des Kaisers und zerriß dies sowie den Stiefel, dann erst ließ er ab, von Steinwürfen und Schlägen geschreckt. Alle Begleiter des Kaisers waren gleich bereit, ihre Gewänder ebenso zu zerreißen; aber der Kaiser verbot es und sprach: „In diesem Aufzuge will ich zur Kaiserin gehen.“ Ein fränkischer Mann aber, namens Isambard, verfolgte das Tier, und da er nicht wagte ihm sehr nahe zu kommen, schwang er seinen Wurfspieß, warf und traf das Tier zwischen Schulterblatt und Kehle, daß es zusammenstürzte und vor den Augen des Kaisers zuckend verendete. Der Kaiser tat, als ob er es nicht bemerkte, und kehrte nach Hause zurück.

Als der Kaiser in seinem Palaste ankam, ließ er die Kaiserin rufen, zeigte ihr seine zerrissenen Kleider und fragte: „Was hat der verdient, der mich aus solcher Gefahr gerettet hat?“ Sie antwortete: „Wahrlich alles Gute,“ und da erst erzählte ihr der Kaiser alles, wie es sich zugetragen hatte; er ließ die gewaltigen gewundenen Hörner des Tieres herzubringen, daß die Kaiserin erschreckt und zu Tränen gerührt wurde. Als sie nun auch vernommen hatte, daß der früher von ihr bitter gehaßte und aller seiner Ehren beraubte Isambard den Kaiser an dem gefährlichen Gegner gerächt hätte, warf sie sich dem Kaiser zu Füßen und erbat ihrem Feinde alles zurück, was früher sein gewesen war, und sie selbst vermehrte es nachher noch durch reiche Geschenke.

Die Araber brachten dem Kaiser einen Elefanten, der

Abulabaz hieß und im fränkischen Reiche viel angestaunt wurde. Außerdem verschiedene Affen, ferner köstliche Salben und Gewürze und allerlei Heilmittel, die nur der Osten hervorbringt. Ferner brachten sie ein Zelt mit den Schnüren, die dazu gehörten, alles von feiner Leinwand und verschiedenartig gefärbt, außerdem viele seidene Gewänder, zwei messingene Leuchter von wunderbarer Größe. Den innern Raum des Zeltes verschloß ein Vorhang, der zwischen hohen Säulen hing; dabei soll die Spitze des Zeltes so hoch gewesen sein, daß man einen Pfeil kaum darüber schießen konnte. Innerhalb des Zeltes waren so viele Gemächer, daß man es für einen ordentlichen Palast hätte halten können.

Das wunderbarste für die Franken aber war eine messingene Uhr, in welcher der Ablauf der Stunden durch eine Wasseruhr bezeichnet wurde. Wenn eine Stunde abgelaufen war, so fielen ebenso viele kleine Kugeln, als die Zahl der Stunde verlangte, hinab auf eine Glocke und mahnten den Hörer durch den Klang an die Zahl der verflossenen Stunden. Auf den Schall traten ebenso viele Reiter aus offenen Fenstern heraus und schlossen sie durch ihr Hinaustreten. Dies Werk war damals ein großes Wunder und wurde von allen sehr angestaunt und gepriesen. Aber auch ohne ihre Gaben hätten Karl und Harun gute Freundschaft gehalten; denn sie hatten dazu verschiedene Ursachen. Ihre Reiche selbst stießen nicht aneinander, und darum hatten sie zur Feindschaft keine Ursache; aber sie hatten zum Teil dieselben Feinde; denn die Mauren in Spanien, mit denen Karl immer zu tun hatte, waren in den Augen Haruns Rebellen, weil sie von seinem Kalifat, d. i. seinem Reiche abgefallen waren und ein eigenes gegründet hatten, dessen Sitz Cordova war. Zu gleicher Zeit war Harun immer mit dem oströmischen Kaiser in Krieg, und wenn Karl auch nicht Krieg mit diesem führte, so war er darum doch nicht sein Freund, sondern beide benutzten jede Gelegenheit,

wo sie sich Schaden zufügen konnten. Am meisten aber verband die beiden mächtigsten Fürsten jener Zeit der Ruhm ihres Namens; denn Karl im Westen und Harun im Osten galten für die Herren der Welt.

24. Der Hof des byzantinischen Kaisers.

So viel auch der Kaiser Karl mit seinen Kriegen überallhin beschäftigt war, so versäumte er doch nicht, auch mit den weitentlegensten Fürsten und Königen in stetem Verkehre zu bleiben, und schickte oft Boten und Gesandte dahin. Als er einmal mitten im Sachsenlande war, sandte er von dort einen Botschafter nach Konstantinopel zum oströmischen Kaiser. Dieser erkundigte sich nach dem Reiche seines Sohnes Karl, wie er ihn nannte, ob es ruhig in seinem Reiche wäre, und ob ihm auch die benachbarten Völker viel zu schaffen machten. Einer von den Gesandten antwortete, daß alles ruhig wäre, aber daß ein Volksstamm, die Sachsen, die Grenzen des fränkischen Gebiets oft verheerend heimsuchte. Da erwiderte der Kaiser, der stets ruhig und müßig in Konstantinopel lebte und vom Kriege nichts verstand: „Warum müht sich denn mein lieber Sohn gegen eine Handvoll Menschen ab, deren Namen man kaum kennt? Du selbst sollst das Volk haben mit allem, was dazu gehört, denn ich schenke es dir.“ Als der Bote dies bei seiner Rückkehr dem kriegerischen Karl erzählte, lachte dieser und sprach: „Er hätte besser für dich gesorgt, wenn er dir irgend ein Kleidungsstück für die Reise geschenkt hätte.“

Von dem Aufenthalte dieses Gesandten in Konstantinopel erzählt uns der Mönch noch einige andere Züge. Er kam im Herbste mit einigen Hofleuten des Kaisers in eine Stadt, in welcher sie der Wohnungen wegen getrennt und hierhin und dahin verteilt wurden. Der fränkische Gesandte kam zu einem Bischofe, welcher ihm beständig mit Fasten und Beten anlag

und ihn durch diese langandauernde Behandlung ganz entkräftete. Als der Frühling herankam, stellte er ihn dem Kaiser vor, der dorthin kam. Der Kaiser fragte den fränkischen Gesandten, wie ihm der Bischof gefiele. Der Franke seufzte aus tiefer Brust und sprach: „Es ist ein sehr heiliger Mann, euer Bischof, soweit es ohne Gott möglich ist." Befremdet fragte der Kaiser: „Wie ist das möglich, wie kann jemand heilig sein ohne Gott?" Der Franke erwiderte: „Es steht geschrieben: Gott ist die Liebe; aber von Liebe oder nur von Rücksichten auf die Bequemlichkeit seiner Mitmenschen ist der Bischof gänzlich frei." Dann erzählte der fränkische Gesandte, wie der Bischof es mit ihm gemacht hätte.

Darauf lud ihn der Kaiser zum Gastmahl ein und ließ ihm einen Platz unter den Ersten des Hofes anweisen. Es galt aber am kaiserlichen Hofe ein Gesetz der Etikette, daß niemand am Tische, ob Grieche oder Fremder, irgend einen Braten oder sonst eine Speise auf die Seite drehen durfte, sondern man durfte nur so davon oben abessen, wie es gerade aufgetragen war*). Es ward nun auch ein Flußfisch hereingebracht, der allein auf einer Schüssel lag. Der Franke kannte dies Gesetz der Hofetikette nicht und drehte den Fisch auf die andere Seite, da erhoben sich plötzlich mehrere der kaiserlichen Hofleute und sprachen zum Kaiser: „Herr, er verunehrt euch, ihr seid beleidigt, wie noch niemals eure Vorfahren." Seufzend sprach darauf der Kaiser zu dem Franken: „Ich kann es nicht hindern, daß man dich dem Tode über-

*) So lächerlich dies Gesetz der Etikette klingen mag, so ist doch die Frage aufzuwerfen, ob nicht an jetzigen Höfen Vorschriften bestehen, die wenn auch nicht so lebensgefährlich, doch mindestens ebenso lächerlich sind. Freilich war der Hof von Konstantinopel in der Erfindung solcher Dinge unübertrefflich; aber in größerem oder geringerem Grade finden sich überall Gebräuche, die dem daran Gewöhnten vielleicht ehrwürdig, dem Fremden lächerlich sind.

gibt; denn so will es unser Gesetz. Fordere dir etwas anderes, als dein Leben, und ich will es gewähren, was du auch bitten mögest." Der Franke besann sich eine Weile und brach dann, während alle aufmerksam zuhörten, in die Worte aus: „Ich beschwöre euch bei eurer kaiserlichen Würde, daß ihr mir eurer Zusage gemäß eine ganz kleine Bitte erfüllen wollt." Der Kaiser wiederholte seinen Schwur und sprach: „Fordere was du willst und es soll dir gewährt werden, nur nicht dein Leben, welches du nach dem Gesetze meines Hofes verwirkt hast." Der Franke sprach nun: „Da ich am Rande des Grabes stehe, so ist meine letzte Bitte die, daß wer gesehen hat, daß ich den Fisch umdrehte, sofort hier geblendet werde." Der Kaiser ganz bestürzt über eine solche Bedingung, schwur ihm bei Christus, daß er selbst es nicht gesehen hätte, sondern nur der Erzählung der andern Glauben schenkte. Dann schwur auch die Kaiserin bei der Jungfrau Maria, daß sie es selbst nicht erblickt, sondern nur von den andern vernommen habe. Darauf erhoben sich nacheinander die Hofleute, nach der Ordnung ihres Ranges, und der eine schwur bei dem Pförtner des Himmels, die andern bei den Aposteln, die übrigen bei den Vollkommenheiten der Engel und der Schar der Heiligen mit schweren Eiden, daß sie es nicht gesehen hätten. Auf diese Weise wurde der kluge Franke gerettet und kehrte von dem eiteln Hofe der Griechen gesund und wohlbehalten ins Frankenland wieder heim.

Einige Jahre hernach schickte der Kaiser Karl den Hatto, einen an Leib und Geist gleich ausgezeichneten Bischof, und einen Herzog als Gesandte zum oströmischen Kaiser. Sie wurden lange Zeit hindurch mit allerhand Nichtigkeiten hingehalten, bis sie vor den Kaiser gelangten, und dann nicht sehr würdig behandelt, indem man sie trennte und ihnen verschiedene Wohnungen anwies. Endlich, nachdem sie viel Geld ausgegeben hatten, wurden sie entlassen und kehrten zu Schiff

wieder ins Frankenland heim. Nicht lange hernach war derselbe oströmische Kaiser genötigt, seinerseits Gesandte an Karl zu schicken. Zufällig waren gerade damals wieder der Herzog und der Bischof beim Kaiser. Als die bevorstehende Ankunft der Gesandten gemeldet ward, gaben sie dem Kaiser den Rat, er sollte sie über das Gebirge und unwegsame Gegenden kreuz und quer umherführen und erst dann, wenn ein großer Teil ihrer Habe und ihres Gutes auf diese Weise verzehrt wäre, sie vor sich kommen lassen. So geschah es.

Als die griechischen Gesandten nach langen Irrfahrten beim Hofe anlangten, ließ der Bischof den Stallmeister Karls auf einem hohen Stuhle sich unter seinen Leuten niedersetzen, so daß jedermann glauben mußte, es wäre der Kaiser. Sobald die hereingeführten griechischen Gesandten den Stallmeister erblickten, warfen sie sich nach der knechtischen Sitte des byzantinischen Hofes sogleich zur Erde. Aber die Diener hoben sie auf und baten sie, weiter zu gehen; denn es wäre der Stallmeister und nicht der Kaiser. In einem der nächstfolgenden Zimmer sahen sie den Pfalzgrafen mitten unter vornehmen Hofleuten stehen und ihnen zureden. Alsbald warfen sie sich auch da nieder zur Erde; aber wiederum hob man sie auf und sagte ihnen, daß es der Kaiser noch nicht wäre und sie noch weiter gehen müßten. Sie fanden dann den Truchseß, umgeben von seinen Dienern, und auch vor diesem warfen sie sich nieder. Auch da zurückgewiesen fanden sie die Kämmerlinge des Kaisers und der oberste derselben ragte so hervor, daß es ihnen nicht zweifelhaft schien, der müßte der Kaiser sein. Aber auch dieser nahm ihre Huldigung nicht an, jedoch versprach er ihnen, wenn es möglich wäre, sie sofort vor den Kaiser zu bringen. Er meldete sie bei dem Kaiser an, und alsbald sandte dieser einige Hofleute, welche die fremden Gesandten ehrenvoll zu ihm führten. Karl stand da in vollem kaiserlichen Ornate neben einem Fenster

und lehnte sich auf den Bischof Hatto von Basel, denselben, der früher als Gesandter in Konstantinopel gewesen war. Um ihn herum standen seine drei Söhne, die damals schon Mitregenten des Reiches waren (im Jahre 811), und seine Töchter, die sich durch Schönheit und glänzenden Schmuck auszeichneten; dann kam eine Reihe der vorzüglichsten Bischöfe und Äbte, auf diese folgten die vornehmsten Franken. Die griechischen Gesandten standen bestürzt, sie hatten fast die Besinnung und die Sprache verloren und warfen sich stumm zur Erde nieder. Der Kaiser hob sie gütig auf und versuchte ihnen mit tröstlichen Reden Mut einzusprechen. Als sie endlich wieder freien Atem schöpften und nun erst den einst von ihnen so gehaßten und so schmählich behandelten Bischof Hatto erblickten, warfen sie sich aufs neue erschrocken zu Boden und wurden nicht eher beruhigt, als bis ihnen der Kaiser beim Gott des Himmels schwur, daß niemand ihnen ein Leid zufügen sollte. Da erst traten sie freier auf und sagten dem Kaiser ihren Auftrag. Bald darauf wurden sie wieder in ihre Heimat entlassen; aber sie hatten keine Lust, zum zweiten Male ins Frankenland zu gehen.

25. Stolz zweier fränkischer Jünglinge.

Beim Heere des Kaisers waren einmal zwei Jünglinge, die sich in jedem Kampfe auszeichneten. Als der Kaiser selbst sie einmal so erblickte, fragte er sie nach ihren Namen und ihrer Heimat. Am folgenden Morgen ließ er sie zu sich in sein Zelt rufen und sprach: „Meine lieben Jünglinge, ich will, daß ihr mir allein und keinem andern dienen sollt.“ Sie antworteten, daß sie eben deshalb hergekommen und ihm immer treu sein würden; aber der Kaiser fügte hinzu: „Ihr sollt meine Kämmerlinge und Leibwächter sein.“ Sie verhehlten ihren Unwillen und sagten, daß sie es gern tun würden; aber als der Kaiser sich kaum erst zur Ruhe gelegt hatte,

gingen sie hinaus zum Lager der Feinde, machten dort Lärm und sühnten mit ihrem Blute und dem der Feinde die Schmach, daß der Kaiser sie als freie Franken zu seinen eigenen Leuten hatte machen wollen. Sie waren dem Kaiser als dem obersten Heerführer der Franken treu und zum Gehorsam bereit gewesen; aber ihm andere Dienste zu erweisen, das schien ihnen unvereinbar mit der Würde eines freien Mannes.

26. Wie Karl Gold und Eisen gegeneinander schätzt.

Einige Könige der Nordmannen brachten dem Kaiser Karl als Zeichen ihrer Ergebenheit Gold und Silber und wollten ihm zugleich zum Zeugnis ihrer Unterwürfigkeit ihre Schwerter übergeben. Da befahl der König seinen Leuten, sie sollten das Geld auf den Boden des Saales werfen, und keiner solle es anders als mit Verachtung ansehen, vielmehr wie auf gewöhnlichen Schmutz darauf treten; die Schwerter dagegen solle man ihm auf seinem Throne hinreichen, damit er sie erproben könnte. Die nordmannischen Gesandten fürchteten, daß sich ein Argwohn gegen sie erheben möchte, wenn sie zögerten, dem Könige auf seinem Throne ihre Schwerter hinzureichen, und boten sie ihm also dar. Der König nahm ein Schwert und faßte es beim Griff und suchte dann auch die Spitze so weit zurückzubiegen, daß Griff und Spitze sich berührten; aber das Schwert zerbrach ihm in seinen Händen. Da trat einer seiner Krieger vor, zog sein Schwert und bot es dem Könige dar, indem er sprach: „Herr, ich hoffe, du wirst mein Schwert nach deinem Wunsche zugleich als ein biegsames und ein starkes erproben.“ Der König nahm das Schwert und bog es wie eine Weide, daß beide Enden sich berührten, und ließ es dann langsam in seine frühere Lage zurückkehren. Da schauten die Gesandten stumm einander an und sprachen verwundert: „Möchte doch auch unseren Königen das Gold so gemein und das Eisen so kostbar erscheinen!“

27. Karls Vorhersagung von den Nordmannen.

Einmal ereignete es sich, daß Karl unerwartet in eine Hafenstadt im südlichen Frankreich kam. Als er nahe am Hafen sein Mahl verzehrte, kamen die Nordmannen auf dem Meere bis in die Nähe der Stadt und schickten einige Schiffe aus, um zu kundschaften, wie es am Lande aussähe. Auch Karl erblickte mit seinen Begleitern vom Fenster aus die Schiffe und fragte, was für welche es wären; denn sie waren noch nicht so nahe, daß man sie genau erkennen konnte. Da sagten einige, es wären Schiffe von jüdischen Handelsleuten, andere meinten, es wären Afrikaner, noch andere hielten sie für britische; aber Karl merkte genau auf die Bauart und die leichte Beweglichkeit der Schiffe und erkannte daran bald, daß es Seeräuber sein müßten. Darum sprach er: „Diese Schiffe tragen keine Waren, sondern sie sind mit den grimmigsten Feinden angefüllt.“ Als sein Gefolge diese Worte vernahm, stürzte der eine noch schneller als der andere hinunter an den Strand, um die daliegenden Fahrzeuge zu besteigen und gegen die Nordmannen hinauszufahren. Aber es war vergebens; denn unterdessen hatten diese gehört, wer in dem Hafen war, und hatten gar kein Verlangen mit solchen Gegnern einen Kampf zu wagen. Sie waren in kurzer Frist nicht bloß aus dem Bereiche der Waffen, sondern auch aus dem der Augen entschwunden. Darum setzten sich die Franken wieder zu Tische; aber der Kaiser erhob sich bald wieder, stellte sich an das Fenster nach Osten und ließ seinen Tränen freien Lauf. Sein Gefolge drängte sich um ihn und verlangte zu wissen, was ihn so tief betrübte; endlich gab er ihrem Andringen nach und sprach: „Ihr wollt wissen, meine Freunde, weshalb ich meine Tränen nicht zurückhalten kann? Ich fürchte meinetwegen nicht, daß jene Flüchtigen mir jemals einen Schaden zufügen können; aber wenn sie schon bei meinen Lebzeiten es wagen, unser Gestade

auch nur zu berühren, so muß ich wohl klagen; denn ich sehe voraus, daß meinen und euren Nachkommen von jenen schnellen Räubern bitteres Leid geschehen wird."

Von dem Tage an ließ Karl an allen Küsten seines Reiches Schiffe bauen und ließ in allen Häfen Wachen ausstellen, daß man die Ankunft der Feinde früh genug wahrnehmen konnte. Er stellte auch die Leuchttürme wieder her, und noch zwei Jahre vor seinem Tode besichtigte er selbst die Flotte an der Mündung der Schelde.

28. Die Jagd des Königs Karl.

Als König Karl in Italien verweilte, sprach er eines Tages zu seinen Hofleuten: „Damit uns nicht die lange Ruhe träge und untätig macht, so wollen wir auf die Jagd gehen, bis wir einige Tiere erlegen. Wir wollen aber alle in derselben Kleidung bleiben, in welcher wir auch jetzt sind." Es war aber ein kalter, regnerischer Tag. Der König selbst war mit einem warmen Pelz von geringem Werte bekleidet, die Hofleute aber trugen tyrischen Purpur, reich mit Pfauenfedern besetzte Gewänder und kostbare Felle; denn es war Feiertag, und unlängst vorher hatten venetische Schiffer alle diese Herrlichkeiten aus dem Morgenlande hergebracht. Als sie nun über Berg und Tal, durch Schluchten und Wälder umherstreiften, zerrissen die Zweige und die Dornen die schönen Gewänder, und der Regen und das Blut der erlegten Tiere beschmutzten sie. Da sprach der König listiger Weise: „Keiner von euch lege sein Gewand ab, bis wir wieder heimkommen, da wir uns in unserem Hause besser trocknen können." Als er das gesagt hatte, dachte sein Gefolge mehr daran, für den eigenen Leib Sorge zu tragen, als für die kostbare Kleidung, und sie sehnten sich nach einem warmen Herde, um sich zu trocknen und zu erwärmen. Sie kehrten zurück und blieben im Dienste des Königs bis tief in die

Nacht, alsdann erst durften sie in ihre Wohnungen heimkehren.

Als sie die dünnen und feinen Gewänder ausziehen wollten, konnte dies nur stückweise geschehen; denn das Zeug zerriß, wie eine dürre Rute zerbricht. Darüber seufzten und wehklagten die vornehmen Herren, daß sie so viel Geld an einem einzigen Tage verloren hätten. König Karl hatte ihnen aber die Weisung gegeben, daß sie sich ihm am folgenden Tage in denselben Gewändern wieder vorstellen sollten. Als dies nun geschah und es den Anschein hatte, als wären sie alle mit häßlichen Lumpen bekleidet, ließ sich der König ein Stück dieser lumpenartigen Kleidung geben, hob es in die Höhe und sprach: „Ihr Toren, welche Bekleidung ist nun nützlicher und dauerhafter, mein Pelz, der aus einem Stücke gemacht ist, oder eure bunten Lappen, für die ihr so viel Gold bezahlt habt?“ Beschämt schlugen sie die Augen zu Boden und wagten nicht, den zürnenden König anzusehen.

Da wir von der Kleidung damaliger Zeit reden, so wollen wir noch eine andere Erzählung aus Karls Zeit über die Kleidung hinzufügen, obwohl sie uns nicht der Mönch von St. Gallen erzählt.

29. Die friesischen Mäntel.

Zur Zeit des Kaisers Karl bedienten sich die Franken langer Mäntel, welche in Friesland gewebt wurden. Diese Mäntel wurden über die Schultern umgelegt und hingen dann vorn und hinten tief nieder. Sie waren gemeiniglich von grauer Farbe, doppelt und zum Schutze gegen die Witterung wohl geeignet. Die Friesen hingegen trugen nach der alten Sitte kleinere Mäntel. Aber als sie einmal unter den Franken mit gestreiften Mänteln erschienen, ergötzten die Franken sich daran, ließen ihre Sitte fahren und fingen an, die der Friesen

nachzuahmen. Der Kaiser Karl billigte das nicht, aber er ließ sie gewähren; denn er glaubte selbst, daß die Sitte der Friesen im Kriege zweckmäßiger sei. Doch als er bemerkte, daß die Friesen diese Erlaubnis mißbrauchten und die kurzen Mäntelchen den Franken eben so teuer verkauften, wie vordem die langen, ward er ungehalten und gebot den Franken, daß sie für den gewöhnlichen Preis nur lange und breite Mäntel nach der alten Weise von den Friesen kaufen sollten. „Denn," sprach er, „was sollen uns die Lappen helfen? Auf dem Nachtlager reichen sie nicht aus zur Bedeckung, beim Reiten schützen sie nicht gegen Regen und Wind, sondern die Glieder erstarren dabei." Da verkauften die Friesen den Franken wieder die Mäntel nach der alten Weise.

Unter den Zeitgenossen Karls hat uns die genauesten Berichte von ihm sein treuer Geheimschreiber Eginhard oder Einhard hinterlassen, der sowohl Jahrbücher der Taten Karls, als auch eine besondere Lebensbeschreibung von ihm verfaßt hat. Hauptsächlich nach diesen Berichten Eginhards wollen wir die nachfolgenden Geschichten erzählen.

30. Die Krönung Karls zum römischen Kaiser.

Als einstmals der Papst Leo III. in feierlicher Prozession auf einem Rosse sitzend zur Kirche des heiligen Laurentius zog, ward er von einer Partei der Römer überfallen, die ihm viele Verbrechen schuld gab und, um ihn zu bestrafen, sich nahe bei der Kirche in den Hinterhalt gelegt hatte. Der Papst ward vom Pferde geworfen und mißhandelt, und es gelang ihm nur mit genauer Not zu entkommen. Er ward in ein Kloster gebracht, um da von den empfangenen Wunden geheilt zu werden; aber seine Freunde nahmen sich da seiner an und ließen ihn bei Nacht an der Mauer hinab, so daß er entfliehen konnte. Als dem Könige Karl die Nachricht

von diesem Ereignis gebracht ward, gab er Befehl, daß man den Papst zu ihm geleiten sollte. Aber er unterließ darum nicht den Zug, den er gegen die Sachsen unternehmen wollte, sondern setzte über den Rhein und zog längs der Lippe bis zu ihrer Quelle und schlug dann bei Paderbrunn ein Lager auf. Dahin sollte auch Leo zu ihm geführt werden.

Dieser erschien und ward von dem Könige ehrenvoll aufgenommen. Nachdem Leo dem Könige alles erzählt hatte, weshalb er gekommen wäre, und wie es in Rom aussähe, versprach ihm der König, daß er ihn wieder einsetzen lassen wollte und sandte auch wirklich einige Tage nachher ein Heer, mit welchem der Papst wieder heimzog und in Rom wieder aufgenommen wurde.

Im folgenden Jahre beschloß dann Karl, selbst nach Rom zu ziehen. Er bereiste erst die westlichen Küsten des Frankenreiches, um selbst nachzusehen, ob die Häfen seines Landes hinreichenden Schutz gegen die räuberischen Nordmannen böten, welche mehr und mehr sich furchtbar machten Alsdann hielt er noch eine Reichsversammlung bei Mainz, und nachdem alles sich in guter Ordnung gezeigt hatte, brach er auf nach Italien. In Ancona übergab er die Oberanführung seines Heeres seinem Sohne Pippin und zog mit einer großen Begleitung über den Apennin nach Rom, wo er am 24. Novbr. des Jahres 800 anlangte. Am Tage vor seiner Ankunft war Leo ihm bis Nomentum (Nomento) entgegengegangen und hatte ihn freudig und mit allen Ehren begrüßt; am Nachmittage war Leo aber wieder heimgekehrt, um am nächsten Tage den König in Rom selbst bewillkommnen zu können. Am folgenden Tage ging der Senat von Rom, das Volk und die Geistlichkeit, ferner alle Zöglinge der Schulen deutscher Volksstämme in Rom dem Könige in feierlichem Zuge entgegen und führten ihn unter Absingung von Jubelliedern in die Stadt.

Als der König einzog, stand der Papst mit den Bischöfen und der höheren Geistlichkeit auf den Stufen, welche zur Kirche des heiligen Petrus führten. Während Karl vom Pferde stieg, sprach der Papst ein Dankgebet und führte ihn dann unter dem feierlichen Gesange aller in die Kirche des Apostels.

Auf den siebenten Tag nachher berief der König eine Volksversammlung und eröffnete dieser, weshalb er gekommen wäre, daß er nämlich als oberster Richter zu Gericht sitzen wollte über die Anschuldigungen, welche gegen den Papst erhoben würden. Aber vor dem Könige wagte kein Ankläger aufzutreten, und als deshalb Karl den Papst freisprach, da kein Ankläger sich fand, stieg Leo III. noch auf die Kanzel mit einem Evangelienbuche in der Hand, rief die heilige Dreieinigkeit an und suchte sich durch einen Eid von den Verbrechen zu reinigen, die ihm zur Last gelegt wurden.

Unterdessen ward die Freundschaft zwischen Karl und dem Papste immer enger, und Karl tat dem Papste manches zu Liebe, was er sonst nicht zu tun pflegte. Auf die Bitte des Papstes Leo legte er seine fränkische Tracht, die er sonst immer zu tragen gewohnt war, in Rom ab und umgab sich dafür mit der Tracht eines römischen Patrizius. Also gekleidet begab er sich am Weihnachtsfeste des Jahres 800 in die Kirche und nahm seinen Platz dem Altare gegenüber ein. Nachdem er dort sein Gebet verrichtet hatte, trat der Papst Leo III. mit einer Krone hervor, setzte sie dem Könige auf und rief dabei mit lauter Stimme: „Dem erhabenen Karl, dem von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiser der Römer sei Ehre und Sieg!“ Alsdann hielt der Papst nach der alten Sitte die eine Hand an die Lippen, als ob er dem Kaiser einen Kuß zuwerfen wollte, und berührte mit der andern ehrerbietig sein Gewand. Alles Volk, das da versammelt war, wiederholte mit lautem Jubel dreimal die Worte des Papstes.

Als Karl wieder in sein Haus zurückgekehrt war, äußerte er, daß die kaiserliche Würde zu erhaben wäre, und daß er sie auch nicht angenommen haben und trotz des großen Festtages lieber nicht in die Kirche gegangen sein würde, wenn er gewußt hätte, was Leo dort beabsichtigte. So erzählt uns Eginhard; andere aber setzen folgendes hinzu. Am selben Tage gleich nach beendigtem Gottesdienste gab der Kaiser kostbare Geschenke an die Peterskirche in Rom und an das darin befindliche Grab des Apostels. Er schenkte eine goldene mit großen Edelsteinen besetzte Krone, mehr als fünfzig Pfund schwer, die über dem Altare aufgehängt wurde; ferner eine goldene ebenfalls mit großen Edelsteinen besetzte Schüssel, die dreißig Pfund wog; dann einen goldenen mit Edelsteinen besetzten Kelch von acht Pfund Gewicht und noch einen von sechsunddreißig Pfund und einen dritten von siebenunddreißig Pfund Gewicht. Ferner schenkte er einen silbernen Tisch von fünfundfünfzig Pfund Gewicht mit allen Gerätschaften, die dazu gehörten; dann ein Kreuz mit Hyacinthen besetzt, das der Papst bei Prozessionen vor sich her tragen lassen sollte, ein Evangelienbuch, das reich mit goldenen Verzierungen und Edelsteinen besetzt war, und noch viele andere Dinge.

Einige Tage hernach ließ Karl diejenigen, welche im vorhergehenden Jahre den Papst überfallen und zur Flucht gezwungen hatten, vor sich laden und verurteilte sie alle zum Tode. Aber der Papst bat für sie, und darum ließ Karl sie weder töten noch verstümmeln, verwies sie aber für immer aus dem Lande. Dann übergab er die Regierung von Italien seinem Sohne Pippin und verließ Rom, das er niemals wiedersah.

Wir müssen noch die Frage beantworten, weshalb denn Karl sich zum Kaiser krönen ließ, ob er dies etwa nur um des leeren Titels willen getan habe. Die Geschichte der vor-

hergegangenen Zeit gibt uns Aufschluß darüber. Als die deutschen Stämme sich in den südlichen Ländern Europas niederließen, sahen ihre Könige sich und ihr Volk nur dadurch als berechtigte Besitzer des neuen Landes an, daß die römischen Kaiser ihnen den Besitz des neuen Landes bestätigten. Selbst der gewaltige Ostgotenkönig Theoderich hatte das Reich Italien, das er selbst sich erwerben wollte, vom Kaiser Zeno in Ostrom sich zum Geschenk erbeten, und dieser hatte es ihm gewährt. So blieb auch noch nachher im sechsten und siebenten und achten Jahrhundert die Meinung bei den Völkern, daß dem römischen Kaiser die Oberherrlichkeit über die andern Völker zukomme. Die Kaiser selbst aber suchteu ihre hohe Würde dadurch aufrecht zu erhalten, daß sie den Königen der deutschen Stämme das Patriziat verliehen und sie dadurch gewissermaßen zu ihren Statthaltern machten; denn so vornehm auch die Würde eines Patrizius war, so wurde sie doch den Untergebenen des Kaisers ebensowohl verliehen, als fremden Königen. Karl der Große selbst zeigt uns deutlich, daß er als fränkischer König sich um eine Stufe tiefer stehend betrachtete, als der Kaiser; denn vor seiner Krönung im Jahre 800 redete er in seinen Gesandtschaften den römischen Kaiser in Konstantinopel mit dem Worte Vater an. Indem Karl sich aber zum Kaiser krönen ließ, ward dies Verhältnis aufgehoben, und von da an achtete er sich dem Kaiser in Konstantinopel gleich und redete ihn mit dem Worte Bruder an. Dadurch erreichte er, daß die Völker in seinen Reichen keinen Höheren auf Erden denken konnten als ihn; er erreichte ferner dadurch, daß er von sich sagen konnte, es liege ihm als dem Nachfolger der weströmischen Kaiser ob, das alte römische Reich in seiner ganzen Ausdehnung und Macht wiederherzustellen. Um dessentwillen nahm auch der Hof in Konstantinopel die Nachricht von Karls Kaiserkrönung äußerst unwillig auf.

Diese wichtige Bedeutung hatte der Kaisertitel, und darum dürfen wir nicht sagen, daß es ein leerer Name war; denn dies wurde er nur dadurch, daß Karls Nachfolger Ludwig das Werk seines Vaters nicht im gleichen Sinne fortzuführen verstand. Karl wollte sich und seinem Hause durch diesen Namen den Anspruch auf die Weltherrschaft erwerben. Er wollte herrschen, wie alle Eroberer, und jemehr er hatte, destomehr wollte er haben.

31. Der dänische Einfall in Friesland (810). Karl der Große und die Friesen.

Als es dem Frankenkönige Karl gelang, seine Herrschaft und das Christentum immer weiter auszubreiten, vernahmen die Dänen diese Kunde mit dem äußersten Zorn, und der Dänenkönig Gotrich wollte die Friesen und Sachsen wieder dem fränkischen Reiche entreißen. Er sammelte eine große Flotte und schiffte damit nach dem Lande der Friesen. Er verheerte die Inseln, welche längs der Küste liegen, und schiffte dann seine Mannschaft auf das feste Land aus. Auch da schlug er die Friesen dreimal und vermaß sich dann, daß er nun geraden Weges auf Aachen losziehen wollte, um den Kaiser in seiner eigenen Stadt gefangen zu nehmen. Doch Karl hatte auf die Nachricht von diesem Einfalle sogleich ein Heer ausgerüstet und war damit nach Norden aufgebrochen. Als er an die Aller bei Verden kam, vernahm er, daß Gotrich schon sein Ende gefunden hatte, nicht durch Feindeshand, sondern durch die seiner eigenen Leute, welche ihn ermordet hatten. Der Kaiser jauchzte vor Freude, als er diese Nachricht vernahm und sagte, daß ihm nicht leicht etwas Lieberes hätte widerfahren können, als dieser Tod seines grimmigsten Feindes.

Gotrich hatte die Friesen hart gedrückt. Nach seinem Siege hatte er ihnen einen schweren Tribut aufgelegt, und

diesen mußten sie auf folgende Weise bezahlen. Er erbaute ein hölzernes Haus von zweihundertvierzig Fuß Länge und teilte es durch Wände in zwölf Räume ab, deren jeder sich zwanzig Fuß weit ausdehnte. In dem äußersten Gemach der einen Seite saß der königliche Schatzmeister, an dem entgegengesetzten Ende war im letzten Gemach ein friesischer Schild aufgestellt. Wenn nun die Friesen ihren Tribut zahlten, mußten sie die einzelnen Münzen in die Höhlung des Schildes werfen, und von diesen Münzen wurden von dem königlichen Schatzmeister nur diejenigen angerechnet, deren Klang beim Niederwerfen durch alle Räume noch hell an sein Ohr gelangte. Wenn der Klang dumpfer und leiser war, als es der Schatzmeister verlangte, so nahm er zwar die Münze, rechnete sie aber nicht bei der festgesetzten Summe an. Als nun mehrere Friesen ihre Münzen so hineinwarfen, das dem Schatzmeister der Klang nicht genügte, bezahlten sie einen großen Teil ihres Geldes ganz vergeblich und mußten neues bringen, bis der Schatzmeister endlich zufrieden war.

So erzählt uns der dänische Geschichtschreiber; aber die friesischen fügen noch mehr hinzu. Sie nennen diese Schatzung Klepschilda d. h. Klingschoß und sagen, daß diese Art der Erhebung eines Tributs bei den Friesen oft vorgekommen sei. Aber durch diesen Tribut an die Dänen, sagen sie, sind die Friesen in die äußerste Armut geraten; aller Gold- und Silberschmuck, den sie so sehr liebten, war ihnen verboten, und statt dessen mußten sie Weidenruten um den Hals tragen um dadurch anzuzeigen, daß sie in der äußersten Knechtschaft sich befänden. Der König Gotrich gab ferner einen grausamen Befehl, um sie in knechtischer Gewohnheit zu erhalten und recht tief zu demütigen: sie durften nur eine Tür in ihrer Wohnung haben, nach Norden gerichtet und niedriger, als die gewöhnliche Länge eines Mannes, damit sie täglich ihr Joch fühlen und beim Ein- und Ausgehen sich immer vor

dem nordwärts wohnenden Dänenkönige knechtisch zu beugen schienen. Wie lange diese Schmach gedauert hat, weiß keiner anzugeben.

Diese grausame Behandlung aber deutet an, daß sie auf Rache zurückgeführt werden muß, wie sie denn auch sonst von den Nordmannen nicht angewendet zu werden pflegte. Sie erschlugen wohl die Menschen, behandelten sie aber doch nicht auf diese entsetzliche Weise. Es war die Vergeltung für den letzten König Radbod, welcher von Karl vertrieben und 785 etwa auf Helgoland in der Verbannung gestorben war. Zugleich aber war es eine Strafe für die Friesen, welche früher in Verbindung mit den Dänen gestanden haben müssen; denn ihre Könige nahmen immer im Fall der Not ihre Zuflucht zu den Dänen, wie auch Widukind sich dahin begab, als er nach der Schlacht am Süntel bei der Unentschlossenheit der Sachsen die Rache Karls zu fürchten hatte. So war auch der frühere Friesenkönig Radbod vor Karl Martell dahin geflohen. Die Macht der Friesen aber war durch Karl Martell und seinen Sohn Pippin als gebrochen anzusehen, und wenn auch einige Friesen mitunter die Sachsen in ihrem Unabhängigkeitskampfe unterstützten, reichte dies doch nicht hin, daß man von einem Kampfe der Sachsen und Friesen sprechen kann. Vielmehr hatte bei den Friesen das Christentum schon damals Wurzel gefaßt.

Nach dem Tode Gotrichs aber kam Karl nach Friesland und bestätigte den Friesen ihre Gesetze und Freiheiten; denn also heißt es im Gesetzbuche der Friesen:

Fria spreka ond ondworde thet urjef us thi kining
Freie Sprache und Antwort das gab uns der König
Kerl umbe thet, thet wi thene daniska kining urtegon and an
Karl um das, daß wir dem dänischen König entzogen und zu
thene rumeska kining hnigun, thet wi him tins jeue and
dem römischen König neigten, daß wir ihm Zins gaben und

tegota uirgolde and riuchtere herscippi bikande. Tha
Tribut bezahlten und rechte Herrschaft bekannten. Da
lethogade hi us von tha daniska kininge and fon there
ledigte er uns von dem dänischen Könige und von dem
clipskelda and fon there etszena withtha, ther alle frisa
Klingschoß und von den spitzigen Weiden, die alle Friesen
an tha hira halse drogon.
an dem ihren Halse trugen.

Und an einer andern Stelle heißt es:

Want alle Friesen in dat Nord Koningryk eer heerder,
Denn alle Friesen zu dem Nord Königreiche vorher gehörten,
oenda grimma herna.
jener grausamen Gegend. (Ecke.)

Noch jetzt heißt bei den Friesen hörn die Ecke.

Die Sage erzählt ferner, daß Karl einige Gesetze oder Küren, wie die Friesen sie nannten, nicht habe bestätigen wollen. Da waren die Friesen beharrlich und verlangten ihr Recht und vaterländisches Gesetz von ihm; aber Karl wurde zornig, und als die zwölf alten Männer, welche die Friesen als ihre Vertreter zu ihm schickten, seinem Drohen nicht nachgeben wollten, ließ er ihnen die Wahl unter dreien Dingen: Tod, Leibeigenschaft oder Aussetzung in ein steuerloses Schiff, oder wie es im friesischen Gesetzbuch heißt:

een Schip also fest ende also sterk, deer een ebba ende
ein Schiff so fest und so stark, daß es einer Ebbe und
een floed mei wrstaan, ende dat sonder rema ende
einer Flut möge widerstehn, und das ohne Ruder und
roer ende sonder tow.
Steuer und ohne Tau.

Die zwölf friesischen Männer sprachen: „Du bist Herr unseres Leibes und unseres Lebens; aber unser Geist und unser Wille ist frei, und ihn kannst du nicht brechen noch ihn töten. Setz uns hinaus aufs offene Meer, Gott wird mit uns

sein." Da wurden sie nach dem Eigenwillen des Herrschers in ihrem zerbrechlichen Kahn hinausgesetzt auf das offene Meer. Wind und Wellen trieben den Kahn hin und her, und geduldig harrten in ihm die Friesen; aber sie riefen zu Gott um Hilfe und da erschien es ihnen, als würde das Schifflein durch die Fluten gelenkt, daß es diese durchschnitt, wie wenn ein kundiger Seemann es lenkte. Sie blickten um sich und zählten, daß ihrer nicht zwölf, sondern dreizehn waren, einer aber saß da, wo sonst das Steuer ist, und war ihnen ähnlich an Gestalt und Kleidung; aber sie kannten ihn nicht, und keiner durfte fragen: wer bist du? So durchfuhren sie die Wellen, da zeigte sich ihnen in der Ferne ein Streifen, es war das Land, und lustig steuerte ihr Kahn durch die Wellen dem ersehnten Ziele zu. Da blickten sie wieder hin, wo der Steuermann gesessen, aber er war verschwunden, und nur die zwölf Männer waren noch im Schiff. Sie erkannten aber den Willen Gottes, und als sie gelandet waren, begaben sie sich zum Kaiser. Der Kaiser meinte, daß die zwölf Männer der Friesen längst auf dem tiefen Grunde des Meeres den ewigen Schlaf schliefen, da traten sie vor ihn, und als der Kaiser erschrocken zusammenfuhr, sagten sie ihm, wie Gott sie wunderbar gerettet hätte und ihm als sein Gebot verkünde, daß er die Willküren des Friesenvolkes bestätigen solle. Da ging der Kaiser in sich und bestätigte die Willküren, die das Friesenvolk sich selbst gekoren hatte.

Der Kaiser aber setzte auch fest, wie weit das Volk der Friesen Heeresfolge zum allgemeinen Heerbann des fränkischen Reiches leisten sollte. Östlich sollten sie mitziehen bis zu Hiddesacker, das im Sachsenlande an der Elbe lag, wo die Jeetze in die Elbe fließt, und westlich bis zum Sincfall, das ist die Scheldemündung. Sein Vater Pippin hatte die Friesen nicht so weit gezwungen, sondern nur gefordert, daß sie im Osten ziehen sollten bis zur Weser und im Westen bis zum Fly.

Fly aber ist der Fluß, der früher das Land durchfloß, welches nachher die Fluten der Nordsee verschlangen und zu dem großen Meerbusen umschufen, der jetzt Zuyderzee genannt wird. Kaiser Karl aber bestimmte nun, daß die Friesen doch etwas weiter mitziehen sollten, als bis zu den Grenzen ihres Landes, und es heißt im friesischen Gesetz: „Das ist Recht, daß der freie Friese auf keine Heerfahrt weiter dürfe ziehen, als mit der Ebbe aus und mit der Flut wieder zurück, wegen der Not, daß er das Ufer alle Tage bewahren soll wider die salze See und wider den wilden Seeräuber mit fünf Waffen: mit dem Spaten und mit der Gabel (furka), mit Schild und Schwert und der Spitze des Speeres, bei Strafe des vollen Wergeldes, wenn es ihm bekannt gemacht ist durch Boten oder Baken*), es sei denn, daß er mit sechs Eideshelfern beschwören wolle, daß es ihm nicht bekannt gemacht ist weder durch Boten noch durch Baken." — Diese Kür der Friesen wurde ihnen auch durch die folgenden Kaiser bestätigt, zuletzt noch durch Kaiser Sigismund im Jahre 1417, und sie nahmen nicht an den Heereszügen der Kaiser teil; die Kreuzzüge dagegen haben sie mitgemacht, aber nur zu Schiffe.

Weil ich hier einmal von den Friesen rede, so will ich noch einiges über ihre Sprache sagen. Diese war mit der Sprache der Altsachsen, mit welchen Karl der Große kämpfte, am nächsten verwandt und stand in der Mitte zwischen dieser und der Sprache derjenigen Stämme, welche Angelsachsen heißen und im Jahre 449 nach Britannien auszogen und später den größern Teil dieser Insel England nannten. Die altsächsische Sprache erkennen wir noch in ihrer späten Enkelin, dem jetzigen Plattdeutschen; aber die eigentliche friesische Sprache hat dieser weichen müssen, und in denjenigen Teilen des ehemaligen Friesenlandes, die jetzt noch zu Deutschland

*) Feuerbaken, Feuerzeichen, gewöhnlich eine brennende Tonne auf dem Deiche oder Damme, der gegen die Flut schützte.

gehören, wird fast ganz dieselbe plattdeutsche Sprache gesprochen, wie in den andern Gegenden Norddeutschlands, nur mit einigen Abweichungen. Dieser Unterschied besteht namentlich darin, daß sich im Friesisch-Plattdeutschen eine große Anzahl friesischer Wörter erhalten hat, z. B. fuke (Netz zum Fischfang), bunke (Knochen), drüppel (Schwelle), hörn (Ecke). Im sogenannten krumme hörn im Nordwesten des heutigen Ostfrieslands heißt ein Mädchen noch mit dem altfriesischen Worte foon oder foone. Nur in einigen abgesonderten Gegenden sind die Friesen der Sprache ihrer Väter getreuer geblieben, nämlich auf den friesischen Inseln, welche mit ihren lang sich hindehnenden Watten*) und Dünen die Küste des festen Landes vor den Fluten der Nordsee schützen, wie z. B. Norderney und Wangeroog, dann aber auch in einem kleinen Ländchen an der obern Leda, die in die Ems fällt, dem Saterlande. Das Völkchen dieses Ländchens ist durch die umliegenden Moore von der Welt wie abgeschnitten und erzählt gern, daß zur Zeit der Franzosen sich niemals eine Schar derselben bis zu ihnen verloren habe. Die Wasserstraße der Leda ist fast der einzige Weg, der zu den armen und genügsamen Saterländern führt, und bildet für sie zugleich das Mittel ihres Erwerbs; denn wie alle Gewässer der Tiefebene, in denen die Wirkung der Ebbe und der Flut schon sichtbar wird, ist dieser Fluß tief und überall fahrbar auch für die mit Torf schwer beladenen Böte der Saterländer. So eigentümlich ist noch ihre Sprache, daß nicht bloß die Aussprache, sondern die

*) Watten sind an der flach sandigen deutschen Küste der Nordsee die Sandbänke, welche zur Flutzeit hoch überströmt sind, zur Ebbezeit ganz oder teilweise trocken liegen. Die Inseln und Dünen können betrachtet werden als hervorragende Höhen dieser Sandbänke. Höher liegende Teile dieser Bänke, die darum noch keine Inseln sind, nennt der friesische Seemann Platen. Die tieferen Meeresarme dagegen nennt er Seegat. Gat ist Loch, hochdeutsch Gaße.

Worte selbst dem Bewohner unsern gelegener Gegenden rätselhaft sind; denn damit ich nur ein Beispiel anführe, ein Messer heißt dort noch, wie einst die Waffe der alten Sachsen, ein sahs, das sie ungefähr saaks aussprechen.

Auch in den Teilen des ehemaligen Friesenlandes, die jetzt zu Holland gehören, im heutigen Westfriesland, findet man noch Überbleibsel der alten friesischen Sprache, namentlich in der Gegend von Hindelopen, welche selbst die Bewohner von Leeuwarden nicht verstehen. Aber diese Sprache der Westfriesen enthält auch noch andere Bestandteile, welche zu dem Altfriesischen wenig passen und schwerlich davon hergeleitet werden können.

32. Beschreibung der Person Karls des Großen.

Karl war von breitem und festem Körperbau, jedoch reichte seine Länge nicht über das Gewöhnliche hinaus, denn er maß siebenmal die Länge seines eigenen Fußes. Sein Scheitel war rund, seine Augen sehr groß und lebhaft, seine Nase ein wenig länger, als das gewöhnliche Maß, sein Haar war reich und schön, sein Angesicht heiter und froh. Sowohl sitzend als stehend zeigte er in seinem Äußeren Würde und Ansehen. Obwohl sein Nacken kurz und ein wenig gekrümmt schien und der Leib ein wenig vorstand, so glich das Ebenmaß seiner Glieder dies doch völlig wieder aus. Sein Gang war fest, die Haltung seines Körpers männlich; die Stimme obwohl klar, entsprach an Kraft nicht der Gestalt des Körpers. Seine Gesundheit war fest, außer daß er vier Jahre vor seinem Tode anfing häufig vom Fieber befallen zu werden, und zuletzt auf einem Fuße hinkte. Auch da noch handelte er mehr nach seinem eigenen Ermessen, als nach dem Rate der Ärzte. Diese mochte er nicht leiden, weil sie ihm rieten, sich bei seinen Speisen des Gebratenen zu enthalten, woran er gewöhnt war, und dafür empfahlen,

mehr in Wasser abgekochte Speisen zu genießen. Er übte sich täglich im Reiten oder Jagen, wie es bei seinem Volksstamme Sitte ist; denn schwerlich werden die Franken darin von einem andern Volke übertroffen. Auch erfreute er sich an den Dünsten warmer Quellen und schwamm häufig, so daß keiner hierin mit ihm wetteifern konnte. Wegen der warmen Quellen erbaute er sich zu Aachen einen Palast und wohnte dort gerne bis an sein Lebensende. Auch lud er da nicht bloß seine Söhne, sondern auch die Hofleute und Vornehmen, bisweilen sogar seine Trabanten und Leibwächter mit zum Baden ein, so daß man manchmal hundert und noch mehr Männer mit ihm zusammen im Bade fand.

Seine Kleidung war die volkstümliche der Franken. Am Leibe trug er ein leinenes Hemd und leinene Bekleidung um die Hüften; dann ein Untergewand, welches sich genau an den Leib anschmiegte, ferner Beinkleider. Außerdem wurden die Beine noch mit Binden umwunden und Schuhe an die Füße geschnallt. Um Brust und Schultern trug er einen Pelz von Hermelin und Zobelfell, außerdem einen venetischen Mantel; er war immer mit dem Schwerte umgürtet, dessen Koppel entweder golden oder silbern war. Bisweilen trug er auch einen mit Edelsteinen besetzten Degen; doch geschah dies nur bei besonderen Festlichkeiten, oder wenn Gesandte von fremden Völkern gekommen waren. Ausländische Kleidung verschmähte er und wollte sie nicht anlegen, außer daß er einmal in Rom auf Bitten des Papstes Hadrian und auch später noch einmal auf Bitten des Papstes Leo sich mit dem lang herabwallenden römischen Gewande und mit Schuhen nach römischer Sitte bekleiden ließ. Bei festlichen Gelegenheiten jedoch trug er ein goldgewebtes, reich mit Edelsteinen besetztes Gewand und einen Mantel, der mit einer goldenen Spange zusammengehalten wurde; auch ging er dann einher mit seiner goldenen Krone, die gleichfalls mit Edelsteinen besetzt war. An andern

Tagen aber zeichnete er sich in seinem Äußeren durch nichts von den gewöhnlichen Leuten aus.

In Speise und Trank war er meistens mäßig, besonders im Tranke, weil er die Trunkenheit an allen Menschen und darum am meisten an sich selbst und den Seinigen durchaus verabscheute. Des Essens konnte er sich nicht so sehr enthalten, da er oft klagte, daß das Fasten seinem Körper nachteilig wäre; jedoch hielt er selten Gastmähler und nur bei festlichen Gelegenheiten, dann aber war die Zahl der Eingeladenen immer sehr groß. Bei seiner gewöhnlichen Mahlzeit wurden nur vier Gerichte aufgetragen außer dem Braten, welchen die Jäger am Spieße hereinbringen mußten, und den er lieber aß, als alle andern Speisen. Während des Essens pflegte er irgend einem Vortrage oder einem Vorleser zuzuhören, namentlich wurden ihm die Geschichten und Taten der Vorfahren vorgelesen. Er hörte auch gern die Schriften des heiligen Augustin, namentlich die Bücher, welche unter dem Namen „vom Staate Gottes“ bekannt sind. In Wein und allen übrigen Getränken war er so mäßig, daß er während des Mahles selten mehr als dreimal den Becher an den Mund nahm. Im Sommer aß er nach der Mittagsmahlzeit einige Früchte, legte dann seine Kleider und Schuhe ab und pflegte ganz wie in der Nacht zwei bis drei Stunden zu schlafen. In der Nacht schlief er so, daß er seinen Schlummer vier oder fünfmal nicht bloß durch Erwachen, sondern auch durch Aufstehen unterbrach. Wenn er sich ankleidete, so ließ er nicht bloß seine Freunde zu, sondern wenn der Pfalzgraf ihm über eine Streitsache berichtete, welche ohne sein Urteil nicht entschieden werden konnte, ließ er auch die beiden Parteien zu sich hereinführen und gleich als wenn er zu Gericht säße, sprach er nach Anhörung der Gründe seine Meinung aus. Überhaupt machte er auch sonst gleich in der Morgenzeit dies oder jenes Geschäft ab, welches seine Diener ihm vorlegten.

Karl hatte eine fließende Beredtsamkeit und war immer imstande, sein Urteil von einer Sache sehr klar darzulegen. Dabei war er nicht zufrieden mit seiner Muttersprache, sondern verwandte auch Fleiß auf die Erlernung fremder Sprachen. Die lateinische Sprache machte er sich so zu eigen, daß er sich ihrer wie seiner Muttersprache bediente, die griechische verstand er wohl, konnte sie aber nicht sprechen. Er war so wohlberedt, daß er als Lehrer hätte auftreten können. Die schönen Wissenschaften studierte er sehr eifrig, ehrte die Lehrer derselben und beschenkte sie reichlich. In der Grammatik war Peter von Pisa, ein alter Diakon, sein Lehrer, in den übrigen Wissenschaften Albin, auch ein Diakon, der den Beinamen Alcuin führte, aus angelsächsischem Stamme. Diesen sehr gelehrten und darum berühmten Mann hatte der Kaiser aus Britannien zu sich kommen lassen und widmete ihm viele Zeit und Anstrengung, besonders als er Astronomie bei ihm lernte. Karl war nicht ungeübt im Rechnen und forschte mit scharfsinniger Anstrengung dem Laufe der Gestirne nach. Er versuchte auch schreiben zu lernen und hatte zu diesem Ende Tafel und Griffel auch sogar im Bette unter dem Kopfkissen bei sich, und wenn er einmal Zeit und Muße hatte, so übte er seine schwertgewohnte Hand im Malen der Buchstaben; aber die Arbeit fruchtete nicht viel, weil sie allzuspät begonnen war.

Die christliche Religion, in der er von Jugend auf unterrichtet war, verehrte er auf das innigste; darum erbaute er auch eine kostbare Kirche zu Aachen und schmückte sie reich mit Gold und Silber und schenkte ihr massiv eherne Kanzeln und Türen. Als er zum Bau derselben die Säulen und den Marmor nicht näher haben konnte, ließ er sie von Rom und Ravenna holen. Die Kirche besuchte er morgens und abends, ja selbst auch in der Nacht, und sorgte dafür, daß bei allem, was in ihr geschah, der größte Anstand herrschte. Goldene

und silberne Gefäße und priesterliche Gewänder schenkte er in solcher Zahl, daß nicht einmal die Türsteher*), welche doch die letzten in der Ordnung der Geistlichen sind, in ihren eignen Gewändern zu dienen brauchten. Auch auf das Vorlesen und Singen in der Kirche richtete Karl seinen Fleiß und suchte es zu bessern; denn er kannte die Vorschriften und die Gesetze der Tonkunst sehr wohl, obgleich er selbst nur leise und im Chore mitsang.

Seine Kinder ließ er so erziehen, daß sowohl seine Söhne als seine Töchter besonders in den schönen Wissenschaften unterrichtet werden sollten, auf welche auch er selbst so vielen Fleiß verwandte. Sobald es das Alter der Knaben erlaubte, mußten sie nach der Sitte der Franken reiten lernen und sich in den Waffen und auf der Jagd üben. Seine Töchter ließ er lernen, Wolle zu weben und sich mit dem Spinnrocken zu beschäftigen, damit sie niemals müßig wären. Von allen seinen Kindern verlor er nur drei, bevor er selbst starb, nämlich Karl den ältesten, Pippin, den er zum Könige von Italien gemacht hatte, und eine Tochter, welche mit dem griechischen Kaiser Konstantius verlobt war. Von seinen Töchtern wollte er sich nicht trennen, und als einmal einer seiner Söhne sich mit der Tochter des englischen Königs Offa verlobt hatte und dieser auch um eine Tochter Karls für seinen Sohn bat, wurde Karl sehr erzürnt und brach gleich alle Verbindung mit Offa ab. Weil aber seine Töchter sich nicht verheirateten, so hatte Karl manche Nachsicht mit ihrem Lebenswandel.

Für die hinterlassenen Kinder seines Sohnes Pippin trug Karl väterliche Sorgfalt. Den Tod seiner Söhne ertrug er mit Ruhe und Fassung, obwohl er seine Kinder so sehr liebte, daß er nicht gern ohne sie sein mochte. Zu Hause aß er niemals ohne seine Kinder und reiste auch niemals ohne sie.

*) In älteren Zeiten wurden alle, die mit dem Gottesdienste irgendwie in Verbindung standen, zu den Geistlichen gerechnet.

Die Söhne ritten dann an seiner Seite, die Töchter gleich hinter ihm, und diesen folgte eine Anzahl Krieger zur Beschützung.

Karl war gegen alle seine Kinder mild und gütig, nur gegen einen nicht, der auch Pippin hieß, aber nicht ein Sohn seiner Gemahlin Irmengard war. Pippin war körperlich entstellt durch einen Höcker und deshalb schon leicht zum Mißtrauen geneigt; dazu kam noch der Stolz seiner Stiefmutter Fastrade und die Aussicht, daß sein Vater Karl ihn nicht mit seinen andern Geschwistern gleich behandeln und ihm keinen Teil des Reiches überlassen würde. Deshalb sann er darauf sich vorher das Seinige zu verschaffen, und gewann auch einige Anhänger, mit denen er eine Empörung gegen seinen Vater anstiftete. Während nämlich Karl wegen des Krieges mit den Avaren im Bayernlande verweilte, war Pippin unter dem Vorgeben einer Krankheit im Frankenlande zurückgeblieben. Als nun die Verschworenen sich eines Tages in einer Kirche zusammenfanden, um sich gegenseitig durch einen Eidschwur Treue in ihrem Unternehmen zu geloben, war zufällig in der Kirche ein Priester aus langobardischem Stamme, namens Ferdulf, der ehemals am Hofe des Desiderius gewesen war. Ferdulf vernahm aus seinem Versteck, in welches er sich zurückgezogen, alles, was da vorfiel und berichtete es an den König. Die Teilnehmer der Verschwörung wurden gefangen genommen und starben teils durch das Schwert, teils am Galgen. Seinen Sohn Pippin begnadigte der König, ließ ihn aber scheren und ins Kloster bringen; denn der Stand eines Mönches wurde auch nach dem Gesetze der Franken für eine Art der Knechtschaft gehalten und war darum eine nicht geringe Strafe. Nicht lange hernach ward eine neue Verschwörung entdeckt und um seiner Sache sicher zu sein, nahm Karl sich vor, die Gesinnung seines Sohnes zu prüfen. Er schickte einige Boten in das Kloster

zu Pippin und diese fanden ihn, wie er gerade mit einer Gartenarbeit beschäftigt war und Wucherkräuter ausraufte. Als diese Boten mit ihm sprachen und ihm sagten, daß sie von seinem Vater Karl gesandt wären, trug er ihnen auf, seinem Vater zu sagen, bei welcher Beschäftigung sie ihn gefunden hätten. Daraus erkannte König Karl, daß die früheren hochfahrenden Gedanken Pippin wohl vergangen sein müßten, und deshalb gab er Befehl, ihn fortan freier zu halten und ihn von dem Kloster St. Gallen, das für unbemittelt galt, nach dem Kloster Prüm in der Eifel zu bringen. Dort lebte Pippin als Mönch bis zum Jahre 811, wo er starb.

Wie Karl überhaupt für die Bildung sowohl seiner selbst als seiner Kinder und seines Volkes bemüht war, so sorgte er namentlich auch für die deutsche Sprache, die damals noch fast im ganzen fränkischen Reiche gesprochen wurde, wenn auch neben ihr die aus dem Lateinischen entstandenen Sprachen galten und namentlich in Italien gleichwie im späteren eigentlichen Frankreich die deutschen Dialekte der Langobarden und Franken immer mehr verdrängten. Karl ließ die ältesten Lieder der Völker, in welchen sie die Taten und Kriege ihrer Könige und ihre Wanderungen besangen, zur Aufbewahrung aufzeichnen. Leider ist von diesen Aufzeichnungen Karls keine auf uns gekommen, wenigstens bis jetzt noch nicht aufgefunden. Auch fing Karl eine Grammatik seiner Muttersprache an. Den Monaten gab er eigene Namen, weil sie bis dahin bei den Franken teils mit lateinischen, teils mit fränkischen Namen belegt waren. Den Januar nannte er Wintarmanoth, den Februar Hornung, den März Lentzinmanoth, den April Ostarmanoth, den Mai Winnemanoth, den Junius Brachmanoth, den Julius Heuwimanoth, den August Aranmanoth, den September Witumanoth, den Oktober Windumemanoth, den November Herbistmanoth, den Dezember Heilagmanoth. Da für die Winde die eigentümlich fränkischen Namen nicht

wieder aufgefunden werden konnten, so suchte er auch für diese entsprechende Bezeichnungen, nämlich Ostroniwint: Ostwind, Ostsundroni*): Ostsüdost, Sundostroni: Südsüdost, Sundroni: Süd, Sundwestroni: Südsüdwest, Westsundroni: Westsüdwest, Westroni: West, Westnordroni: Westnordwest, Nordwestroni: Nordnordwest, Nordroni: Nord, Nordostroni: Nordnordost, Ostnordroni: Ostnordost.

33. Die Verordnungen Karls des Großen über den Ackerbau.

In den alten Zeiten hatten die Könige nicht, wie in unseren Tagen, bedeutende Einkünfte aus den Steuern des Volkes; denn Steuern kannten die alten Deutschen nicht; sondern die Einkünfte der Herrscher bestanden, wie die Einkünfte anderer reicher Leute, in dem Ertrage ihrer Güter. Der Kaiser Karl vergaß über den wichtigen Staatsgeschäften die Sorge für sein Hab und Gut nicht, sondern gab zweckmäßige Vorschriften über die Art und Weise, wie seine Güter bewirtschaftet werden sollten, damit sie ihm einen möglichst hohen Ertrag aufbrächten. Er erließ über diese Sache ein eigenes Kapitulare, so hießen damals die kaiserlichen Verordnungen, welches uns noch erhalten und äußerst lehrreich ist, weil wir nicht bloß daraus den Kaiser Karl von dieser Seite kennen lernen, sondern zugleich erfahren, wie die Behandlung der dienenden Menschen in jener Zeit war, und ferner auf welcher Stufe der Entwickelung damals der Ackerbau und überhaupt die Landwirtschaft stand, höher vielleicht, als mancher unter uns von jener dunklen Zeit

*) Ostsundroni ist genau Ostsüdwind und Sundostroni Südostwind. Man sieht aber, daß der Nachdruck auf dem vorangesetzten Namen liegt und deshalb nicht die Richtung genau in der Mitte zwischen Ost und Süd bezeichnet werden soll, sondern die Richtung zwischen Süd und Ost, die aber als Ostsüd dem Osten näher steht, als Südost dem Süden.

denken sollte. Darum wollen wir einige bedeutendere Stellen aus jenem Kapitulare hierher setzen. Der Kaiser sagt:

„Die Dienerschaft auf meinen Landgütern soll gut gegehalten und von keinem ins Elend gestoßen werden, und die Verwalter sollen ihre Untergebenen weder wie Sklaven behandeln, noch irgend welche Geschenke von ihnen annehmen, weder ein Pferd, noch ein Rind, noch ein Schwein, noch ein Schaf, noch auch Hühner oder Eier oder Obst. Wenn einer aus meinen Leuten etwas veruntreut hat, so soll er es erstatten und seine ihm gebührenden Schläge empfangen, wenn aber sonst ein Franke, der auf meinen Gütern verweilt, sich etwas zuschulden kommen läßt, so soll er nach den Gesetzen der Franken gerichtet werden. — Wenn ich oder die Königin, oder einer meiner Hofbeamten, dem solches zusteht, den Verwaltern meiner Güter etwas aufgetragen haben, so sollen diese es ausrichten, wie es ihnen geboten ist. Ist einer aber säumig und lässig darin, so soll seine Strafe darin bestehen, daß er weder Wein, noch Bier empfängt, bis er zu mir oder zu der Königin kommt und ihm sein Fehl erlassen ist. Wenn aber der Verwalter beim Heere oder sonst dringend hinweggerufen ist, und während der Zeit seine nächsten Untergebenen einen ihnen gewordenen Befehl nicht ausführen, so sollen sie sich des Genusses der Getränke und der Fleischspeisen enthalten und zu Fuß nach dem Palaste kommen und dort sollen sie dann ihr Urteil empfangen, entweder auf dem Rücken oder wie es sonst ich oder die Königin bestimmen werden."

„Auf jedem meiner Landgüter soll ein Mann sein, dem ausschließlich die Wartung und Pflege der Bienen obliegt." Nachdem der Kaiser dann noch weiter ausführlich die Stellung und die Beschäftigung des Gesindes auf seinen Gütern beschrieben hat, geht er auch zu den Sachen selbst über, welche dort bereitet und gezogen werden sollen. Da heißen seine Worte: „Insbesondere hat man dahin zu sehen und zwar

mit aller Wachsamkeit, daß mit allen Gegenständen, bei welchen die Arbeit der Hände nötig ist, durchaus reinlich verfahren werde. Dahin gehören Speck, Rauchfleisch, Sülze, frisch gesalzenes Fleisch, Wein, Essig, Maulbeerwein, eingekochte Beeren, Senf, Käse, Butter, Malz, Bier, Met, Honig, Wachs, Mehl. Auf allen meinen Gütern sollen Edelhühner, Pfauen, Fasanen, Enten, Tauben immer in genügender Anzahl vorhanden sein."

„In den Gärten meiner Güter sollen sich folgende Blumen und Pflanzen befinden: Lilien, Rosen, Steinklee, Krausemünze, Salbei, Raute, Stabwurz, Gurken, Melonen, Kürbisse, Vitsbohnen, Gartenkümmel, Rosmarin, Karbe, italische Kichererbsen, Meerzwiebeln, Siegwurz, Schlangenwurz, Anis, Koloquinten, Heliotropen, Bärwurz, Lattich, Schwarzkümmel, weißer Gartensenf, Nasturzien, Kletten, Flöhkraut, Roßeppich, Petersilie, Eppich, Rainweiden, Sadebaum, Dill, Fenchel, Endivien, Senf, Bohnenkraut, Brunnenkresse, Münze, wilde Münze, Wurmkraut, Bergmünze, Fieberwurz, Mohn, Beeten, Haselwurz, Malven, Melde, Pastinaken, Maierkraut, Kohlrabi, Zwiebeln, Schnittlauch, Lauch (Porree), Rettige, Schalotten, Knoblauch, Krapp, große Bohnen, Erbsen, Koriander, Kerbel. Jeder Gärtner aber soll Hauslauch auf seinem Dache haben. Von Obstbäumen sollen in meinen Gärten verschiedene Arten sich finden: mehrere Arten Birnbäume, mehrere Arten Pflaumenbäume, Ebereschen, Mispeln, Kastanien, Pfirsiche, alle von verschiedener Art. Von Äpfeln sollen verschiedene da sein, süße und saure, sowohl solche, welche sich den Winter hindurch halten, als welche bald gegessen werden müssen, spätzeitige und frühreife."

So gehen die Bestimmungen des Kaisers überall ins einzelne hinein. Ferner befiehlt er zur Aufrechthaltung der Ordnung folgendes: „Um Weihnachten jedes Jahres soll mir jeder Verwalter einen genauen und ausführlichen Bericht

abstatten über jeden einzelnen Gegenstand auf meinen Gütern. Jeder Verwalter soll häufig das Gesinde zusammenrufen, sie über ihre Wünsche und Bedürfnisse befragen und allen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn ein einzelner aus dem Gesinde sich über den Verwalter irgendwie zu beklagen hat, so soll dieser ihm den Weg zu meinem Palaste nicht verwehren. Wenn er aber weiß, daß seine Untergebenen bei mir sich beklagen wollen, dann möge er auch seine Gegengründe mir zukommen lassen, damit ich die Sache untersuchen kann und mir ihre Klage nicht zuwider werde. Dann will ich urteilen, ob sie mit Recht gekommen sind."

So spricht der Kaiser, und wie überhaupt die aufbauenden und wohltuenden Künste des Friedens erhaben sind über die zerstörenden und vernichtenden des Krieges, so ist auch Karl in solchen Anordnungen der Weisheit und Gerechtigkeit größer und erhabener, als wenn er um seines vermeinten Ruhmes und seiner Herrschbegier willen auf den Leichen erschlagener Menschen und den Trümmern ihrer Wohnungen als blutbefleckter Sieger dasteht. Karl als Beförderer der Wissenschaften und überhaupt aller Künste des Friedens hat einen ehrenvollen Namen in der Geschichte Seine Zeitgenossen aber erkannten dies nicht in vollem Maße; denn die unerträglichen Leiden, die Karl ihnen zufügte durch seine immerwährenden Kriege, indem er die einen immer bezwang und von den andern immer die Heeresfolge forderte, überwogen alle andern Gefühle. Darum wurde Kaiser Karl wohl gefürchtet, aber nicht geliebt.

34. Das Wergeld zur Zeit Karls des Großen.

Bis auf den Kaiser Karl hatten die nördlichen Stämme der Deutschen noch kein geschriebenes Gesetzbuch, sondern es wurde bei ihnen Recht gesprochen nach altem Brauch und Herkommen, wie es die Alten und Erfahrenen wußten. Kaiser

Karl gab den Befehl, daß die Gesetze schriftlich abgefaßt werden sollten; es kamen aber dadurch auch die Änderungen hinzu, welche er vornehmen ließ, und darum haben wir keinen ganz treuen Bericht von diesen Gesetzen aus der Heidenzeit, sondern überall sind die Zusätze bemerkbar, welche zum Nutzen des Christentums oder des Königtums hinzugetan wurden. Diese Gesetze beschäftigen sich hauptsächlich, ja fast ausschließlich mit dem Wergelde. Freilich erkennen wir namentlich in den Gesetzbüchern der alten Sachsen und Friesen, daß die Blutrache, die diesen Völkern so heilig war, auch von Karl nicht ganz abgeschafft werden konnte, wenngleich schon vor ihm fast überall das Wergeld dafür eingeführt war. So lange die Menschen noch nicht in geschlossenem Staatsverbande lebten, wurde der Mord nur als ein Verbrechen gegen den Getöteten und dessen Familie betrachtet, welche Blut mit Blut sühnte oder etwa das Wergeld annahm; man dachte nicht daran, daß ein Mord oder ein Totschlag auch als ein Verbrechen gegen die gesellschaftliche Ordnung der Menschen untereinander betrachtet werden müsse. Sobald aber das Band eines Königtums die Menschen umschloß und dadurch der Gedanke eines geordneten Staates unter ihnen lebendiger wurde, mußte sich auch allen die Überzeugung aufdrängen, daß durch den Mord oder überhaupt durch ein Verbrechen nicht bloß die einzelnen gekränkt und verletzt, sondern die Sicherheit aller gefährdet würde. Damit allmählich dieses Bewußtsein auch bei den Sachsen und Friesen immer lebendiger erwachsen möge, forderte Karl, daß ein Mörder nicht bloß ein Wergeld an den Beleidigten, sondern außerdem noch eine Buße an den König bezahlen sollte; das war die Buße des Friedensbruches, welche fredum hieß. Ferner schränkte er auch das Recht des Rächers ein; denn der Faidosus, d. h. derjenige, welcher durch die Blutrache verfolgt wurde, durfte in seinem eigenen Hause bei Todesstrafe nicht an-

gegriffen werden. Ebensowenig durfte ihm auf dem Wege zur Kirche und von derselben heimwärts ein Leid geschehen.

Das Wergeld war aber bei allen deutschen Stämmen früher in der Art verschieden, daß für einen Adaling noch einmal soviel bezahlt wurde, als für einen Freien, für einen Freien noch einmal soviel, als für einen der Liten oder Lazzen, und die Sachsen sowohl als die Friesen verlangten von Karl, daß er den Unterschied der Stände aufrecht erhalten sollte. Jedoch war der Unterschied der Stände von Anfang an, so weit wir die Geschichte verfolgen können, von allen deutschen Stämmen am wenigsten bei dem friesischen Stamme auffallend; denn die Vorrechte der Adalinge waren dort geringer, als bei den andern deutschen Stämmen.

Das Wergeld war bei allen deutschen Stämmen mit der äußersten Genauigkeit angesetzt, so daß auch nicht ein Glied des Körpers vergessen war. So heißt es z. B. im friesischen Gesetzbuch: Wenn einer dem andern ein Ohr abschneidet, so soll er zwölf Soldi bezahlen; wenn einer dem andern die Nase abschneidet, vierundzwanzig. Wenn einer die obere Stirnrunzel mit einem Hiebe quer durchschlägt, so soll er seine Tat büßen mit zwei Soldi, die untere Stirnrunzel aber mit vier. Wer einem andern einen der Vorderzähne ausschlägt, soll es büßen mit zwei Soldi; ist es ein Augenzahn, mit drei; ist es ein Backenzahn, mit vier. Ähnlich waren die andern Bestimmungen und im wesentlichen war dies bei allen deutschen Völkern gleich. Merkwürdig aber war die Art und Weise, wie einzelne der deutschen Volksstämme, z. B. die Franken und die Friesen, in einigen Fällen die Größe einer Wunde maßen. Wenn jemand durch einen Hieb auf den Kopf oder an einen andern Teil des Körpers schwer verletzt wurde, also daß ein Stück vom Knochen losbrach und herausging, so mußte man den Knochensplitter nehmen und auf einen Schild werfen. Wenn der Knochensplitter beim

Niederwerfen auf den Schild einen so lauten Ton gab, daß man um doppelte Manneslänge, also um zwölf Fuß von dem Schilde entfernt, den Ton vernehmen konnte, so mußte der Beleidiger die Tat mit sechsunddreißig Solidis büßen. Waren mehrere Knochensplitter aus der Wunde hervorgegangen, so mußte jeder von diesen einzeln nach jener Probe geprüft und dann von dem Beleidiger gebüßt werden.

Es konnte aber manchmal zweifelhaft sein, wer der Täter eines Mordes war, z. B. bei einem Auflauf. Über solche Fälle bestimmte das Gesetz der Friesen also:

Wenn bei einem Auflauf oder überhaupt in einem großen Haufen Volkes ein Mann erschlagen ist und wegen der Menge der Anwesenden der Mörder nicht sogleich ermittelt werden kann, so ist es dem nächsten Anverwandten des Getöteten, der das Wergeld fordern will, nach dem Gesetz der Friesen gestattet, bis zu sieben Männer wegen des Mordes vorzufordern und einem jeden von diesen das Verbrechen des Mordes zuzuschieben, und dann soll sich jeder einzelne der Angeklagten durch einen feierlichen Eid von der Beschuldigung reinigen können. Wenn dieser Eid geschworen ist, gehen sie zusammen in die Kirche und werfen da Lose auf den Altar. Wenn aber keine Kirche in der Nähe ist, so dürfen auch Reliquien von Heiligen genommen werden. Diese Lose sind also beschaffen. Es werden zwei Würfel aus dem Holze der Weiden geschnitten, von denen man Körbe flicht. Der eine der Würfel ist mit dem Zeichen des Kreuzes versehen, der andere nicht, und beide werden dann auf ein Tuch von weißer Wolle geworfen, das über den Altar oder über die Gebeine eines Heiligen ausgebreitet ist. Dann soll der Priester, oder wenn dieser nicht zugegen ist, ein unschuldiger Knabe einen von den Würfeln unbesehen von dem weißen Tuche nehmen, während die Umstehenden Gott anrufen, daß er die Wahrheit ans Licht bringen möge. Dann wird es sich an

einem wahrhaften Zeichen ausweisen, ob die sieben Männer oder so viele Angeklagte da sind, falsch geschworen haben oder nicht. Denn, wenn der Priester oder der Knabe den Würfel aufhebt, welcher mit dem Kreuze bezeichnet ist, so sollen alle daran erkennen, daß die, welche geschworen haben, unschuldig sind; wenn aber der Priester oder Knabe den unbezeichneten Würfel aufnimmt, so hat einer von den Angeklagten die Tat vollbracht. Alsdann soll jeder einzelne von den Angeklagten einen Würfel nehmen und ihn mit seinem Zeichen bezeichnen, also daß sowohl er selbst, als auch die Umstehenden den Würfel hernach wieder erkennen mögen, und dann sollen alle diese Würfel wiederum auf das weiße wollene Tuch geworfen werden, welches den Altar oder die Gebeine des Märtyrers bedeckt. Alsdann soll wiederum der Priester, oder wenn dieser nicht da ist, ein unschuldiger Knabe einen dieser Würfel unbesehen hinwegnehmen. Wessen Würfel zuerst hervorkommt, der soll von der Tat freigesprochen werden, und eben so auch die andern, welche auf ihn folgen; derjenige aber, dessen Würfel zuletzt aufgehoben wird, ist der Tat schuldig und muß das Wergeld des Erschlagenen an die Erben desselben bezahlen.

Wenn aber bei der ersten Wahl zwischen den beiden Würfeln derjenige aufgehoben ist, welcher mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet ist, so sollen alle sieben, oder so viele der Angeklagten da sind, für unschuldig erklärt werden. Dann kann der Erbe des Erschlagenen, wenn er will, andere sieben Männer wegen derselben Tat anklagen, und jeder Angeklagte kann, wie die ersten, seine Hand erheben und schwören, daß er die Tat nicht getan habe. Alsdann wird die Sache untersucht, wie das erste Mal; aber dabei soll es sein Bewenden haben, und der Erbe des Erschlagenen soll nicht ferner noch andere anklagen können.

So war der Brauch in einigen Gegenden Frieslands;

in andern Gegenden war es anders, im wesentlichen aber blieb derselbe Gedanke bei diesen wie bei allen andern deutschen Stämmen, daß man glaubte, Gott würde um des Schuldigen willen den Unschuldigen nicht in Gefahr kommen lassen, sondern die Wahrheit ans Licht bringen.

35. Karl ernennt seinen Sohn Ludwig zu seinem Nachfolger.

Im August des Jahres 813 berief der Kaiser Karl eine große Reichsversammlung nach Aachen; denn er fühlte, daß sein Ende herannahte, und wollte darum vorher noch für seinen Nachfolger sorgen. Zu dem Ende war Ludwig aus seinem Lande Aquitanien herbeigerufen und außerdem viele Bischöfe, Äbte, Herzöge und Grafen, damit die Sache mit aller Feierlichkeit vor sich gehen möchte. Karl redete die Versammelten an und sprach ihnen zuerst seinen Dank aus für die Treue, mit welcher sie ihm angehangen hatten; dann fragte er sie, ob sie auch seinen Sohn Ludwig jetzt mit ihm als Teilhaber der Regierung und nach seinem Tode als ihren Kaiser anerkennen wollten. Zugleich wies er auf die Taten Ludwigs hin, daß er ja schon Beweise seiner Tüchtigkeit abgelegt hätte. Alle sprachen wie aus einem Munde, daß es Gott also gefalle.

Am nächsten Sonntage, den 16. November, schmückte sich der Kaiser mit dem vollen kaiserlichen Ornate und setzte die Krone auf sein Haupt. Alsdann schritt er in die Kirche und trat zu dem großen Altare, auf welchem eine andere Krone lag. Dort warf er sich mit seinem Sohne auf die Kniee zum Gebet und sie flehten zu Gott, daß ihr Vorhaben dem christlichen Volke zum Heile gereichen möchte. Der Kaiser brachte dem gütigen Gott seinen Dank dafür dar, daß er ihn gekrönet und beschützt, daß er ihm langes Leben und Sieg verliehen und dabei dankbar gegen den Geber aller Wohl-

taten erhalten und ihm endlich auch seinen Sohn als Teilhaber seines Reiches und als Nachfolger geschenkt hätte. Nach diesem Gebete erhob er sich, und da er nicht ohne Beredsamkeit war und ein ehrfurchtgebietendes Wesen hatte, redete er im Kreise der Bischöfe und weltlichen Großen seinen Sohn mit erhobener Stimme an.

Zuerst empfahl er ihm Ehrerbietung und Liebe gegen Gott und strenge Befolgung der göttlichen Gebote. Dann befahl er ihm an, die Kirche zu schützen und zu schirmen, für seine Brüder und seine Schwestern und alle seine Verwandten zu sorgen, die Geistlichen als Väter und das Volk wie seine Kinder anzusehen, die Übermütigen im Zaume zu halten und die Gebeugten aufzurichten, sich treue und gute Diener auszuwählen, welche Gott vor Augen hätten und weder um Gunst, noch um Haß das Recht beugten, welche gerührt würden durch die Leiden ihrer Mitmenschen, aber ihre Hand rein erhielten von Raub oder Bestechung. Dann erinnerte er ihn daran, daß er sich als den Gesandten Gottes betrachten möge, und daß er diesem schwere Rechenschaft ablegen müsse von seinen Taten und von seiner Regierung; darum solle er weniger sich als den Richter aller ansehen, als bedenken, daß er selbst der Meinung und dem Urteile aller unterworfen sei; denn die Reiche würden nicht durch Gewalt und durch Furcht, sondern durch Zuneigung und durch Milde gesichert. Zuletzt beschwor er nochmals seinen Sohn und legte ihm ernstlich die Frage vor, ob er diese Ermahnungen halten wollte, die ja nicht sowohl diejenigen seines Vaters, als vielmehr diejenigen des allweisen und gerechten Gottes selber wären. Ludwig erwiderte darauf, daß er sie mit Gottes Hilfe halten würde, und sein Vater Karl sprach darauf noch einmal, daß auch nur derjenige mit Recht Vorschriften und Gebote geben könnte, der selbst am ersten bereit wäre sie zu halten.

Alsdann gebot Karl seinem Sohne, mit eigenen Händen die Krone vom Altar zu nehmen und sie selbst auf sein Haupt zu setzen; denn das sollte die Bürgschaft seines Gelöbnisses und des Reiches sein. Als der Jüngling die Krone erfaßte und sie auf sein Haupt setzte, sah man viele der Umstehenden Tränen vergießen und alle wünschten mit lauter Stimme für den Kaiser Ludwig langes Leben und Sieg. Dann wurde eine feierliche Messe gehalten und nach derselben kehrten sie in den kaiserlichen Palast zurück. Während des Ganges stützte sich Kaiser Karl, wie auch vorher, auf seinen Sohn, den neuen Kaiser Ludwig. Bald hernach begab sich Ludwig wieder in sein Land Aquitanien und war beim Tode seines Vaters nicht zugegen.

36. Karls Tod und Begräbnis.

Über den Tod und das Begräbnis des Kaisers erzählt uns sein treuer Eginhard folgendes:

Als gegen das Ende Karls seine Kraft durch Alter und Krankheit schon bedeutend abgenommen hatte, trugen sich manche Ereignisse zu, die nicht bloß andere, sondern auch er selbst auf seinen nahen Tod deuteten. Die drei letzten Jahre hindurch kamen häufige Sonnen- und Mondfinsternisse vor, und in der Sonne sah man einmal einen großen schwarzen Fleck sieben Tage lang. Der Säulengang, welcher zur Verbindung seines Palastes und der Kirche mit großen Kosten erbaut war, stürzte am Himmelfahrtstage bis auf die Grundfeste in einen Schutthaufen zusammen. Die Brücke über den Rhein bei Mainz, welche er in zehn Jahren mit unsäglicher Mühe und Anstrengung aus Holz so erbaut hatte, daß sie Jahrhunderte überdauern zu können schien, ward innerhalb dreier Stunden so völlig vom Feuer verzehrt, daß außer demjenigen, was das Wasser bedeckte, auch nicht ein einziger Balken übrig blieb. Karl faßte freilich sofort den Entschluß

sie fester und stärker von Stein wieder aufzubauen; aber er starb bald und nach ihm fand sich kein anderer, der diesen stolzen Gedanken ausgeführt hätte.

Als Karl seinen letzten Zug nach Sachsen gegen den Dänenkönig Gottfried machte, erblickte er an einem Tage, als er schon vor Sonnenaufgang aus dem Lager gegangen war, wie eine große Feuerkugel bei heiterer Luft vom Himmel fiel und von der rechten Seite nach der linken flog. Als alle, die ihn umgaben, verwundert das Schauspiel anstarrten und sich fragten, was es bedeuten möchte, wurde das Pferd des Kaisers von dieser Erscheinung scheu und warf ihn so heftig zur Erde, daß seine Mantelspange zerbrach und sein Degengehenk zerriß. Seine Diener eilten alsbald herzu, entwaffneten ihn und hoben ihn auf. Der Wurfspieß, den er zufällig in der Hand gehabt hatte, war mehr als zwanzig Schritte weit weggeschleudert. Dazu kam endlich, daß sein Palast in Aachen häufig erzitterte, die hohen Leuchter in seinem Hause beständig knarrten; ferner daß in die Kirche, in welcher er nachher begraben ward, der Blitz einschlug und einen goldenen Apfel, welcher die Spitze des Daches zierte, fortschleuderte bis über die Priesterwohnung, welche an die Kirche stieß.

Nachdem der Kaiser Karl mit seinem Sohne Ludwig die letzte Zusammenkunft gehabt und diesen zu seinem Nachfolger ernannt hatte, ging er unfern von Aachen zum letzten Male auf die Jagd. Hier brachte er einen Teil des Herbstes zu und kehrte dann in den letzten Tagen des Oktobermonats nach Aachen zurück. Im Januar des folgendes Jahres ward er, von einem heftigen Fieber befallen und legte sich nieder. Wie es bei Fiebern wohl zu geschehen pflegt, versuchte auch er durch Fasten sich zu heilen; aber die Krankheit ward immer hitziger und heftige Seitenschmerzen kamen dazu. Auch da noch behielt er das Fasten bei und stärkte sich nur zu-

weilen durch einen Trunk; aber der ermattete Körper gab nach und er starb im zweiundsiebzigsten Jahre seines Lebens und am siebenten Tage seines Krankenlagers. Es war im Jahre 814 am 28. Januar, morgens neun Uhr, nachdem er sechsundvierzig Jahre regiert hatte. Am selben Tage noch ward der Leichnam des Kaisers gewaschen, geschmückt und ein balsamiert und alsdann in der Kirche zu Aachen, welche er selbst hatte erbauen lassen, feierlich beigesetzt. Man brachte ihn in vollem kaiserlichen Schmucke in die Gruft, mit einem goldenen Evangelienbuche auf den Knien, einem Stücke des heiligen Kreuzes auf seinem Haupte und der goldenen Pilgertasche um die Hüfte. So saß er da in aufrechter Stellung auf einem goldenen Stuhle. Die Gruft ward mit Weihrauch und Spezereien angefüllt, verschlossen und versiegelt. Über das Grab ward ein prächtiger Bogen gesetzt mit folgender Inschrift in lateinischer Sprache:

> „Allhier ruht der Leichnam Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, des Mehrers des fränkischen Reiches, das er sechsundvierzig Jahre lang glücklich regiert hat. Er starb zweiundsiebzig Jahre alt, im Jahre unseres Herrn achthundertundvierzehn, am achtundzwanzigsten Januar."

Karl hatte das Frankenreich zu einer gewaltigen Macht erhoben; denn es dehnte sich aus vom Ebro bis an die Eider und von der Raab bis ans atlantische Meer; aber der Glanz war äußerlich und es fehlte dem Reiche an Kraft. Die neuen Einrichtungen, welche von Karl hauptsächlich auf die Befestigung seiner Macht abgesehen waren, hatten sich im Volke noch nicht befestigt und zerfielen bald. Namentlich war dies die Einrichtung der missi dominici, d. h. der kaiserlichen Sendboten, welche alljährlich im Namen des

Kaisers, jeder in seinem Bezirke, oder auch zwei ein weltlicher und ein geistlicher zusammen, das fränkische Reich durchreisten und die Oberaufsicht hatten. Auch die Grafen mußten ihnen Rechenschaft ablegen, und darum konnte diese Einrichtung nur so lange bestehen, als ein kräftiger Regent dem Spruche der kaiserlichen Sendboten Nachdruck gab; unter einem schwachen Kaiser, wie Ludwig der Fromme war, wurden die kaiserlichen Sendboten allmählich gering geschätzt und bald sind sie ganz abgekommen.

Das Wesentlichste aber, woran es im Reiche Karls des Großen fehlte, war die Zuneigung der Menschen. Seine Regierungszeit war fast ein fortwährender Krieg, unter dem nicht bloß diejenigen litten, welche er feindlich überzog, sondern auch die Franken und alle andern Volksstämme seines Reiches. Darum sträubten sich die Sachsen so sehr; denn bis auf Karl hatten sie keinen andern Krieg geführt als einen Volkskrieg, nur gegen die Feinde ihres Volkes hatten sie die Waffen ergriffen. Nun aber sollten sie gegen die Avaren und gegen solche Völker ziehen, die ihnen nie etwas zuleide getan und von deren Besiegung sie keinen Vorteil zu erwarten hatten; dagegen sträubten sie sich und wollten nicht dahin, sondern erhoben sich lieber wider den Mann selbst, der solches von ihnen verlangte. Der Kaiser Karl gab dem deutschen Volke das erste Beispiel eines Krieges, der viel weniger zum Nutzen und nach dem Willen eines ganzen Volkes, als für die Herrschsucht eines einzigen unternommen war. Darum ward sein Tod von seinen Zeitgenossen nicht tief betrauert, vielmehr richteten alle ihre Blicke hoffnungsvoll auf Ludwig, von dem man damals nur wußte, daß er ein gutmütiger Mann und Freund des Friedens war.

37. Der Sagenkreis vom Kaiser Karl.

Ein so gewaltiger Held, wie der Kaiser Karl gewesen war, konnte in der Erinnerung des Volkes nicht untergehen,

sondern ward bis zum zwölften und dreizehnten Jahrhundert mehr und mehr verherrlicht, je weiter die Geschichte selbst durch die Entfernung in den Schatten trat. Denn so lange die Menschen noch die Leiden empfinden, die ein Eroberer ihnen durch seine Kriege zufügt, mögen sie nun für oder wider ihn kämpfen, so lange verherrlicht ihn die Sage nicht; wenn aber erst diese Leiden ganz vergessen sind, dann gewöhnen sich die Menschen daran, den Eroberer zu feiern, dem ihre Voreltern vielleicht geflucht haben, und die Sage macht die Quäler und Peiniger der Menschen zu ihren Helden. Allmählich ward Karl der Mittelpunkt einer Reihe von Sagen, die sich an ihn ansetzten, und zwar als den Vorkämpfer der christlichen Kirche gegen die Mauren. Dies Bestreben trat hauptsächlich zur Zeit der Kreuzzüge hervor, ja es ging so weit, daß man auch von Karl einen Zug nach dem heiligen Lande dichtete. Die hauptsächlichste dieser Sagen ist die, welche uns im Ruolandes liet erhalten ist. Gegen das Ende des elften Jahrhunderts, genau 1095, schrieb ein Mönch im Kloster St. Denis in Frankreich, unter dem Namen des Zeitgenossen Karls, Erzbischof Turpin, eine Geschichte über das Leben des Kaisers Karl und Rolands, und nach demselben Sagenstoffe ist ungefähr hundert Jahre später das erwähnte Lied vom Pfaffen Konrad gedichtet. Bei Turpin geht aber das Bild des Kaisers schon ins Riesenhafte hinaus; denn folgendermaßen beschreibt er die Gestalt des Kaisers. Er sagt: „Karl war acht seiner Füße hoch, sein Bart eine Elle lang, seine Stirn einen Fuß breit, seine Löwenaugen funkelten wie Kohlen. Er aß wenig Brot, aber täglich verzehrte er ein Viertel eines Hammels oder zwei Hühner, eine Gans oder ein Spanferkel oder einen Hasen. Dazu trank er täglich einen Eimer Wein. Er war so stark, daß er mit einem Schlage seines scharfen Schwertes einen bewaffneten Reiter vom Scheitel bis an den Sitz spaltete und mit dem Schwerte noch tief in das Pferd

17*

hineinhieb. Einen andern bewaffneten Mann stellte er auf seine flache Hand und hob ihn dann sofort bis an sein Haupt empor und setzte ihn wieder nieder.“ Also war der fromme König, der Vorkämpfer der Christenheit beschaffen, und ähnlich waren auch die zwölf Helden oder Pairs, die ihn immerdar umgaben. Unter ihnen war Roland, Oliver, Ogier, Gottfried, Engelirs, Anshelm, Erzbischof Turpin, Naims von Bayern usw. Was uns der Mönch Turpin über Rolands Fall im Tale Ronzeval berichtet, habe ich meinen Lesern schon früher erzählt. Diese Erzählungen Turpins sind auch die Quelle gewesen für den italischen Dichter Ariost und sein Heldengedicht: Orlando furioso.

Das Ruolandes liet vom Pfaffen Konrad aber ist eine der edelsten Perlen, welche uns die deutsche Dichtung des Mittelalters überliefert hat. Der Dichter selbst sagt uns über sich und sein Gedicht:

Ich heize der phaffe Chuonrat;
also iz an dem buoche gescriben stat In franczischer zungen, So han ich iz in die latine bedwungen, Danne in die tiutiske gekeret.

Er beschreibt uns ganz ausführlich voll der tiefsten Frömmigkeit den Todeskampf des wackern Helden Roland im Streite gegen die Mauren und schildert uns mit lieblichen und lebendigen Farben den Kaiser Karl. Einmal kommen zu diesem die Gesandten der Mauren, während er mit seinem Heere im Felde ist, und finden alles auf das herrlichste eingerichtet. In einem eingefriedigten Garten sehen sie wilde Tiere miteinander streiten, während die kühnen Kämpfer Karls daneben sich mit Waffenspielen, mit Falken und Jagen beschäftigen. Auch edle Frauen sind da versammelt, köstlich geschmückt und alle wunderherrlich anzusehen; denn seit dem Könige Salomo war keine Pracht der Erde der des Kaisers

Karl zu vergleichen. Die Boten nahen sich dem Kaiser und finden ihn beim Schachspiel. Davon singt der Dichter also:

Sin antluzze was wunnesam. Then boten harte wolgezam.
Thaz sie in muosen scowen[1]). Ja liuhten sine ougen
Sam ther morgen sterre: Man erkante in vile verre;
Nieman ne thorfte vragen, Wer ther kaiser were.
Nieman ne was ime gelih, Sin antluzze was zierlih;
Mit volleclichen[2]) ougen, Ne mohten sie in niht noh bescowen.
Thiu lichte gap in wider slah[3]), Sam thiu sunne umbe mittentah.
Then vianden was er gramelih[4]), Then armen was er heimlih[5]),
In volcwige[6]) was er sigesalih, Wider ubel was er genathih.
Ze Gote was er geware[7]), Er was reht rihtare.
Er lerte uns thie phathe[8]), Ther engel sie im vore rihte.
Er erkunde elliu reht, Ze theme suerte was er Gotes kneht;
Aller tugende was er uz erkorn, Milter herre wart nie geborn.

Dieses Lied nebst einer späteren Umarbeitung desselben von Stricker ist aber auch fast das einzige, welches uns aus diesen Sagenkreisen von Karl dem Großen und seinen Helden erhalten ist; denn die schöne Sage von den vier Haimons-

1) schauen; 2) völlig, mit vollen Augen; 3) Widerschlag, hier Widerschein. Das Licht (Augenlicht) gab solchen Widerschein; 4) grimmig; 5) heimlich, vertraulich; 6) Volkeskampf; 7) wahrhaft, treu; 8) das geschriebene Gesetz, wonach Recht gesprochen wird (lat. pactum).

kindern ist uns nicht als Lied erhalten, sondern nur der Stoff ist durch die Volksbücher auf uns gekommen.

Ähnlich aber, wie der Pfaffe Chuonrat die Sage von Karls des Großen Kampfe gegen die Mauren erzählt, beschreibt uns der tiefsinnigste deutsche Dichter der mittelhochdeutschen Blütezeit den Kampf eines andern Helden gegen die Mauren. Wolfram von Eschenbach dichtete etwa um 1220 seinen Willehalm von Oranse, und ähnlich wie Konrad eine französische Sage benutzt hatte, so legte auch Wolfram eine französische Quelle zugrunde. Aber der Kaiser Karl kommt nicht in ihr vor, sondern der König Loys (Ludwig der Fromme). Wolframs Dichtung ist nur ein Bruchstück.

Ludwig der Fromme und seine Söhne.

---

1. Ludwig der Fromme.

Weil die Ereignisse und Geschicke im fränkischen Reiche unter Kaiser Ludwig so sehr von den persönlichen Gaben und Eigenschaften dieses Mannes abhängig sind, so müssen wir eine Schilderung derselben voranschicken.

Ludwig war von mittelmäßig hoher Gestalt, seine Augen waren groß und hell, die Nase lang und gerade. Seine Brust war stark und seine Schultern breit, die Arme voll Kraft, so daß es ihm im Schießen mit dem Bogen und im Lanzenwerfen nicht leicht einer gleich tat. Seine Hände waren lang und seine Finger gerade, auch die Beine waren lang gestreckt, seine Füße groß, seine Stimme war von männlicher Kraft. In der griechischen und der lateinischen Sprache war er wohl unterrichtet, aber die griechische Sprache verstand er besser, als er selbst sie sprechen konnte; die lateinische Sprache jedoch redete er wie seine Muttersprache. Er verstand den Sinn der biblischen Schriften, nicht bloß den wörtlichen, sondern auch den bildlichen. Die heidnischen Lieder, welche er in seiner Jugend gelernt hatte, verschmähte er nachher und wollte sie weder lesen noch hören.

Ludwig war von sanfter Gemütsart, langsam zum Zorne,

aber zum Verzeihen leicht zu bewegen. Wenn er in der Morgenfrühe täglich zur Kirche ging, so warf er sich auf die Knie, beugte dann sein Haupt zur Erde und betete demütig, oft auch mit Tränen. Er war sehr freigebig, wie es vorher nicht erhört war, so daß er königliche Schlösser seines Vaters und Großvaters vielfach verschenkte. In Speise und Trank war er mäßig und machte auch in der Kleidung keinen Aufwand, nur bei festlichen Gelegenheiten, wie es auch sein Vater und Großvater getan hatten. Dann legte er kein Gewand an, das nicht mit Gold durchwirkt war, auch das Schwert war mit einer goldenen Scheide versehen und hatte einen goldenen Griff, seine Beinschienen waren ebensowohl wie sein Panzer stark vergoldet, auf dem Haupte trug er die goldene Krone und in der Hand das goldene Szepter. Er lachte niemals, so daß man es hätte hören können; selbst wenn bei hohen Festlichkeiten zur Ergötzung des Volkes Schauspieler und Sänger und Lustigmacher vor ihm auftraten und alles Volk unmäßig lachte, lächelte er nicht einmal soviel, daß man seine Zähne sehen konnte. Aber er war mildtätig und gab täglich den Armen, und wo er auch sein mochte, er wies sie niemals ab.

In allen Dingen war er vorsichtig und bedächtig, nur verließ er sich zu wenig auf sein eigenes Urteil und traute dafür seinen Räten zu viel. Dies kam daher, daß er sich viel mit gottesdienstlichen Übungen beschäftigte; ja er wäre selbst Mönch geworden, wie sein Großoheim Karlmann, wenn sein Vater Karl es ihm nicht untersagt hätte.

Aus seiner Jugendzeit wird uns folgende Geschichte erzählt, aus welcher wir erkennen, wie wir in dieser Hinsicht Ludwig gegen seine früher verstorbenen Brüder zu stellen haben. Einstmals befand sich der Bischof Paulinus in der Kirche zu Aachen. Zufällig führte die drei Söhne des Königs Karl ihr Weg durch diese Kirche. Zuerst kam des Königs

ältester Sohn, der nach seinem Vater Karl hieß. Der Bischof, der in Aachen unbekannt war, fragte einen Geistlichen, wer der junge Mann wäre, und als er es erfahren hatte, schwieg er; Karl setzte ruhig seinen Weg fort und kümmerte sich weder um den Bischof, noch überhaupt um die Kirche. Gleicherweise kam Pippin, von einer Anzahl von Hofleuten umgeben. Als man es ihm sagte und hinzufügte, daß Pippin König von Italien wäre, verbeugte sich der Bischof ehrerbietig vor dem jungen Fürsten. Aber auch Pippin bemerkte es kaum und ging eilig weiter. Endlich kam Ludwig, der damals (794) auch schon König von Aquitanien war. Er ging aber nicht vorbei wie seine Brüder, sondern kniete nieder und verrichtete sein Gebet mit der größten Andacht. Als Paulinus den Namen des jungen Fürsten erfuhr, erhob er sich von seinem Sitze und schritt auf Ludwig zu, der seinerseits auch sich erhob, um den Bischof zu begrüßen. Dann umarmte der Bischof den frommen Jüngling, dessen Betragen ihm so wohl gefallen hatte. Einige Tage darauf wurde der Bischof Paulinus zur Audienz vor den König Karl gelassen, und dieser fragte ihn, warum er denn solchen Unterschied unter seinen Söhnen gemacht hätte. Der Bischof aber antwortete, er habe dies deshalb getan, weil, wenn nach Gottes Willen einer von den Söhnen des Königs zur Regierung gelangen sollte, dieser Ludwig sich am besten dazu eignen würde.

Täglich bemühte sich Ludwig, die Klöster zu bereichern und für die Kirchen zu sorgen; denn er wollte, daß jeder Kirche eine Hufe Landes, ein Sklave und eine Sklavin gehörten. Aber es war ihm ein Greuel, wenn Leute, die im Dienste der Kirche standen, sich putzten und schmückten. So brachte er es dahin, daß unter seiner Regierung nach und nach die schön gestickten, mit Gold und Edelsteinen besetzten Gürtel der Geistlichen verschwanden. In allen andern Dingen aber war Ludwig den Priestern freundlicher gesinnt, als den

weltlichen Großen seines Reiches, und hatte vor ihnen große Ehrfurcht. Das sollte ihm nachher noch zu bitterem Leide gereichen.

2. Bernhard.

Von Pippin, demjenigen Sohne Karl des Großen, der schon vor seinem Vater verstorben war, lebte noch ein Sohn, ein Neffe des Kaisers Ludwig. Dieser hieß Bernhard und ward von Ludwig dem Frommen zum Könige von Italien ernannt. Aber Bernhard war damit nicht zufrieden, sondern machte eine Verschwörung gegen seinen Oheim und suchte ihn vom Throne zu stoßen. Als Ludwig diese Nachricht von den Bischöfen erfuhr, die an der Grenze von Italien lebten, sammelte er sogleich ein Heer, um damit seinen Neffen zu bezwingen. Da merkte Bernhard bald, daß er seinem Oheim an Kräften nicht gewachsen sein würde, und verzweifelte an seiner Unternehmung, namentlich da auch auf die Nachricht von der Rüstung Ludwigs einer nach dem andern von seinen Mitverschworenen sich heimlich entfernte, um Ludwigs Verzeihung zu suchen. Dazu entschloß sich auch Bernhard; er begab sich zu seinem Oheim, legte seine Waffen nieder, fiel ihm zu Füßen und übergab sich völlig in die Gewalt des Kaisers. Auch war er auf die Fragen desselben gleich bereit, ihm alle seine Vergehen zu entdecken und anzugeben, was er eigentlich gewollt habe.

Nach dem Rechte und Gesetze der Franken mußte Ludwig über ihn die Todesstrafe verhängen; aber das wollte er nicht, und als seine Räte ihn bestürmten und durchaus den Tod Bernhards verlangten, gab er nach, daß Bernhard geblendet werden sollte. Aber auch diese Strafe gereichte dem unglücklichen Bernhard zum Tode; denn er starb drei Tage nachher an dem Verluste seiner Augen. Darüber war der Kaiser sehr bekümmert; er weinte mit tiefem Schmerze zu öfteren

Malen und unterzog sich nach dem Rate seiner Bischöfe einer schweren Buße. Auch gab er den Armen viel Almosen, damit diese Tat gesühnt werden möchte, und von den übrigen Teilnehmern der Verschwörung wurde keiner mehr weder am Leben gestraft, noch verstümmelt; nur die Bischöfe unter ihnen wurden abgesetzt und ins Kloster geschickt.

Einige Jahre hernach berief der Kaiser eine große Versammlung von Bischöfen und Äbten, aber auch von andern vornehmen Männern seines Reiches und bemühte sich, dort alle, denen er jemals unrecht getan hatte, wieder mit sich zu versöhnen. Auch bekannte er, daß er seinem Neffen Bernhard großes Unrecht zugefügt hätte und daß er dies bereute, und versprach, er wollte gern alles gut machen, wo er oder sein Vater Karl jemandem Leid getan hätten.

3. Der Kaiser Ludwig und die Bekehrung der Nordmannen.

Die Achtung und die Furcht, welche die Völker rings um das Frankenreich vor dem gewaltigen Karl empfunden hatten, dauerte auch nach seinem Tode noch fort und übertrug sich auf den frommen Kaiser Ludwig, obwohl dieser so wenig im stande war, die Menschen bei dieser Furcht zu erhalten. Als einmal im Dänenreiche Zwist ausbrach, kam Harald, dessen Brüder ihn von der Regierung Dänemarks ausschlossen, mit seiner Frau, seinen Kindern und einem großen Gefolge zu Ludwig geflüchtet, als dieser sich gerade in Mainz aufhielt, und bat ihn um Schutz gegen seine Brüder. Den versprach ihm Ludwig unter der Bedingung, daß Harald mit seiner Gemahlin sich dort taufen ließe. Harald war bald dazu bereit und so wurde denn in der St. Albanskirche in Mainz die Taufe vollzogen. Der Kaiser selbst war Pate bei König Harald und seine Gemahlin bei der dänischen Königin. Vor Freude beschenkte ihn dann noch der Kaiser Ludwig reich-

lich und gab ihm ein Besitztum im Lande der Friesen, den Rüstringergau*), der an der Jahde lag, damit er im Fall, daß die Dänen ihn wieder vertrieben, dort eine sichere Zuflucht habe. Einige erzählen auch, Ludwig der Fromme habe dem Könige Harald Dorestad, d. i. Wyk te Duurstede am Rheine geschenkt; aber für so töricht können wir Ludwig doch nicht halten, denn Dorestad war damals eine der wichtigsten Städte im Norden des fränkischen Reichs, sie trieb schon einigen Handel, und von ihr aus fuhr man hinüber nach Lundenwyk (London). Wenn Ludwig wirklich diese Stadt dem Dänen Harald geschenkt hätte, so hätte er diesen so sehr gefürchteten Feinden, von deren Raubsucht und Mordlust er doch sicherlich wußte, einen der hauptsächlichsten Häfen des fränkischen Reiches und den Schlüssel des Rheines geschenkt.

Es lag dem Kaiser Ludwig ferner auch am Herzen, daß Harald nicht bloß das Christentum annähme, sondern auch in dem neuen Glauben sich beharrlich erwiese. Deshalb dachte Ludwig darüber nach, einen geeigneten Mann zu finden, den er zu Harald senden, und der dort das Christentum ausbreiten und sich selbst im Norden einen Bischofsitz erwerben könnte. Er fand einen Mann, der so viel an ihm war, später alle Hoffnungen erfüllte und den stolzen Namen „Apostel des Nordens“ erhalten hat. Es war nämlich im Kloster Corvey an der Weser ein junger Mann, namens Ansgar, der dort die Jugend unterrichtete. Er war als Jüngling kindischen Possen ergeben gewesen; aber da hatte ihn ein Traum auf einen andern Weg gebracht, so daß seine Mitschüler verwundert den ernsten Fleiß ihres früher so kindischen Mitschülers betrachteten. Bald empfing er im Kloster

*) Dieser Rüstringergau ist uns auch darum merkwürdig, weil sich das Gesetzbuch desselben in friesischer Sprache bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es heißt das Asegabuch, d. i. Richterbuch; denn der asega oder aesga war der Richter.

die priesterliche Weihe und ward dann Lehrer. Dieser Mann wurde dem Kaiser Ludwig als wohl geeignet empfohlen, mit dem Könige Harald als Bekehrer zu den Dänen zu gehen. Da ließ Ludwig erst den Abt des Klosters fragen; der Abt sagte, er habe nicht das Recht, einem seiner Geistlichen die Bürde eines solchen Amtes aufzuladen, würde es aber nicht hindern, wenn Ansgar hinziehen wollte. So wurde denn Ansgar selbst gefragt und erklärte, daß er bereit sei. Manche im Kloster lachten darüber, zwei Jünglinge aber baten sich die Erlaubnis aus, Ansgar begleiten zu dürfen. Er nahm sie mit, und sie gingen zusammen erst zum Kaiser Ludwig nach Mainz.

Dieser war sehr erfreut und ließ ihnen alles darreichen, was zur Reise nötig war. Als sie nach Köln kamen, schenkte ihnen der Erzbischof ein Schiff, auf welchem sich zwei kleine kunstreich eingerichtete Wohnungen befanden, so daß sie auf demselben ganz bequem leben konnten. Als Harald das Schiff erblickte, bat er, ihn mit in dasselbe aufzunehmen, und von da an entwickelte sich eine vertraute Freundschaft zwischen König Harald und Ansgar. Sie fuhren so bis nach Dorestadt (Wyk te Duurstede), welches damals die angesehenste Stadt im Lande der Friesen und Bataver war, von da ab der Küste entlang zwischen den Inseln und dem Festlande hin über den Teil des Meeres, der zur Ebbezeit vielfach ganz trocken ist und in unserer Zeit die Watten genannt wird. So gelangten sie bis zur Mündung der Elbe und fuhren von da aus wieder nördlich der Küste entlang bis in die Gegend des Dänenlandes. Dort predigte Ansgar und bekehrte diejenigen Sklaven zu Christen, welche Harald ihm aus seinen Leuten gab, und diejenigen, welche Ansgar mit seinem ihm von Ludwig gegebenen Gelde loskaufte. Aber die Wirkung seiner Predigten war damals noch nicht groß, später erst erlangte Ansgar mehr Bedeutung. Denn im folgenden Jahre

wurde Harald, der doch hauptsächlich den Boten des Christentums begünstigte, wieder vertrieben. Einige Jahre nachher kamen auch Gesandte aus Schweden zum Kaiser Ludwig und baten ihn um einen Apostel; denn sie erzählten, daß aus ihrem Volke viele dem Christentume geneigt wären. Darum entsandte der Kaiser Ludwig Ansgar auch nach Schweden, und unter vielen Gefahren zog Ansgar dahin und verweilte dort fürerst nur wenige Monate. Nach seiner Rückkehr machte ihn der Kaiser zum ersten Erzbischof von Hammaburg, d. i. Hamburg, und als solcher wirkte Ansgar noch viele Jahre.

In seinem Eifer für die Ausbreitung des Christentums beging aber der Kaiser Ludwig auch manchen Irrtum und meinte alles getan zu haben, wenn er nur die Heiden bewöge, sich taufen zu lassen. Derselbe Mönch von St. Gallen, der uns von Karl dem Großen manche Geschichten aufbewahrt hat, erzählt uns auch eine solche von Ludwig, worin sein Bekehrungseifer zu unüberlegt war. Er sagt also: Der Kaiser Ludwig fühlte mit den Gesandten, welche die Nordmannen häufig zu ihm schickten, tiefes Mitleiden, weil sie noch Heiden waren, und deshalb fragte er sie, ob sie wohl Christen werden wollten. Sie erwiderten, daß sie immer bereit wären zu tun, was er verlangte. In solchen Fällen waren die vornehmen Hofleute die Paten der Täuflinge, und diese erhielten aus der kaiserlichen Schatzkammer das weiße Täuflingsgewand, von den Hofleuten aber die Kleidung der Franken und zwar kostbare Gewänder und Waffen und den übrigen Schmuck. Als dies schon öfter geschehen war, kamen zuweilen auch Nordmannen, nicht als Gesandte, sondern als Dienstmannen des Kaisers, und einmal erschienen zum Osterfeste ihrer fünfzig. Der Kaiser fragte sie wiederum sofort, ob sie sich taufen lassen wollten, und als sie die Frage bejahten, ließ er ohne Verzug das Taufbad bereiten. Aber es waren nicht sogleich so viele leinene Taufhemden vorhanden; deshalb befahl der Kaiser,

man solle die vorhandenen in Streifen schneiden und diese Streifen in die Länge und in die Quere so übereinander nähen, daß zwischen den Streifen ein Raum freibliebe und mithin mehr Gewänder aus den vorhandenen bereitet werden könnten. Als eins von den also bereiteten Taufhemden einem der älteren Nordmannen umgelegt war, betrachtete er es eine Zeitlang mit neugierigen Augen. Dann wurde er aber sehr zornig und sprach zu dem Kaiser: „Ich bin hier schon zwanzigmal getauft worden und immer mit einem schönen weißen Taufhemde angetan; aber solche Lappen schicken sich nicht für Krieger, sondern für Schweinehirten, und wenn ich mich nicht meiner Blöße schämte, da ich meine Kleider abgelegt und von dir noch keine wiederempfangen habe, so würde ich dir dein Taufhemd mit deinem Christus wieder zurückgeben."

Der Mönch erzählt uns das aber nicht, um Ludwig lächerlich zu machen, sondern um zu beweisen, wie leichtfertig und leichtsinnig die Nordmannen über die Taufe geurteilt hätten.

4. Die Wegführung der Gebeine der Märtyrer Vitus und Lukanus aus dem Frankenlande nach Sachsen.

Zur Zeit des Kaisers Ludwig ereignete es sich, daß die Gebeine zweier Märtyrer aus dem Frankenlande nach Sachsen geschafft wurden. Dieses war in damaliger Zeit nicht nur wichtig für einzelne Klöster und Kirchen, sondern die Volksstämme selbst nahmen daran teil. Darum erzählen wir diese Geschichte. Als einstmals der fränkische Abt Hilduin in seiner Verbannung Aufnahme bei den Mönchen des Klosters Corvey gefunden hatte, versprach er seinen gastfreundlichen Wirten zum Danke dafür die Gebeine des Vitus und Lukanus. Diese beiden waren zur Zeit der Christenverfolgung der römischen Kaiser Diocletian und Maximian in Italien getötet, und ihre Gebeine waren zur Zeit Pippins von Rom nach

Gallien in eine Kirche des Bistums von Paris gebracht, wo man sich von ihnen erzählte, daß ihre Anwesenheit genügte, die Umwohner gegen Blitz und Hagel zu schützen. Der Ruf dieser beiden Heiligen war weithin gedrungen, und deshalb bestanden nun auch die Mönche des Klosters Corvey an der Weser auf der Auslieferung. Der Bischof von Paris, namens Erchenrad, willigte ein und der Kaiser Ludwig bestätigte es; so wurden denn die Leichen des Vitus und Lukanus nach dem Kloster Corvey gebracht, und wie es dabei zuging, hat ein Augenzeuge uns beschrieben.

Am vierzehnten April des Jahres 836 wurde zu St. Denis unter großem Zulauf der Geistlichkeit und des Volkes erst eine Messe gehalten und dann von dem Abte Hilduin dem Abte des Klosters Corvey, namens Warin, die Leichen übergeben. Da Corvey damals noch arm war, so hatte der Kaiser Ludwig dem Abte Warin noch die Abtei Rasbach dazu verliehen, damit er seiner Würde als Abt angemessen auftreten könnte. In langsamen Tagemärschen bewegte sich der Zug, und wenn sie sich einem Kloster nahten, so zogen ihnen die Mönche mit Reliquien und Kreuzen, dampfenden Weihrauchbecken und brennenden Kerzen entgegen, und empfingen die Leichname mit Psalmen und Lobliedern. Am Ende des Monats Mai erreichte der Zug Aachen, und nachdem er von da aus einige Tage später die Grenze des Sachsenlandes betreten hatte, kam er nach Soest, wo ihm eine große Menge der Sachsen entgegen gezogen war, um ihn weiter zu geleiten. Am dreizehnten Juni, dem Tage vor der Vigilie des heiligen Vitus, langte der Zug in Corvey an, während die vornehmsten aus den adeligen Geschlechtern der Sachsen, Männer und Weiber, in großer Menge ihn geleiteten. Die Geschichtschreiber jener Zeit erzählen uns, daß durch diese Hinwegführung dem Frankenlande ein großer Nachteil, für das Sachsenland aber Heil und Segen erwachsen sei.

5. Ludwig der Fromme teilt das Reich unter seine Söhne.

Im Jahre 817 geriet Kaiser Ludwig in eine große Lebensgefahr. Denn als er einst nach vollendetem Gottesdienst aus der Kirche nach Hause zurückkehren wollte und über eine hölzerne Galerie ging, deren Balken verfault waren, konnte diese das Gewicht aller Begleiter Ludwigs nicht mehr tragen und stürzte zusammen. Mehr als zwanzig Menschen fielen mit hinab und mehrere von ihnen wurden schwer verwundet, der Kaiser aber empfing nur leichte Schrammen und erholte sich bald wieder, so daß er der Jagd wegen nach Nymegen gehen konnte. Bald darauf begab er sich nach Aachen und berief dorthin eine große Reichsversammlung, wie es zu geschehen pflegte; aber diesmal hatte der Kaiser etwas Außerordentliches und vielen Unerwartetes vor, und es scheint, daß bei seiner Sinnesart die kurz vorher stattgehabte Lebensgefahr nicht ohne Einfluß darauf geblieben ist.

Seine drei Söhne und mit ihnen die Ersten aus allen Stämmen, von den Franken, den Alemannen, den Burgunden, den Bayern, den Aquitaniern, den Sachsen, den Langobarden, waren in Aachen versammelt. Zuerst hielt der Kaiser einen engeren Rat mit wenigen und nachdem er mit diesen übereingekommen war, das Reich unter seine drei Söhne zu teilen, fastete und betete er drei Tage lang, ob es auch wohl Gottes Wille also wäre, und da ihm das Gegenteil nicht gesagt wurde, war er überzeugt, daß es Gott also wolle. So trat er denn vor die Versammlung aller Ersten seines Reiches und legte ihr zuerst die Frage vor, ob es recht sei, das zu verschieben, was zur Befestigung des Reiches nötig schiene. Als alle diese Frage verneinten, entwickelte ihnen der Kaiser seinen Entschluß, daß er in Rücksicht auf die Hinfälligkeit des menschlichen Daseins für das Reich sorgen und die Würde der Herrschaft auf seine Söhne übertragen wolle.

Von der alten Freiheit der Franken waren noch einige Spuren übrig, die wenigstens den Anschein darboten, als fände eine freie Wahl statt, nämlich daß die Reichsversammlung aus mehreren Söhnen des Kaisers denjenigen auswählte, welcher ihr am meisten zusagte. Dies Recht hatte selbst Karl der Große aufrecht erhalten. Deshalb legte nun Kaiser Ludwig allem Volke ein dreitägiges Fasten auf, ließ in allen Kirchen zu Gott um Erleuchtung beten, gab selbst reichlichere Almosen, als gewöhnlich, und riet dasselbe auch seinem Gefolge an, damit Gott sich über sie erbarmen möchte. So schien es allen, als habe göttliche Fügung es so gelenkt, daß die Kaiserwahl auf Lothar fiel, und sie stimmte mit den Wünschen Ludwigs und denen des ganzen Volkes überein. Zugleich aber ward festgesetzt, daß Pippin das Land Aquitanien als sein Königreich und eben so Ludwig Bayern besitzen sollte. An einem Sonntage ward in der Kirche zu Aachen feierlich die Krönung vollzogen; Ludwig verfuhr dabei mit Lothar ganz ebenso, wie sein Vater Karl mit ihm verfahren war, und alles Volk rief: „Es lebe der Kaiser Lothar!“ Dann warf sich Ludwig vor dem Altare nieder und dankte Gott, daß es ihm verliehen war, mit eigenen Augen seinen Sohn auf dem kaiserlichen Stuhle zu erblicken. Aber diese Freude war allzufrüh; denn davon kam noch schweres Leid über die Völker und die Könige.

6. Die Gottesgerichte zur Zeit Kaiser Ludwigs.

Im Jahre 829 erließ der Kaiser Ludwig in Übereinstimmung mit der Reichsversammlung, welche darüber zuvor beraten hatte, ein Gesetz über die Anwendung der Gottesgerichte, insbesondere des heißen Wassers. Denn die wundersüchtigen Menschen jener Zeit meinten, daß bei einem unschuldig Angeklagten Gott zu dessen Gunsten die den Menschen bekannten Gesetze der Natur für den Augenblick aufheben würde, wenn

ihre Wirkung zum Schaden des Angeklagten gereiche. Wenn z. B. ein Sklave einen Mann getötet hatte und zu seiner Verteidigung sagte, daß er es aus Notwehr getan hätte, so sollte er nach dem Gesetze, welches der Kaiser und die Reichsversammlung gegeben hatten, seine Aussage durch das Gottesurteil des heißen Wassers beweisen. Zeigte sich aber seine Hand als verbrannt, so ward er mit dem Tode bestraft.

Dieses Gottesurteil aber ward folgendermaßen angestellt. Zuerst ward gebetet und die Menschen beschworen, die Wahrheit zu sagen, und dann ward das heilige Abendmahl genommen. Nach Beendigung der Messe ward ein Kessel mit Wasser herbeigebracht und durch Segnungen, in denen man Gottes Macht auf das Wasser herabflehte, feierlich geweiht und entsühnt, damit der Teufel keine Macht mehr darüber habe und der, welcher die Hand hineinstecken sollte, für seine Schuld die Kraft des Wassers an sich erfahre. Denn sie fürchteten am meisten, daß der Angeklagte durch Zaubermittel die Kraft des Wassers brechen möchte, und waren viel weniger darum besorgt, daß das heiße Wasser seine natürliche Kraft auch auf den Unschuldigen ausüben könnte. Der Angeklagte wurde mit reinen Kleidern angetan und mit geweihtem Wasser besprengt. Alsdann wurde Holz unter den Kessel gelegt und angezündet. In dem Kessel hing ein kleiner Stein oder sonst ein kleiner Gegenstand an einem Stricke, bei einem einfachen Beweise eine Handbreit tief, bei einem dreifachen eine Elle tief. Während das Wasser kochend aufwallte, mußte der Angeklagte diesen kleinen Stein herausnehmen. Sobald es geschehen war, wurde die Hand sorgfältig eingewickelt und das richterliche Siegel auf die Umhüllung gesetzt. Nach drei Nächten wurden die Binden abgenommen, und wenn sich dann der bei Brandwunden gewöhnliche Eiter zeigte, der selbst ähnlich aussieht, wie heißes Wasser, so wurde die Anklage für er-

wiesen gehalten. Ähnlich war auch das Gottesgericht des glühenden Eisens.

Dieses Gottesurteil des heißen Wassers ward von Kaiser Ludwig bestätigt, in demselben Gesetz aber wurde das des kalten Wassers verboten. Bei diesem ging es so zu. Zuerst wurde gebetet und der Angeklagte beschworen, die Wahrheit zu sagen, aber auch das Wasser wurde beschworen, daß nicht das reine Element den Schuldigen in sich aufnehmen möchte. Dann legte der Angeklagte seine Kleider ab, küßte das Evangelium und das Kreuz Christi und wurde mit Weihwasser besprengt. Nachdem so der Einfluß des Teufels ferne gehalten war, wurden dem Angeklagten die Glieder gebunden und zwar so, daß der Körper eine Kreuzgestalt darbot, und alsdann wurde er ins Wasser hinabgelassen. Wenn er sank, so hielt man ihn für unschuldig, wenn er oben schwamm, so war er schuldig. Wir wissen, daß das Gewicht des Menschen in der Regel um ein wenig schwerer ist, als dasjenige der Wassermasse, welche er verdrängt, und darum mußte der Angeklagte meistens untersinken, auch wenn die Stricke, so lange die Nässe noch nicht ganz durchgedrungen war, ihn für einen Augenblick oben hielten. Zu jener Zeit lebte ein Bischof, namens Agobard, der allem Aberglauben feind war, und dieser schrieb ein Buch gegen die Meinung, daß die Wahrheit durch Feuer oder Wasser oder durch den Zweikampf offenbar werden könnte. Damals schaffte der Kaiser wenigstens diesen Mißbrauch ab; aber viele Jahrhunderte später ward der unglückselige Aberglaube aufs neue angewandt bei einer der traurigsten Arten des Wahnes, welche jemals ihre Macht über den Verstand der Menschen ausgebreitet hat, nämlich bei dem Hexenglauben.

In alten Zeiten bestand zwischen dem Gottesurteil des heißen und des kalten Wassers der Unterschied, daß jenes angewandt wurde, wo zum Beweise eines Verbrechens nichts

fehlte, als das Geständnis des Angeklagten, und oft reichte schon die bloße Furcht vor diesem Gottesgerichte hin, ihn zum Geständnisse zu bringen. Dagegen wurde das kalte Wasser bei demjenigen angewandt, dessen Unschuld fast erwiesen war, so daß sie nur für den großen Haufen eines augenfälligen Beweises bedurfte.

Der Zweikampf aber galt damals allgemein als Mittel, die Wahrheit ans Licht zu bringen. Als Kaiser Ludwig einmal in Barcelona weilte, klagten zwei Edle aus gotischem Stamme sich gegenseitig bei dem Kaiser an. Sie hießen der eine Bera, der andere Sanilo; aber keiner von ihnen konnte den andern überführen. So wurde denn in einem Tiergarten bei Barcelona der Kampfplatz bereitet, es ward ein Sarg gebracht für den, der unterliegen würde. Bera ward besiegt, und der Kaiser erkannte ihn der Anklage schuldig; aber er war zu gutmütig und mitleidig, ihn töten zu lassen. Nur verbannte er ihn aus dem fränkischen Reiche.

7. Ludwigs Heirat mit Judith und die unheilvollen Folgen dieser Heirat.

Nachdem Irmengard, die Gemahlin des Kaisers Ludwig, verstorben war, fürchteten seine Getreuen, daß der Kaiser seinem Hange zum einsamen, beschaulichen Leben nachgeben und in ein Kloster gehen möchte, und deshalb rieten sie ihm, zum zweiten Male eine Frau zu nehmen. Der Kaiser gab den wiederholten Bitten nach und wählte Judith, die Tochter des Herzogs Welf von Bayern, zu seiner zweiten Gemahlin im Jahre 819. Nicht lange hernach berief der Kaiser eine Reichsversammlung nach Nymegen an der Waal und ließ dort noch einmal feierlich verlesen, welche Länder er seinen drei Söhnen erster Ehe geschenkt hätte, und alle, die dort versammelt waren, mußten die Teilung billigen und bestätigen. Einige Zeit hernach ward dem Kaiser Ludwig auch von seiner

Gemahlin Judith noch ein Sohn geboren, den er Karl nannte, und der nachher den Beinamen des Kahlen erhielt.

Im Jahre der Geburt dieses Karl kamen im fränkischen Reiche viele Trübsale über die Menschen. Aachen wurde durch ein entsetzliches Erdbeben fast zerstört, in Sachsen verbrannten in einem Jahre dreiundzwanzig Städte, und Pest unter Menschen und Vieh wütete durch alle Länder. Ferner erzählen die fränkischen Jahrbücher, daß auf einem alten und bereits verlöschten Marienbilde das Jesukindlein zwei Tage lang einen hellen Schein von sich gegeben habe, daß jedermann sich darüber hätte verwundern müssen. Solche Trübsale und Wunder rührten den frommen Kaiser tief, und darum nahm er seine Zuflucht zum Fasten, zum Gebete und zum Almosengeben, ermahnte die Priester, daß sie beten möchten, und gab der Kirche reiche Geschenke, um den Zorn Gottes damit zu versöhnen; denn man hatte ihm gesagt, Gott zürne der Welt und wolle sie ganz vertilgen.

Die Mutter Karls war nicht damit zufrieden, daß das ganze Reich unter die drei ältesten Söhne Ludwigs verteilt sein und ihr Karl gar nichts haben sollte. Deshalb lag sie dem Kaiser beständig an mit Bitten, daß er auch ihrem Sohne Karl einen Teil des Reiches bestimmen möchte; denn es wäre ja unbillig, wenn er allein leer ausgehen sollte. Sie gewann auch Lothar, den ältesten Sohn des Kaisers, daß er nicht widersprach, indem sie ihm vorhielt, daß er nach seines Vaters Tode Kaiser und somit Herrscher über seine drei Brüder sein würde; ja sie sagte ihm, daß er seinen jüngsten Bruder schützen müsse, weil er ihn aus der Taufe gehoben und dadurch sein geistlicher Vater geworden wäre. Lothar gab ihr recht, und Judith brachte es bei Kaiser Ludwig dahin, daß er seinem jüngsten Sohne das Land Alemannien zwischen dem Bayernlande und Aquitanien zu geben versprach.

Aber damit war die Kaiserin Judith noch nicht zufrieden, sondern sie sah sich nach einer besseren Stütze um und diese glaubte sie in dem Herzoge Bernhard zu finden, der im südwestlichen Winkel des Frankenreiches, in Septimanien regierte. Ein alter Geschichtschreiber jener Zeit sagt, daß der Tag, wo Herzog Bernhard das Haus des Kaisers betrat, der Anfang aller Leiden der Franken und alles Unheils war, weil der Hof des Kaisers damals einen Mann aufnahm, dessen Tätigkeit darauf gerichtet war, alle Verhältnisse zu oberst und unterst zu kehren. Bernhard war ein gewandter, schlauer Mann und hatte bald beim Kaiser Ludwig ebensowohl wie bei der Kaiserin Judith den mächtigsten Einfluß. Wenn jemand beim Kaiser in besonderer Gunst stand, so sagte Bernhard von ihm, er halte es mit den Söhnen Ludwigs gegen ihren Vater, und entfernte auf diese Weise die treuen Ratgeber des Kaisers, indem er bei dem schwachen Manne Mißtrauen gegen sie aussäete. Aber auch die Söhne des Kaisers wurden dadurch sehr unruhig und versahen sich nichts Gutes von ihrem Vater; denn er tat alles, was Herzog Bernhard wollte.

Zu dieser Zeit im Jahre 830 empörten sich die Briten, deren Vorfahren vor den Angelsachsen aus England geflohen waren und sich in Armorica niedergelassen hatten, das jetzt Bretagne heißt. Ludwig versammelte ein Heer und wollte gegen sie ziehen. Aber Pippin, der König von Aquitanien, der längst schon mit Mißtrauen und Argwohn auf den Hof seines Vaters geblickt hatte, glaubte nun, daß diese Unternehmung, wenn auch mit Worten gegen die Briten, doch der Tat nach gegen ihn gerichtet wäre, und rüstete sich auch. Von beiden Seiten schürten böse Menschen das Feuer und entfernten Vater und Sohn immer weiter voneinander. Der Kaiser Ludwig war krank an den Füßen und konnte nicht gehen; dessenungeachtet ließ er im März doch das Heer

aufbrechen und nahm seinen Sohn Karl und den Herzog Bernhard mit sich. Viele der Großen, die zur Heeresfolge verpflichtet waren, blieben aus und entschuldigten sich mit dem schlechten Wetter, weil die Wege noch ungangbar wären, versprachen aber, daß sie bald nachkommen würden. Allein noch war der Monat nicht verflossen und der Kaiser noch nicht bis ins Britenland gelangt, als eine Empörung offen gegen ihn ausbrach. Denn fast alle Großen haßten den Herzog Bernhard um seines Übermutes willen und sagten viel Schlimmes von ihm und der Kaiserin Judith, was auch allgemein geglaubt wurde, nur von dem gutmütigen Kaiser nicht.

Als der Kaiser die Nachricht von der Empörung erhielt, zeigte er sich mutiger, als man erwartet hatte. Er war wie aus dem Schlafe erwacht; aber, obwohl er ruhig und sicher gegen den Rhein hätte zurückkehren können, wollte er das doch nicht, sondern befahl, daß der Zug fortgesetzt werden sollte. Bernhard aber wagte es nicht, sich der Gefahr auszusetzen; er entkam und floh nach Septimanien und von dort nach Barcelona. Auch für Ludwig war bald alle Hoffnung des Widerstandes verloren, und seine Gemahlin Judith geriet in die Hände ihres Stiefsohnes Pippin und der Großen, die mit ihm verbündet waren. Sie bedrohten die Kaiserin mit dem Tode, wenn sie nicht täte, was sie verlangten, und befahlen ihr dann, daß sie ihren Gemahl bewegen sollte, ins Kloster zu gehen. Als sie das versprochen, ließ man sie zu Ludwig gehen und sich im geheimen mit ihm unterreden; aber als sie zurrückkehrte, sagte sie, daß sie selbst zwar bereit wäre, den Nonnenschleier zu nehmen, daß aber der Kaiser für sich um Bedenkzeit bäte. Die ward ihm gewährt, Judith aber ins Kloster St. Radegundis zu Poitiers gebracht.

Während dies geschah, war Lothar aus seinem Reiche Italien herbeigekommen. Als er hörte, was geschehen war, billigte er es. So hatte der Kaiser den ganzen Sommer

dieses Jahres nur den Namen, aber nicht die Macht des Kaisers, und war bei seinen Söhnen, wie ein Gefangener. Allmählich aber wandten sich die Gemüter der Menschen um; denn sie meinten, es wäre gar nicht bewiesen, daß die Kaiserin Judith und Bernhard schuldig wären, und man dürfe doch niemanden ungehört verurteilen. Am meisten aber bedauerten alle den alten Kaiser Ludwig, den im Grunde niemand haßte, den vielmehr alle sonst einen gütigen und frommen Herrn nannten; Lothar aber hatte ihn ganz in seine Hand genommen und verfuhr nun überall, als ob er schon allein Kaiser wäre. Er hatte seinen Vater Mönchen übergeben, welche ihn für das klösterliche Leben vorbereiten sollten. Aber gerade die Geistlichen hielten für besser, wenn Ludwig Kaiser bliebe, als wenn Lothar es würde, und legten deshalb dem alten Ludwig die Frage vor, ob er aus allen Kräften für die Kirche sorgen würde, wenn sie ihm zu seiner Freiheit behilflich wären. Als Ludwig dies mit voller Aufrichtigkeit versprach, sagten sie ihm dafür zu, daß sie sich nach besten Kräften bemühen wollten, daß ihm die Herrschaft wieder zuteil würde.

Der Herbst nahte heran und mit ihm die Zeit, wo es passend war, eine allgemeine Reichsversammlung auszuschreiben. Auf dieser hoffte Lothar seine Macht zu befestigen; allein auch sein Bruder Pippin arbeitete schon gegen ihn, während der andere Bruder Ludwig noch immer in seinem Bayern verweilte. Lothar forderte, daß die Reichsversammlung im eigentlichen Frankenlande gehalten würde; allein sein Vater wollte das nicht, sondern bestimmte einen Ort, der dem Schauplatze der Verwirrung ferner lag, nämlich Nymegen an der Waal. Dem trat auch Pippin bei, denn er dachte, es würde Lothar dort viel schwerer sein, irgend etwas zu unternehmen, weil die Stämme am rechten Rheinufer Lothar nicht geneigt waren. Damals nämlich fingen die Stämme

schon an sich so zu scheiden, wie es nachher für immer festgesetzt wurde.

Am 1. Oktober strömte in Nymegen eine große Menschenzahl zusammen, und die vom Osten des Rheins waren alle entschlossen, dem alten Kaiser Ludwig zu helfen. Dieser erkannte bald seine Kraft und begann wieder sich mehr als Kaiser zu fühlen. Ein Abt, namens Hilduin, war mit einer Schar Krieger hergekommen. Als Ludwig das sah, ließ er ihn vor sich führen, und als Hilduin, der ein Freund Lothars und ein verwegener Mensch war, zu dem Kaiser trat, fragte ihn dieser, wie er es habe wagen dürfen, gegen den ausdrücklichen Befehl seines Kaisers mit einer bewaffneten Schar herbeizukommen. Hilduin schwieg betreten, als der Kaiser ihn so ernst anredete; da fuhr dieser fort und sprach: „Weil du mit deiner Mannschaft gekommen bist, um im Winter Krieg zu führen, so gebiete ich dir, daß du mit deiner Schar den Winter hindurch in einem Zeltlager leben sollst.“ Zugleich ließ ihm der Kaiser die drei Abteien, die Hilduin besaß, abnehmen und verlieh sie an andere.

Den Anhängern Lothars aber konnte es auch nicht verborgen bleiben, daß ihre Macht täglich mehr zusammenschmolz. Deshalb gingen ihre Häupter am Abend vor dem 1. Oktober zu Lothar und berieten die ganze Nacht hindurch mit ihm, was zu tun wäre. Sie rieten ihm, daß er entweder entschlossen einen Handstreich wagen oder davonziehen sollte, um neue Kräfte zu sammeln. Aber obwohl Lothar nicht wußte, was er tun sollte, so wollte er doch dies Mittel nicht ergreifen. In der Frühe des Morgens schickte nun Kaiser Ludwig einen Boten an ihn, daß Lothar vor der Versammlung als Sohn zu seinem Vater kommen möchte. Als diese Botschaft überbracht wurde, suchten die Begleiter Lothars ihn zurückzuhalten; allein Lothar ging hin. Der Vater empfing ihn nicht mit zürnenden Worten, sondern mit sanften und milden. Während

aber Lothar drinnen bei seinem Vater war, versammelten sich die Haufen ihrer Anhänger und drohten einander mit Kampf und Blutvergießen. Der Kaiser hörte davon und faßte den Entschluß, allem Hader alsbald ein Ende zu machen. Deshalb trat er mit seinem Sohne Lothar hervor, so daß aller Augen sie beide als Freunde erkennen konnten. Da schwieg auf einmal aller Lärm und alle Aufregung der tobenden Menge, und die Großen des Reiches betrachteten mit Staunen und Verwunderung dieses Schauspiel.

Alsdann ließ der Kaiser nach und nach die Häupter der Verschwörung gefangen nehmen und verwahren. Aber er tötete keinen von ihnen, sondern er ließ bloß den Weltlichen das Haar abschneiden und schickte sie dann ins Kloster, die Geistlichen aber ließ er in Klöstern bewachen. Dann begab er sich nach seiner Pfalz zu Ingelheim und schickte seine drei Söhne in die Reiche, die er ihnen zugeteilt hatte, Lothar nach Italien, Pippin nach Aquitanien, Ludwig nach Bayern. Auch Judith ließ er wieder aus dem Kloster holen und fragte sie, ob das wahr wäre, dessen man sie beschuldigte. Aber da in öffentlicher großer Versammlung kein Kläger sich gegen sie erhob, so war sie von dem Verdachte gereinigt, und der Kaiser nahm sie darauf wieder zu sich und wohnte mit ihr zu Diedenhofen an der Mosel. Dort jagte und fischte er und empfing dort auch Gesandtschaften der Mauren, welche ihm Geschenke brachten. Er verzieh dann allen denen, die sich gegen ihn empört hatten, und diejenigen, welche ins Kloster gesteckt waren, ließ er fragen, ob sie lieber dort verweilen oder in das Gewühl des Lebens zurückkehren wollten. Wenn sie dies letztere wollten, so ließ er sie wieder frei und zeigte überall seinen sanftmütigen Willen. Einige Zeit verlebte er nun in Ruhe und Frieden; aber bald zeigte er sich wieder zu schwach, und bittere Kränkungen wurden aufs neue sein Lohn.

8. Die altsächsische Evangelienharmonie zur Zeit Ludwigs.

Der fromme Kaiser Ludwig wünschte, daß die Sachsen das Evangelium in ihrer Muttersprache lesen und hören könnten, und bat deshalb einen Sachsen, der ihm als Dichter bekannt war, das Evangelium in der Sprache der Sachsen zu erzählen. Der Sachse, dessen Namen wir nicht mehr kennen, unterzog sich gern einer solchen Arbeit und erzählte den Sachsen die Geschichte Christi, indem er nicht einem der vier Evangelien folgte, sondern den Inhalt aller vier wiedergab und die Berichte des einen durch die des andern zu ergänzen suchte. Das hatte man schon öfter versucht und ein solches Werk nannte man eine Evangelienharmonie, d. i. die Übereinstimmung der Evangelien.

Dieser altsächsische Dichter aber faßte seine Erzählung poetisch ab. Die Form der Dichtkunst bestand damals nicht darin, daß in einem Verse betonte und unbetonte Silben abwechselten und zwei aufeinander folgende Verse mit den Endsilben reimten, sondern daß die bedeutsamsten Wörter eines Verses mit denselben Buchstaben begannen. Ein solches Beispiel aus dieser Evangelienharmonie ist der Vers:

Gêng imu thô the **G**odes sunu, endi is jun**g**aron mid imu.
Es ging (ihm) da der Gottes Sohn und seine Jünger mit ihm.
Sad imu thâr mid is ge**s**îdun endi im **s**agte vilu.
Er setzte sich da mit seinen Jüngern und ihnen sagte Vieles.

Diese bedeutsamsten Wörter einer Zeile, die durch gleiche Anfangsbuchstaben übereinstimmten, nannte man die Liedstäbe und die ganze Art der Dichtung den Stabreim oder die Alliteration. Sie war bei allen deutschen Stämmen gebräuchlich; man wußte noch nichts von dem Endreime, der erst gegen Ende dieses neunten Jahrhunderts durch eine andere Evangelienharmonie zum ersten Male auftrat. Aus der Zeit der

Alliteration aber sind uns noch bis auf unsere Zeit eine Menge Ausdrücke geblieben, die sprichwörtlich geworden sind; z. B. Land und Leute, Haut und Haar, Mann und Maus, Kind und Kegel, Stock und Stein und viele andere, welche man oft gebraucht, ohne ihren Ursprung zu kennen.

Damit aber meine Leser an einem kleinen Bruchstück erkennen, wie die Sprache der Altsachsen und die Dichtkunst unserer (der Niedersachsen) Vorfahren beschaffen war, setze ich das Vaterunser hierher in der poetischen Form der Altsachsen:

.... Than gi god willean, weros, mid iuwon wor-
.... Wann ihr Gott wollet, Männer mit euren Wor-
dun waldand grôtean, allaro cuningo craftigôstan, than
ten den Waltenden anreden, aller Könige kräftigsten, dann
quedad gi, sô ic in lêriu. Fadar is ûsa, firiho
sprechet ihr, wie ich euch lehre. Vater ist unser, der Menschen
barno, the is an them hôhon himilarîkea. Gewîhid sî thîn
Sohn, der ist in dem hohen Himmelreiche. Geweiht sei dein
namo, wordo gehwilico. Cuma thin craftag
Name, (mit) Worten jeglichen. (Es) Komme dein kräftiges
rîki. Werda thîn willeo, obar thesa werold; al sô
Reich. (Es) Werde dein Wille, über diese Welt; ganz
sama an erdo, sô thâr uppa ist, an them hôhen himil-
ebenso auf Erden, wie da oben ist, an dem hohen Himmel-
rikea. Gef ûs dago gehwilikes râd, drohtin the
reiche. Gib uns der Tage eines jeglichen Rat, Herr der
gôdo, thîna hêlega helpa. Endi âlât ûs, hebenes ward,
gute, deine heilige Hilfe. Und erlaß uns, Himmels Wart
managoro menseuldio, al sô we ôdrum mannum doan.
mancher Schulden, ganz wie wir anderen Menschen tun.
Ne lât ûs farlêdean lehta wihti, sô fort an iro
Nicht laß uns verleiten böse Wesen, so fort nach ihrem

willeon, sô wi wirdige sind; ac help ûs widar allun
Willen, wie wir würdig sind; sondern hilf uns wider alle
ubilon dâdiun.
übele Taten.

Lange Jahre lag dies unschätzbare Denkmal deutscher Frömmigkeit und deutscher Poesie und Sprache ungekannt, bis es in unserer Zeit aufs neue ans Licht gezogen wurde. Tausend Jahre waren seit seiner Abfassung verflossen, da wurde es im Jahre 1830 zum ersten Male gedruckt und unter dem Namen Hêliand, d. i. Heiland, aller Welt zugänglich gemacht.

Derselbe Gelehrte, der dies Buch der Welt wieder gegeben, hat auch eine althochdeutsche Übersetzung einer andern Evangelienharmonie bekannt gemacht. Diese Bearbeitung der Evangelien ist vielleicht schon aus dem sechsten Jahrhundert und zwar in Alexandria gemacht, deren Übersetzung ins Althochdeutsche aber in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts, um dieselbe Zeit ungefähr mit der altsächsischen. In dieser althochdeutschen Übersetzung lautet das Vaterunser also:
Sus sculut ir betôn: Fater unser, thû thar bist in himèle,
So sollet ihr beten: Vater unser, der du bist im Himmel,
sî giheilagot thîn namo. Quemê thîn rîhhi; sî thìn
sei geheiligt dein Name. Es komme dein Reich; (es) sei dein
willo, sô her in himile ist, sô sî her in erdu. Unser brôt
Wille, wie er im Himmel ist, so sei er auf Erden. Unser Brot
tagalîhhaz gib uns hiutu. Inti furlàz uns ansara sculdi, sô
tägliches gib uns heute. Und erlaß uns unsere Schulden, wie
wir furlâzemês unsaron sculdigon. Inti ni gileitês unsih
wir erlassen unsern Schuldigern. Und nicht geleitest uns
in costunga; uzouh arlôsi unsih fon ubile.
in Versuchung; sondern erlöse uns vom Übel.

Zu diesen beiden Evangelienharmonien kommt noch eine dritte aus demselben Jahrhundert, nämlich die des Benediktiner-

mönches Otfried aus Weißenburg im Elsaß, welcher zuerst den Reim in die Dichtkunst einführte. Nach der gotischen Bibelübersetzung von Ulfilas sind diese drei Bücher die wichtigsten alten Denkmäler unserer deutschen Sprache. Von jener altsächsischen Sprache stammt die heute noch lebende plattdeutsche Sprache im Norden Deutschlands, von der althochdeutschen Sprache, welche vorzugsweise von den Bayern und Schwaben ausging, die spätere an Wohlklang und Lieblichkeit so reiche mittelhochdeutsche Sprache und dann mit niederdeutschen Zusätzen die neuhochdeutsche Sprache. Diese hat von allen deutschen Dialekten sich als die bildungsreichste erwiesen und drängt die andern mehr und mehr in den Winkel zurück; namentlich seitdem die Mittel des Verkehrs durch Dampfschiffe und Eisenbahnen so überraschend vermehrt sind, sind die andern Dialekte dem gebildeten Hochdeutschen mehr und mehr gewichen; und wie schon seit langer Zeit das wissenschaftliche Leben ihnen entfremdet ist, so dürfte auch die Zeit nicht mehr so fern sein, wo die hochdeutsche Sprache auch in allen bürgerlichen Verhältnissen des Lebens und selbst auf dem Lande durchdringt, wo dann das jetzige Plattdeutsch, das sich nicht auf große Geisteswerke unserer Dichter stützen kann, ganz vergessen sein wird. Nur ein Gebiet ist es, welches die plattdeutsche Sprache, wenigstens plattdeutsche Namen länger festhalten und schwerlich jemals ganz vergessen wird: das ist die Schiffahrt zur See. Die Namen der Gegenstände und Werkzeuge an und auf unseren Schiffen sind plattdeutsch und das hochdeutsche ihnen entsprechende Wort ist oft gar nicht geeignet, die Sache kurz und scharf auszudrücken. Ferner sind diese plattdeutschen Ausdrücke nicht bloß Eigentum der jetzigen Deutschen, sie teilen dieselben mit den Holländern, mit den Engländern, bei denen fast alle Wörter ihrer Sprache, welche sich auf Schiffahrt und Seewesen beziehen, angelsächsischen, also deutschen Ursprungs sind. Ferner

weichen die Namen der nordischen Sprachen für diese Gegenstände nicht sehr weit von den plattdeutschen ab, und daß diese überhaupt sich unter allen am besten dazu eignen müssen, sieht man daraus, daß einige selbst in die spanische und portugiesische Sprache übergegangen sind. Denn wie uns die Geschichte in allen Jahrhunderten lehrt, die Norddeutschen (im weitesten Sinne genommen) und ihre Nachkommen und Stammverwandten sind die eigentlichen Beherrscher des Meeres. Darum glaube ich, um auf unsere plattdeutsche Sprache zurückzukommen, wird sie sich auch auf dem Meere am längsten behaupten.

9. Die weiteren Kämpfe Ludwigs mit seinen Söhnen bis zu seinem Ende.

Der König Ludwig von Bayern hatte an der Empörung seiner Brüder gegen ihren Vater Ludwig keinen Teil genommen; aber nicht lange hernach behauptete auch er, der sonst von allen diesen Brüdern der ruhigste war, daß er gekränkt und in seinen Rechten verkürzt wäre, und zog gegen seinen Vater zu Felde. Diesmal aber war der Vater schneller, er drang mit einem Heere über den Rhein und schlug bei Tribur ein Lager auf. Da sah König Ludwig wohl ein, daß er gegen die Übermacht seines Vaters einen Kampf nicht aufnehmen könnte; er ging zurück, aber sein Vater folgte ihm auf dem Fuße. So kamen sie bis nach Augsburg, und hier schien König Ludwig sich zum Kampfe stellen zu wollen; allein der Friede war ihm lieber, als der Krieg, und darum ließ er seinen Vater um Frieden bitten. Der gute Ludwig nahm die Bitte nach seiner gewohnten Weise an, er freute sich, daß sein Sohn wieder zu ihm gekommen war, und verzieh ihm.

Aber die Kaiserin Judith war unablässig darauf bedacht, für ihren Sohn Karl ein Reich zu erwerben, und schürte dadurch die Glut zu neuem unseligen Zwiste. Sie dachte,

wenn von den Brüdern nur Lothar mit ihrem Sohne Karl zusammenhielte, so wäre die vereinte Macht der beiden genug gegen Pippin und Ludwig. Kaiser Ludwig aber, um die Bitten seiner Gemahlin erfüllen zu können, gedachte nach ihrem Rate seinem Sohne Pippin einen Teil Aquitaniens zu nehmen. Er ging über die Loire in das Land Aquitanien, und da Pippin nicht gutwillig das Land missen wollte, nahm der Kaiser ihn gefangen und schickte ihn nach Trier, wo er bewacht werden sollte. Dann beredete Kaiser Ludwig sich mit seinem Sohne Lothar, der Italien besaß, um eine Grenzscheide festzusetzen; aber auch sie konnten sich nicht vereinen, und der Kaiser zog wieder fort. Er wollte seinen Sohn Pippin nun wieder mit sich versöhnen; aber dieser war unterdessen entflohen. Als Ludwig die Loire noch nicht überschritten hatte, traf ihn großes Mißgeschick des Wetters. Erst goß der Regen in gewaltigen Strömen vom Himmel, und als dann alles Land überschwemmt war, brach ein harter Frost herein. Die Pferde mußten immer auf dem Eise einhergehen und davon stürzten viele, und kaum konnten die Menschen sich ihrer noch bedienen. Dazu kamen viele andere Mühseligkeiten, so daß der Kaiser in kläglichem Aufzuge über die Loire kam, um im Frankenlande den Winter zuzubringen.

Pippin aber war zu seinen Brüdern geflohen und beklagte sich bitter über die Behandlung, die er von ihrem Vater Ludwig erfahren hätte, und forderte sie auf, mit ihm vereint gegen den Vater zu Felde zu ziehen. So zogen sie denn hin im Frühlinge des Jahres 833 und nahmen auch den Papst Gregor mit sich als den einzigen Mann, welcher sowohl berufen, als auch fähig wäre, Vater und Söhne miteinander wieder zu versöhnen. Der Papst aber hielt es mit Lothar, in dessen Reiche er wohnte. Im Mai kam auch der Kaiser mit einem starken Heere gegen Worms heran und dort beriet er lange, was zu tun wäre. Endlich schickte er

Bernold, den Bischof von Straßburg, an seine Söhne und ließ sie auffordern, zu ihm zurückzukehren. Auch an den Papst Gregor IV. sandte er Boten und ließ ihn fragen, wenn er der Sitte seiner Vorgänger auf dem päpstlichen Stuhle getreu handeln wolle, warum er denn nicht sofort zum Kaiser käme, um alle Hindernisse der Versöhnung dadurch hinwegzunehmen. Einige aber sprachen, der Papst wäre deshalb da, um sowohl den Kaiser als die Bischöfe durch die Drohung der Exkommunikation zu zwingen, wenn sie den Söhnen des Kaisers nicht gehorchen wollten; aber die Bischöfe sprachen: „Wenn er kommt uns zu exkommunizieren, so tun wir ebenso mit ihm.“ Denn die Macht des Papstes war damals noch nicht so hoch gestiegen, als nachher, und viele Bischöfe hielten treu zu Ludwig.

So dauerte es einige Zeit, bis die Heere im Monat Juni zur Zeit des Johannistages sich näher rückten an einem Orte, der mit dem ewigen Fluche dessen beladen ist, was dort geschah, und darum Lügenfeld genannt wird. Denn weil die, welche dem Kaiser Treue versprochen hatten, dort als Lügner erfunden wurden, bleibt der Ort für immer das Zeugnis ihrer Schande. Dieses Feld aber liegt im Elsaß nicht weit von Kolmar. Während sich die Heere gegenüber in Schlachtordnung standen und man schon immer glaubte, daß es bald zum Treffen kommen müsse, wurde dem Kaiser die Nachricht gebracht, daß der Papst zu ihm herankomme. Der Kaiser stand in der Reihe der Schlachtordnung, als er den Papst empfing, und redete ihn an: „Du selbst bist schuld, daß du hier nicht besser empfangen werden kannst, weil du nicht zu mir gekommen bist, wie deine Vorgänger zu den meinen kamen.“ Der Papst erwiderte: „Ich bringe dir den Frieden Christi, wenn du ihn annimmst, so wird er auf dir ruhen; wenn nicht, so wird er sich wieder zu mir wenden.“ Dann ward der Papst in ein Zelt geführt

und er sagte dem Kaiser, daß er nur deshalb den Weg zu ihm gemacht hätte, weil das Gerücht ginge, daß der Kaiser von unerbittlichem Hasse gegen seine Söhne erfüllt wäre; darum wolle er nach beiden Seiten hin Frieden stiften. Dann hörte der Papst auch die Antwort des Kaisers und verweilte einige Tage bei ihm. Nachdem sie alles besprochen hatten, entließ der Kaiser ihn wieder mit der Bitte, Frieden zu machen zwischen ihm und seinen Söhnen.

Aber unterdessen war eine große Veränderung vorgegangen. Ein Teil von Ludwigs Heere war durch Geschenke bestochen, ein anderer durch Versprechungen verlockt, ein anderer wieder durch Drohungen geschreckt, und wie ein Bach in seinem Laufe nicht aufhört, so gingen auch die Scharen Ludwigs in langem Zuge zu seinen Söhnen und ihrem Heere hinüber. Auch der Papst, der versprochen hatte wiederzukommen, kehrte nicht zurück. Von Tag zu Tag ward der Abfall stärker und so weit kam es, daß der Kaiser selbst zu den wenigen noch übrig Gebliebenen sprach: „Geht doch auch ihr hinüber; denn ich möchte es nicht, daß jemand um meinetwillen sein Leben oder seine Glieder verlöre." Ja am heiligen Paulstage (29. Juni) wagten einige Pöbelhaufen den Kaiser zu bedrohen, um damit den Söhnen desselben einen Gefallen zu erweisen. Der Kaiser vermochte nicht mehr ihnen zu widerstehen und ließ deshalb seine Söhne auffordern, ihn doch nicht der Plünderung eines rohen Pöbelhaufens auszusetzen. Sie ließen ihm erwidern, daß er aus seinem Lager hervor zu ihnen herüberkommen möchte, sie selbst würden ihm auch entgegenkommen. Wie sie nun einander begegneten, ermahnte der Kaiser seine Söhne, als sie von ihren Pferden stiegen, daß sie ihm und seiner Gemahlin halten möchten, was sie einst versprochen hätten. Als sie ihm darauf eine scheinbar befriedigende Antwort gaben, küßte er sie und folgte ihnen in ihr Lager. Sobald sie dahin kamen, ward die

Kaiserin Judith von ihrem Gemahle entfernt und in ihres Stiefsohnes Ludwig Zelt geführt, den Kaiser selbst aber mit dem jüngsten Sohne Karl führte Lothar mit sich fort und brachte ihn und einige wenige Begleiter in ein Zelt, das eigens dazu erbaut war.

Dann aber traten die drei Brüder zusammen und teilten aufs neue das Reich, nachdem sie erst die versammelten Völker den Eid der Treue gegen die drei Brüder hatten schwören lassen. Ihre Stiefmutter Judith, die König Ludwig unter seiner Obhut hielt, brachten sie nach Italien ins Kloster Tortona. Als der Papst Gregor dies sah, wie die Söhne mit dem Vater umgingen, kehrte er trauernd nach Rom zurück. König Ludwig begab sich in sein Reich Bayern und König Pippin in sein Reich Aquitanien. Lothar aber zog mit seinem Vater davon, indem er ihm nur wenige Begleiter ließ, mit denen der Kaiser allein daherritt. Zuerst kamen sie nach Marlei im Elsaß und verweilten da so lange, als es Lothar gut dünkte, und taten, was er befahl. Dann zogen sie bis nach Metz und Viridunum (Verdun) und von da aus berief Lothar eine Reichsversammlung nach Compendium (Compiegne). Überall aber machte Lothar das Volk abwendig von seinem Vater Ludwig, und so gelangten sie endlich nach Soissons, wo Lothar seinen Vater Wächtern im Medarduskloster übergab, die ihn bewachen sollten. Der Knabe Karl, welcher als der einzige Trost seinem Vater noch übrig geblieben war, wurde von ihm genommen und nach dem Kloster Prüm in der Eifel gebracht. Jedoch ließ Lothar ihm nicht die Haare abschneiden, um ihn nicht zum Mönche zu machen. Nachdem dies alles geschehen war, überließ sich Lothar den Freuden der Jagd, bis der Herbst anbrach.

Unterdessen weilte Ludwig im Medarduskloster und wurde dort bewacht. Da er feiner gebildet war, als die Leute seiner Zeit zu sein pflegten, so hat er selbst eine Be-

schreibung aufgesetzt, wie sein Leben im Kloster beschaffen war. Darin erzählt er unter anderem folgendes: „Als ich vernahm, daß ich außer der Herrschaft und außer meiner Frau (deren Tod man ihm fälschlich verkündet hatte) auch noch meinen kleinen Karl verlieren sollte, weinte und wehklagte ich nicht wenige Tage und die Schwere meines Kummers lag lastend auf mir. Allen, die nicht im Kloster weilten, war der Zugang und das Gespräch mit mir untersagt; darum hatte ich niemanden als Gott zum Tröster und ging häufig in die Klosterkirche. Auch zu den Klosterbrüdern ging ich, wenn es meine Wächter nur gestatten wollten, was sie nur selten taten. Die Mönche hatten Mitleid mit mir und verwiesen mich auf Gott, der allein mir Heilung von meinen Schmerzen geben könnte; aber sie beteten auch mit mir und auf meine Bitte auch für die Seele meiner Frau. Nach solchem Besuche ward ich jedes Mal wieder meinem Kerker übergeben. Einmal aber zeigte sich mir ein lächerliches Schauspiel, das ich als eine gute Vorbedeutung ansah. Ein Wächter, der mir besonders feindselig gesinnt war, stand unten vor meinem Fenster und schlief dort ein, von Wein und Schlaf überwältigt. Als ich das erblickte, band ich eine Schlinge an einen Speer, der sich zufällig in meinem Gemache befand, warf die Schlinge um den Griff seines Schwertes und zog ihm dies aus der Scheide und zu mir herauf. Alsdann rief ich ihn beim Namen und gebot ihm, seine Hand an seinen Schwertgriff zu legen, damit er seine Wachsamkeit erkenne. Am folgenden Tage war ich in der Kirche, um für die Erlösung der Seele meiner Gemahlin zu beten, da berührte einer der Klosterbrüder vorsichtig meine Hand und sprach leise: „Es liegt hinter dem Altare." Als das Abendmahl gereicht war und alle schon hinausgingen, suchte ich schnell hinter dem Altare nach und fand auf dem Boden eine kleine Rolle, auf welcher stand: „Deine Frau

lebt, deinem Sohne widerfährt kein Leid, viele bereuen ihr Unrecht und denken daran, dich wieder in deine Würde einzusetzen."

Als der Herbst heranbrach, mußte am 1. Oktober die gewöhnliche Reichsversammlung gehalten werden, die auch Lothar nach Compiegne berufen hatte. Dahin nahm Lothar seinen Vater mit und wollte bewirken, daß derselbe feierlich abgesetzt würde. Es war dort auch eine Gesandtschaft vom Kaiser in Konstantinopel angekommen, nämlich der Erzbischof Markus von Ephesus; dieser hatte Geschenke für den Kaiser mitgebracht. Lothar nahm die Gesandtschaft auf, als wäre sie an ihn geschickt, er empfing ihre Geschenke, hörte ihren Bericht und entließ sie dann wieder. Auch diejenigen Geschenke, welche nach der Sitte der fränkischen Reiche von den Großen und Bischöfen dem Kaiser dargebracht zu werden pflegten, brachte man zu Lothar, und er nahm sie an, als gehörten sie ihm. Einige der Großen wurden auch der Anhänglichkeit an Kaiser Ludwig beschuldigt; aber als Lothar sie zur Rede stellte, reinigten sich einige durch ihr einfaches Wort, etliche bekräftigten ihre Treue gegen Lothar durch einen Eid. Der Jammer über dieses Elend und den traurigen Wechsel der Dinge erfaßte alle Anwesende, nur nicht die Urheber desselben. Diesen schien es notwendig, daß nun bald eine feierliche und unwiderufliche Absetzung stattfände, und daß man diese auf das Unrecht begründen müsse, welches Kaiser Ludwig gegen seine längst verstorbenen Brüder und gegen Bernhard verübt hätte. Der alte Kaiser aber hatte sich selbst solcher Vergehen häufig angeklagt und sich freiwillig der Buße unterworfen, welche ihm die Geistlichen auferlegt hatten. Darum wagten es einige zu sagen, daß Gott selbst in seinem Gesetze nicht eine zweimalige Strafe für einmaliges Vergehen festsetze, und daß auch sonst die bürgerlichen Gesetze ein Vergehen nur einmal bestraften. Das waren aber sehr

wenige, denn die meisten billigten alles, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, damit sie keinen Anstoß gäben und selber ungefährdet blieben.

Die Bischöfe aber traten mit Lothar zusammen und sagten, daß sie berufen wären, alles, was zum Umsturze der Kirche und des Reiches abzwecke, zu untersuchen und zu bestrafen. Nachdem sie daran erinnert hatten, daß unter der Regierung des mächtigen Kaisers Karl das Reich und die Kirche blühend und stark gewesen seien, sagten sie weiter, daß durch die Fahrlässigkeit und den Leichtsinn des Kaisers Ludwig das Reich und die Kirche dem Untergange nahegebracht wären. Zur Strafe dafür sei Ludwig die Herrschaft genommen; aber auf daß er mit derselben nicht auch seine Seele verlöre, solle er in der St. Marienkirche zu Compiegne vor den Gebeinen der Märtyrer St. Medardus und St. Sebastian, in Gegenwart seines Sohnes Lothar und der Bischöfe und Großen des fränkischen Reichs, in einem härenen Gewande knieend, öffentlich Kirchenbuße tun und bekennen, daß er oft und vielfach Gott beleidigt, in der Kirche Ärgernis gegeben und das Volk irre gemacht hätte.

So geschah es; denn Ludwig willigte ein zu tun, was man von ihm verlangte. Es waren namentlich acht Hauptstücke, deren er sich schuldig bekennen mußte. Darunter war, daß er das Reich mehrmals geteilt und sowohl seine Söhne als die Völker genötigt hätte, Eide zu schwören, die sich widersprächen, und daß er noch zuletzt mit Heeresmacht gegen seine Söhne herangezogen wäre und das Reich und das ganze Volk so in die Gefahr des größten Verderbens gestürzt hätte. Das alles bekannte Ludwig in der Kirche, und die Bischöfe und Priester sangen dabei Lieder zur Ehre Gottes und trugen geweihte Kerzen in den Händen. Ludwigs Sohn Lothar war dabei, und sein Vater Ludwig bat ihn öffentlich in der Kirche um Vergebung alles dessen, was er gegen ihn ge-

sündigt hätte. Er erhielt sie jedoch nicht, denn eine Vergebung war es nicht, daß Lothar für seinen Vater auf ewige Gefangenschaft im Kloster sann.

Wir sehen daraus, wie sehr die Menschen geneigt sind, bei ihren Übeltaten den Schein der Frömmigkeit anzulegen, und selbst bei ihren Greueltaten sich stellen und auch selbst wohl manchmal meinen, als geschähe Gott ein Dienst damit, und als wären die Bubenstücke zu seiner Ehre getan. Das ist also gewesen von jeher und wird auch wohl immer so bleiben. Namentlich zeichneten sich bei diesem Trauerspiele die Bischöfe und unter ihnen der Erzbischof Ebbo von Rheims aus, der auch noch über den Willen Lothars hinausging und den alten Kaiser mehr quälte, als selbst für die Zwecke Lothars nötig war. Und doch war er dem Kaiser Ludwig mehr Dank schuldig, als irgend ein anderer Mann; denn er war dessen Milchbruder gewesen, und dafür hatte ihn Ludwig aus dem Sklavenstande emporgehoben und ihn frei und angesehen gemacht. Darüber sprach ein anderer Bischof erzürnt zu Ebbo: „Der Kaiser Ludwig hat dich mit dem Purpur und dem erzbischöflichen Pallium geschmückt, und zum Danke dafür hast du ihm das härene Bußgewand angetan." Ähnlich zeigte sich auch der Bischof Gebwin von Osnabrück; denn als der Kaiser zauderte, seinen Degen abzulegen, sprang Gebwin hinzu, riß dem Kaiser das Schwert gewaltsam von der Seite und legte es auf den Altar. Gebwin aber war auch nach seiner Herkunft ein Leibeigener, den Kaiser Ludwig lieb gewonnen und ihm deshalb das Bistum Osnabrück verliehen hatte. Aber es schien damals, als wenn alles, was schlecht und abscheulich war, sich gegen den alten Kaiser zusammentun mußte.

Lothar aber und seine Partei hielten das Geschehene nicht für hinreichend, sondern sie verurteilten Ludwig feierlich zu lebenslänglicher Gefangenschaft im Kloster. Als dies Ur-

teil gesprochen war, kehrte alles Volk bekümmert und schweigend nach Hause zurück. Lothar aber führte seinen Vater nach Aachen und brachte dort mit ihm den Winter zu. Er glaubte nun seinen eigentlichen Zweck erreicht zu haben, nämlich daß sein Vater durch das Urteil der Bischöfe und durch das traurige Schauspiel, welches sie in Compiegne aufgeführt hatten, für immer die Achtung des ganzen Volkes und darum auch die Hoffnung auf eine Wiedereinsetzung verloren habe; aber darin hatte er sich geirrt, denn es wandte sich alles zum Gegenteil. Nur diejenigen, die Gewinn davon hatten, hielten es mit Lothar gegen Ludwig, bei den andern herrschte dumpfes Schweigen; denn auch die, welche aus Furcht vor Gewalt erst eingewilligt hatten, schämten sich und grollten mit sich selbst über ihre bewiesene Schwäche, und weil sie mit sich selbst unzufrieden waren, zürnten sie den Urhebern der Tat noch um so viel mehr.

Während des Winters aber kamen viele aus dem eigentlichen Frankenlande, aus Burgund, aus Aquitanien, aus Bayern, aus Alemannien, kurz aus allen Gegenden des großen Reiches zusammen und klagten mit bitteren Worten über das Schicksal und die Behandlung des Kaisers Ludwig. Es kam so weit, daß sich Graf Eggebard und Graf Wilhelm im Frankenlande verbanden und auch viele andere Große zu sich hinüberzogen, um mit gewaffneter Hand den Kaiser zu befreien. Aus Bayern schickte der König Ludwig den Abt Hugo zu seinem Bruder Pippin nach Aquitanien und ließ ihm sagen, daß sie solche Behandlung nicht dulden dürften, und auch der Bischof Drogo feuerte den König Pippin an, seinem Vater Hilfe zu bringen. In Burgund durchzogen zwei Grafen, Bernhard und Werin, das Land und reizten das Volk auf, daß es wie aus einem Munde die Befreiung des Kaisers fordern sollte.

Als der Winter vergangen war und der Frühling mit

seinen Blättern und Blüten wiederkehrte, hieß Lothar seinen Vater wieder mit ihm ziehen; denn er hatte seine Getreuen nach Paris bestellt, um sich dort von ihnen huldigen zu lassen. Aber er wußte nicht, wie rings um ihn die Macht seiner Feinde anschwoll. Eggebard und einige andere traten ihm auf dem Zuge zwischen Lüttich und Namur entgegen, um den Kaiser zu befreien, und es wäre da zum Kampfe gekommen, wenn nicht der sanftmütige Kaiser, der die Gefahr so vieler Menschen überdachte und dabei erwog, daß auch ohne Blutvergießen die Sache bald entschieden würde, sie durch Boten beschworen hätte, von ihrem Vorhaben abzustehen. Darum gelangte Lothar mit seinem Vater ohne Anstoß nach dem Kloster des heiligen Dionysius (jetzt St. Denis).

Unterdessen kam auch Pippin mit großer Heeresmacht aus Aquitanien und rückte vor bis zur Seine. Aber die Brücken über diesen Fluß waren zerstört und die Fährschiffe versenkt; darum konnte er nicht hinüber und blieb am Flusse stehen. Auch Bernhard und Werin kamen mit vielen Scharen aus Burgund bis an die Marne; aber die ungünstige Witterung hielt sie hier auf. Aus diesem Grunde sowohl, als auch um sich durch ihre Bundesgenossen zu verstärken, verweilten sie einige Tage in Boneuil und dem umliegenden Lande. Es war um die Zeit der Fasten, und in der ersten Woche derselben schickten sie den Abt Adrebald und den Graf Gautselin an Lothar mit der Forderung, daß er seinen Vater Ludwig, ihren Kaiser, aller Haft entlassen und ihnen zurückgeben sollte. Wenn er ihrer Forderung Gehör gäbe, so würden sie selbst bei seinem Vater dahin wirken, daß ihm die Herrschaft und die Ehre bliebe, die ihm derselbe einst bestimmt hätte; wenn er aber nicht wollte, so würden sie auf seine Gefahr zu ihm kommen und Gott selbst zum Schiedsrichter anrufend die Sache mit den Waffen entscheiden. Darauf erwiderte ihnen Lothar, daß niemand mehr als er mit dem

Unglück seines Vaters Mitleiden empfände und niemand mehr sich freuen würde über das Glück desselben. Sie hätten kein Recht, ihm Vorwürfe zu machen; denn sie hätten ja den Kaiser Ludwig zur Zeit der Not im Stich gelassen. Überhaupt aber dürfe man ihm keine Schuld beimessen, da seine Brüder ihn verraten hätten; auch habe nicht er seinen Vater der Haft überwiesen, sondern dies sei nach dem Urteilsspruch der Bischöfe geschehen. Mit dieser Antwort kehrten die Gesandten zurück und überbrachten zugleich die Bitte, daß einige der Heerführer zu Lothar kommen möchten, damit sie mit ihm unterhandelten, wie ihre Forderung auszuführen wäre. Dann aber bat sich Lothar aus, daß sie ihm ihre Ankunft am folgenden Tage melden möchten.

Als sie nun hingingen, änderte Lothar seinen Plan. Er ließ seinen Vater in St. Denis und ging mit jenen Männern nach Burgund und wohnte eine Zeitlang in der Stadt Vienna. Die Begleiter des Kaisers Ludwig, die bei ihm in St. Denis geblieben waren, rieten ihm, den kaiserlichen Schmuck wieder anzulegen. Aber Ludwig war noch immer aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen und wollte darum die Sache nicht zu eilig betreiben; sondern er forderte, daß er in der Kirche des heiligen Dionysius durch die priesterliche Hand eines Bischofes wieder mit der Kirche ausgesöhnt würde und dann aus der Hand der Bischöfe seine Waffen wieder empfinge. Als dies geschah, erhob sich großer Jubel unter allem Volk, ja selbst die Elemente schienen das Unrecht mitzufühlen, das dem Kaiser angetan war, und sich zu freuen über seine Wiedererhebung. Denn bis zu dieser Zeit hatten unaufhörliche Stürme gewütet und schreckliche Regen waren vom Himmel niedergeströmt, so daß alle Flüsse anschwollen und um des fortdauernden Sturmes willen, der sie hoch aufregte, nicht zu überschreiten waren. Aber am Tage der Absolution des Kaisers schwiegen die Stürme,

und klar und blau blickte der Himmel wieder auf die Erde herab.

Alsdann zog der Kaiser von diesem Orte weg; aber er wollte nicht Rache nehmen an seinem Sohne, obwohl viele dies von ihm verlangten. Auf seiner Reise kam er an das Heer seines Sohnes Pippin, der noch bei der Marne stand. Es war um die Mitte der Fastenzeit und ein schöner heiterer Tag, da strömte unzähliges Volk zusammen und jubelte laut vor Freuden. Der Kaiser empfing sie alle gütig und dankte ihnen für ihre Treue. Dann entließ er seinen Sohn Pippin und die bei ihm waren und setzte seinen Weg nach Aachen fort. Dort empfing er seine Gemahlin Judith, welche ihm zwei Bischöfe aus Italien wieder zuführten, so wie seinen Sohn Ludwig, der aus Bayern hergekommen war. Karl war gleich nach der Ankunft seines Vaters aus dem Kloster Prüm hergebracht worden, und mit diesen zusammen feierte der Kaiser das Osterfest in Aachen und vergnügte sich mit seinem Sohne Ludwig auf der Jagd.

Aber mitten unter diesen Vergnügungen empfing der Kaiser eine Nachricht, welche ihn sehr traurig stimmte, nämlich daß sein Sohn Lothar nicht nach Italien gegangen sei, sondern noch immer im Frankenlande sich aufhalte. Da zog der Kaiser Mannschaft zusammen und brach mit seinem Sohne Ludwig auf, den ältesten Sohn zu verfolgen. Auf die Nachricht, daß sein Vater gegen ihn heranzöge, schlug Lothar sogleich ein Lager auf und suchte sich zu verstärken, während sein Vater nicht fern mehr ihn bedrohte. Sie schickten darauf Gesandte zueinander, und dieser Verkehr dauerte vier Tage hindurch. In der vierten Nacht aber schickte Lothar sich an zurückzuweichen, und sobald sein Vater die Nachricht erhielt, brach auch er auf, um in schnellen Märschen seinem Sohne zu folgen. So kamen sie bis an die Loire und schlugen hier wieder beide ein Lager auf.

Aber während sie noch damit beschäftigt waren, ihre Lager zu verschanzen und zu befestigen, erhielt Kaiser Ludwig neue Hilfe; denn auch der andere Bruder Pippin kam mit einem so großen Heere, als er nur hatte zusammenbringen können. Da sah Lothar ein, daß es sein Unglück sein würde, wenn er bei dieser großen Übermacht seines Vaters das Glück der Waffen versuchen wollte; deshalb kam er bittend zu seinem Vater, um dessen Verzeihung zu erlangen. Ludwig saß auf dem Throne, und seine drei jüngeren Söhne standen um ihn und alle Großen des fränkischen Reiches; da kam Lothar und warf sich ihm zu Füßen. Ludwig empfing ihn mit mahnenden Worten, ließ dann sowohl seinen Sohn selbst, als die vornehmsten Anhänger desselben durch einen Eid sich zur Treue verpflichten, und nachdem dies geschehen war, entsande er sie alle nach Italien und ließ die Bergpässe der Alpen bewachen, daß ohne Erlaubnis kein Heer herüber noch hinüber konnte. Darauf hielt Ludwig eine große Reichsversammlung und suchte viele Mißbräuche abzustellen. Es kamen Klagen gegen seinen Sohn Pippin, daß dieser viele Kirchengüter genommen und den Seinigen gegeben hätte; Ludwig befahl ihm, sie ohne Verzug den Kirchen und Klöstern wieder zurückzugeben.

Es quälte den Kaiser noch immer der Gedanke, daß er nicht völlig wieder gereinigt und in den früheren Stand eingesetzt sei. Darum ging er im Frühling des nächsten Jahres nach Metz und berief dahin auch die Bischöfe, welche dem Lothar damals den Rat zu der Kirchenbuße gegeben hatten. Von ihnen allen aber kam nur einer, der Erzbischof Ebbo, die andern entschuldigten sich, daß sie nicht abkommen könnten. Ebbo aber fragte die andern Bischöfe um Rat, was er nun tun sollte, und sie sagten ihm, er solle sich für unwürdig des bischöflichen Amtes bekennen und dasselbe niederlegen. Dies tat er, und dann verzieh ihm der Kaiser. Der Erzbischof Agobard, der es verweigert hatte,

in Metz zu erscheinen, wurde dreimal feierlich aufgerufen, und als er auch da nicht erschien, wurde er seines Amtes entsetzt. Als die übrigen Bischöfe das vernahmen, flohen sie nach Italien zu Lothar.

Dann aber forderte der Kaiser von den andern Bischöfen, die ihm treu geblieben waren, daß sie ihn wieder weihen sollten. Am folgenden Sonntag erschien eine unzählige Menschenmenge im Dome und eine große Zahl von Bischöfen. Während die Messe gefeiert ward, sangen sieben Erzbischöfe sieben Psalmen der Buße und die Versöhnung mit der Kirche auf sein Haupt. Das galt für die volle Wiedereinsetzung des Kaisers in seine Würde, und alles Volk, das da versammelt war, lobte Gott dafür. Die beiden Söhne des Kaisers, Pippin und Ludwig, verweilten unterdessen immer bei ihrem Vater und reisten auch nachher mit ihm erst nach seinem Schlosse Diedenhofen an der Mosel und dann nach Aachen.

Des Kaisers Gesundheit nahm ab; denn es waren zu schwere Schläge auf sein Haupt gekommen. Deshalb beriet sich die Kaiserin Judith mit den Räten des Kaisers, was zu tun wäre, wenn einmal ein schneller Tod denselben hinwegnehmen sollte. Die Räte hielten dafür, daß Ludwig seinen Sohn Lothar auffordern müsse, Gesandte an ihn zu schicken, damit die Versöhnung eine vollständige würde, und der Vater dann seine Gemahlin und ihren Karl in den Schutz seines ältesten Sohnes mit Ruhe übergeben könnte. Zur festgesetzten Zeit erschienen die Boten Lothars, um sich mit dem Kaiser zu unterreden. Unter ihnen war auch Wala, der dem Kaiser viel Unrecht zugefügt hatte; aber sobald Ludwig ihn erblickte, verzieh er ihm alles. Dann ließ Ludwig seinem Sohne sagen, er möchte so schnell wie möglich zu ihm kommen. Die Boten kehrten zu Lothar zurück, aber es schien, als ob es nicht ausgeführt werden sollte, denn ein böses Fieber warf Wala auf das Krankenlager und raffte ihn bald dahin, und auch Lothar

selbst lag längere Zeit auf dem Siechbette. Sein Vater Ludwig bekümmerte sich über diese Nachricht und schickte zwei seiner Getreuesten zu seinem Sohne, damit sie ihm nachher genaue Nachricht geben könnten, wie es Lothar ergangen wäre.

So verging einige Zeit, während welcher der Kaiser mit seinen Söhnen in gutem Vernehmen war. Im Jahre 838 umgürtete Ludwig in großer Versammlung zu Aachen auch seinen jüngsten Sohn Karl mit dem Schwerte und setzte ihm eine Krone aufs Haupt. Auch gab er ihm als sein Besitztum das Land Neustrien, d. i. den westlichen Teil des eigentlichen Frankenlandes südlich bis an die Loire und ließ die Vornehmsten dieses Landes seinem Sohne den Eid der Treue mit einem Handschlag besiegeln. Auch Pippin war bei dieser Feierlichkeit zugegen und mit allem, was geschah, zeigte er sich wohl zufrieden. Es ließ sich aber während des Festes ein großer Komet in dem Sternbilde des Skorpions sehen und flößte allen großen Schrecken ein. Nicht lange hernach starb König Pippin und alle waren des festen Glaubens, daß der Komet das zu bedeuten gehabt hätte.

Mit dem Tode Pippins aber hatte sich auf einmal alles geändert, und die Kaiserin Judith und die Räte des Kaisers baten nun dringender, als je zuvor, daß er doch wieder zu Lothar schicken möchte, um ihn herbeizuholen, und daß der Kaiser ihm im voraus versprechen sollte, wenn Lothar sich seines Bruder Karl recht annähme, so sollte er für alles Vorgefallene volle Verzeihung erhalten, und ferner sollte Lothar mit Karl sich in das ganze fränkische Reich teilen, außer Bayern, welches man König Ludwig nicht entreißen wollte. Der Kaiser Ludwig ging auch auf alle diese Bitten ein, und Lothar säumte auf diese Aufforderung nicht zu kommen. So kamen sie zusammen in der Stadt Worms, und sobald Lothar seinen Vater erblickte, warf er sich vor aller Angesicht zu Füßen und rief: „Ich bekenne, daß ich vor Gott und vor dir, mein Vater,

vielfach gefehlt habe; ich bitte dich nicht um ein Reich, sondern um deine Milde und Gnade." Der Vater aber hob ihn mild und gütig auf, verzieh ihm nochmals alle seine Fehler und forderte nur von ihm das Versprechen, daß er in Zukunft weder etwas gegen ihn selbst noch seinen lieben Sohn Karl unternehmen sollte. Das versprach Lothar, und dann küßte ihn Ludwig und dankte Gott, daß er ihm seinen verlorenen Sohn wieder geschenkt hätte. Denselben Tag aber bestimmten sie zur Erholung und erst am folgenden Tage wollten sie über den Zweck ihrer Zusammenkunft reden. Der König Ludwig von Bayern war gar nicht geladen, und der Vater und die beiden Söhne Lothar und Karl verhandelten die Sache, als wäre Ludwig gar nicht da.

Am andern Tage, als sie alle versammelt waren, hob Ludwig also an: „Mein Sohn, wie ich dir versprochen hatte, das ganze Reich steht in deiner Hand; teile es, wie es dir beliebt. Dann soll Karl die Wahl haben; wenn du aber lieber zuerst wählen willst, so wollen wir teilen." Drei Tage lang versuchte es Lothar das Reich zu teilen; aber er konnte es nicht vollbringen; da ging er wieder zu seinem Vater und bat diesen, daß er doch teilen und dann ihm die Wahl überlassen möchte. Er bezeugte noch dazu mit einem Eide, daß er keinen andern Grund zu dieser Bitte habe, als seine Unkenntnis der Länder. So teilte denn der Vater das ganze Reich mit Ausschluß von Bayern. Lothar wählte darauf alles Land, was östlich von der Maas lag und von der südlichen Verlängerung der Linie, welche die Richtung der Maas angibt; Karl aber sollte alles Land haben, welches westlich von dieser Linie lag. Damit stimmten alle überein, die dort versammelt waren, und der Kaiser bat nun seine beiden Söhne, das sie sich untereinander lieb haben und einander nach besten Kräften unterstützen sollten. Er hielt Lothar vor, daß er an Alter und Erfahrung fast wie ein Vater zu Karl stehe; darum bat er

ihn, Karl zu behandeln, wie seinen Sohn, und gebot Karl, seinem Bruder Lothar zu folgen gleich einem Vater. Das versprachen auch beide Söhne und dann begaben sich beide in ihre Länder, Lothar reiste nach Italien und Karl nach Neustrien.

Aber es war ein Mann übrig, den dies alles gar nicht erfreute, sondern sehr erzürnte, nämlich der dritte Sohn des Kaisers, der König Ludwig. Dieser hatte gedacht, daß ihm nach dem Tode seines Bruders Pippin alles Land zukäme bis an den Rhein, und was man ihm in Güte nicht geben wollte, das gedachte er sich mit Gewalt zu erwerben und brach alsbald mit einem Heere auf. Sobald der Kaiser die Nachricht vernahm, gedachte auch er nicht zu säumen; er zog mit vieler Mannschaft bei Mainz über den Rhein und lagerte sich bei Tribur, um noch mehr Verstärkung an sich zu ziehen. Dann drang er weiter vor; aber König Ludwig merkte bald, daß er der Macht seines Vaters nicht gewachsen sein würde und entschloß sich deshalb, allein zu seinem Vater zu gehen und um die Verzeihung desselben zu bitten. Der Vater nahm auch dieses Mal seinen Sohn Ludwig gütig auf und obwohl er ihn erst mit zürnenden Worten empfing, so wurde er doch bald wieder sanftmütig und ließ ihm sein Reich Bayern.

Dann zogen beide voneinander, der Kaiser ging bei Koblenz über den Rhein und dann in den Ardenner Wald um da zu jagen, wie er gern zu tun pflegte. Von da begab er sich weiter westlich und feierte sein letztes Weihnachtsfest zu Poitiers. Als er sich hier aufhielt, kam die Nachricht, daß König Ludwig auch die Thüringer und Sachsen aufgereizt hätte und mit ihnen zusammen und seinen Bayern in Alemannien (den südwestlichen Teil des jetzigen Deutschland) eingefallen wäre. Diese Nachricht schuf dem alten Kaiser großes Herzeleid, und obgleich sein sanftmütiger Sinn sich sonst nicht leicht zum Zorne reizen ließ, so ward er doch durch diese Botschaft

so erbittert, daß seine wankende Gesundheit unheilbar zerstört ward. Aber noch einmal raffte sich der alte Kaiser auf, er eilte nach Aachen und ein Heer sammelte. Mit diesem ging er über den Rhein und drang in Thüringen vor. Aber wiederum wagte Ludwig nicht den Andrang seines Vaters auszuhalten, sondern suchte sein Heil in der Flucht und eilte zu den Slaven, die an der Oberelbe wohnten, und von dort gelangte er glücklich heim.

Ludwig berief nun eine Reichsversammlung nach Worms um der Sache seines Sohnes Ludwig willen, und da Karl mit seiner Mutter Judith in Aquitanien war, so forderte der Kaiser seinen Sohn Lothar in Italien auf, in dieser Reichsversammlung zu erscheinen, damit er über seinen Bruder Ludwig mitberaten könne. Bevor die Versammlung gehalten werden konnte, ereignete sich eine große Sonnenfinsternis und alles Volk harrte ängstlich, was dies bedeuten möchte, und wie uns der fromme sternkundige Geschichtschreiber Ludwigs erzählt, es harrte nicht lange vergebens. Denn bald hernach ward dem Kaiser häufig übel, er fühlte sich geneigt zu seufzen und krampfhaft zu schluchzen, und seine Kraft fing an ihn zu verlassen. Er ahnte wohl, was dies zu bedeuten hätte, und befahl deshalb, daß man ihm seine Sommerwohnung auf einer Rheininsel im Gebiete von Mainz zubereiten sollte. Als er dort ankam, legte er sich sofort aufs Krankenlager.

Dahin begaben sich dann viele Männer, die besonders gute Freunde des Kaisers gewesen waren, namentlich verließ ihn sein Halbbruder Drogo nicht. Der milde Sinn des Kaisers war geneigt alles zu verschenken, und deshalb ließ er seine Kämmerer kommen und seinen Schmuck, seine Waffen, kostbare Gefäße u. dergl. unter seine getreuen Anhänger verteilen. Ferner bedachte er auch Kirchen und Klöster reichlich und trug ihnen dabei auf, den Armen davon wohlzutun. Seinem Sohne Lothar vermachte er seine Krone und ein kostbares, mit Gold

und Edelsteinen reich verziertes Schwert; dabei aber ließ er ihn nochmals an sein Versprechen mahnen, daß er seinem Bruder Karl treu bleiben und sich väterlich desselben annehmen sollte. Einige Bischöfe fürchteten, daß er gegen seinen Sohn Ludwig unversöhnlich sein möchte und deshalb baten sie Drogo, wegen dieses Sohnes bei dem Kaiser erst nur eine leise Hindeutung zu machen; denn sie wußten, daß eine öfter geheilte und dann wieder aufgerissene Wunde immer schmerzhafter wird, und zugleich war es ihnen allen nicht unbekannt, daß der Kaiser es nicht einsah, wie doch der Anfang aller Empörungen seiner Söhne auch in seiner eigenen Schwäche zu suchen war, da er erst das Reich so früh unter sie geteilt und hernach durch die Bitten der Stiefmutter Judith bewogen, ihnen das einmal Gegebene wieder hatte nehmen wollen. Als Drogo wegen dieser Sache einen Versuch bei dem Kaiser machte, zeigte dieser erst die ganze Bitterkeit seiner Seele; allmählich aber dachte er nach, sammelte seine Kräfte und erzählte mit schwacher Stimme seinem Bruder Drogo noch einmal alles, worin er von Ludwig gekränkt war und weshalb er selbst sich für unschuldig hielte. Endlich aber sprach er: „Weil Ludwig doch wohl nicht zu mir kommen kann, um mir Genugtuung zu geben, so nehme ich Gott und Euch zu Zeugen, daß ich, so viel an mir ist, ihm alles, was er gegen mich gesündigt hat, in meinen letzten Stunden feierlich verzeihe. Eure Pflicht aber wird es sein, ihn daran zu erinnern, daß, wenn ich ihm auch verziehen habe, er selbst doch nimmer es vergessen darf, daß er es ist, welcher die grauen Haare seines Vaters mit Herzeleid in die Grube gebracht hat."

Nach diesen Worten befahl er, weil es Sonnabend war, daß man vor ihm die Vigilie (Vorbereitung auf den Sonntag) halten sollte, und während derselben machte er beständig das Zeichen des Kreuzes über Stirn und Brust, und als seine Kräfte abnahmen, bat er seinen Bruder Drogo, es zu tun.

Am folgenden Tage ließ er den gewöhnlichen Gottesdienst des Sonntags vor sich begehen und sich mit der h. Wegzehrung versehen. Darauf fühlte er, das sein Ende herannahte; er ließ seinen Bruder Drogo rufen und dieser mußte bei ihm bleiben. Nicht lange hernach verklärte sich sein Gesicht, er drehte sich gegen die Wand und war tot. Das geschah am 19. Juli 840, nachdem er ungefähr 27 Jahre regiert hatte. Alle seine Söhne waren fern; sein Halbbruder Drogo ließ die Leiche nach Metz bringen und allda begraben.

10. Der Kampf der Brüder.

Als Lothar den Tod seines Vaters vernahm, gedachte er sich sogleich das ganze Reich seines Vaters zu sichern und als Kaiser das ganze Frankenreich zu beherrschen. Er schickte Boten aus und ließ alle Lehensleute seines Vaters auffordern, ihm den Eid der Treue zu erneuern, dann würde er sie in ihrem Besitztume schützen und sie fernerhin reich machen; denjenigen aber, welche ihn nicht als ihren Herrn anerkennen wollten, bedrohte er mit dem Tode. Allein er selbst traute der Sache noch nicht, sondern blieb erst südwärts der Alpen, um abzuwarten, wie sich die Dinge gestalten würden. Die Großen des Reiches fürchteten ihn alle und eilten zu ihm; bald war seine Macht bedeutend. Da wollte er zuerst über seinen Bruder Ludwig herfallen und schickte deshalb an Karl Gesandte und ließ ihm sagen, er werde immer gütig und wohlwollend gegen ihn sein, wie es ja auch billig wäre, da er ihn zur Taufe gehalten und ihr Vater noch auf dem Sterbebette ihm die Sorge für seinen Bruder Karl empfohlen habe.

Ludwig aber merkte wohl, was Lothar vorhatte, und rüstete gleichfalls ein Heer. Lothar drang vorwärts und ging über den Rhein und kam bis nach Frankfurt. Nicht weit von dort stießen sie unerwartet aufeinander und standen auf beiden Seiten des Mains, da wo er in den Rhein fließt,

und schauten nicht mit brüderlichen Blicken herüber und hinüber. Lothar sah ein, daß er Ludwig nicht anders als durch einen heißen Kampf bezwingen könnte, aber das wollte er nicht; denn er glaubte, daß er leichter erst mit Karl fertig werden könnte. Darum machten sie untereinander aus, daß sie dort voneinander scheiden und wenn sie nicht bis zum 27. Oktober sich vertragen hätten, sich da wieder zum Kampfe gegeneinander stellen wollten.

Als Lothar gegeu Karl heranrückte, geriet dieser in große Verlegenheit; denn er hatte einen Angriff nicht erwartet, und weil Lothar so mächtig war, gingen viele von denen, die sonst treu bei Karl waren, zu ihm über. Aber ein merkwürdiges Ereignis stärkte den Mut Karls und der Seinen. Als Karl eines Tages in einem Orte an der Seine war, welche er überschreiten wollte, kamen Gesandte zu ihm aus Aquitanien. Der König war gerade aus dem Bade gekommen und hatte seine Kleidung wieder angelegt, als diese Gesandten ihm die Krone und den ganzen königlichen Schmuck darboten. Es war allen wunderbar, daß so wenige Männer eine so große Strecke Landes unversehrt zurückgelegt, und während Raub und Plünderung aller Orten wütete, so viel Gold und eine Menge Edelsteine mit sich gebracht hätten. Ferner schien es allen noch wunderbarer, daß sie gerade den Ort aufgefunden, wo Karl damals war, und fast wie zur bestimmten Stunde gekommen waren, um allen neuen Mut einzuflößen; denn Karl selbst wußte nicht, was aus ihm und den Seinen werden sollte. Darum erfüllte dies Ereignis alle mit großer Freude.

Nicht lange hernach schickte Ludwig Boten an Karl und ließ ihn fragen, ob sie mit vereinten Kräften der Anmaßung ihres ältesten Bruders Lothar entgegentreten wollten. Das war dem König Karl sehr erwünscht, und so kamen denn die beiden Brüder zusammen und erzählten sich gegenseitig ihr

Leid, was sie von Lothar hatten ausstehen müssen, und berieten über die Maßregeln, die sie gemeinsam zu ihrer beider Wohl ergreifen wollten. Sie boten Lothar den Frieden an, und daß sie untereinander ihre Forderungen ausgleichen wollten; aber dieser erwiderte ihnen, daß er um der Seinen willen ihnen nichts zugestehen könnte, ohne vorher den Kampf versucht zu haben. Diese Nachricht war Ludwig gar nicht angenehm; denn die Seinen waren von dem vielen Umherziehen ermattet und seine Rosse haufenweise gestürzt; aber er wollte doch lieber mit Ehren sterben, als seinen Nachkommen Schande hinterlassen.

Nicht weit von Fontenailles lagerten sich die Heere der drei Brüder einander gegenüber. Noch einmal boten da Ludwig und Karl ihrem ältesten Bruder den Frieden und allerlei Geschenke an, nur möchte er die Völker mit diesem schrecklichen Kriege verschonen. Allein Lothar verweigerte die Erfüllung ihrer Bitte auch dieses Mal, und so war jede Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung geschwunden; die Brüder ließen Lothar sagen, daß sie am folgenden Tage, den 23. Juni 841, um die zweite Stunde des Tages sich zum Gericht vor Gott in ehrlichem Kampfe stellen wollten. Mit der Morgendämmerung erhoben sich Karl und Ludwig und besetzten den Gipfel eines Hügels, der nahe bei Lothars Lager war. Lothar ließ auch nicht auf sich warten, und es begann nun ein sehr erbitterter Kampf. Aber er dauerte nicht lange, denn Ludwig, der mit dem Teile der feindlichen Macht stritt, welchen sein Bruder Lothar selbst befehligte, zwang diesen bald, sein Heil in der Flucht zu suchen. Auch die Mannschaft, welche Karl und den Westfranken gegenüber kämpfte, ward in die Flucht geschlagen, und der Sieg verblieb den beiden Brüdern Ludwig und Karl.

Diese hatten Mitleiden mit dem fliehenden Volke und hielten ihre Scharen ab vom ferneren Morden; jedoch er-

laubten sie ihnen das Lager zu plündern und dort reiche Beute zu machen. Lothars Herrschaft hätte ganz unschädlich gemacht werden können, wenn die Brüder ihn sofort kräftig verfolgt hätten; aber statt dessen befragten sie die Bischöfe, ob sie sich durch ihren Bruderkampf keiner Sünde schuldig gemacht hätten, und dann fasteten und beteten sie drei Tage lang zur Ehre und zum Danke Gottes, weil er so deutlich seinen Willen kund getan und durch den Sieg ihre Sache als die gerechte anerkannt hätte. Es war freilich schon Blut genug im Bruderkampfe geflossen; denn die Blüte der vornehmen Geschlechter des fränkischen Reiches fiel an diesem Tage. Von da an sank nicht bloß die Macht, sondern auch die Streitbarkeit der Franken; denn Normannen, Mauren, Ungarn fielen von da an oft ungestraft in verschiedene Länder des ehemals fränkischen Reiches.

In diesem Treffen wurde auch der Erzbischof Gregor von Ravenna gefangen, welcher als Gesandter des Papstes dem Treffen beigewohnt hatte. Aber weil er teilgenommen hatte am Kampfe, achtete man seiner geistlichen Würde wenig, sondern zwang ihn mit den andern Gefangenen zu Fuß zu gehen, und da er es nicht mehr konnte, ward er auf ein schlechtes Fuhrwerk gesetzt und so zu König Karl geführt.

Sobald Gregor den König Karl erblickte, warf er sich ihm zu Füßen. Der Jüngling stand da in purpurnem Gewande, das von einer goldenen Spange gehalten ward, der Griff seines Schwertes war mit Edelsteinen besetzt, in seiner Rechten hielt er einen eisenbeschlagenen Speer, und ein Helm, von dem ein hoher Busch herabwallte, bedeckte sein Haupt. Als nun Gregor herankam, sprach der König zu ihm: „O du Seelenhirte, wenn du diesen Namen verdienst, warum verlässest du denn deine Herde? Warum hast du sogar Schätze mit dir geführt? Wenn es dir auch noch so sehr am Herzen lag, einmal ein Treffen anzusehen, so durftest du doch die

Schätze deiner Kirche nicht aufs Spiel setzen und verlieren; denn die wirst du nicht wieder gewinnen und lebtest du auch ein Jahrhundert." Der Bischof entgegnete ganz bestürzt: „Ich war gekommen, um zum Frieden zu raten, aber keineswegs um mitzukämpfen." Der König erwiderte: „Gestern abends aber in deinem Zelte hast du doch anders gesprochen und hast dich vermessen: wenn du heute den Karl besiegt und an den Armen mit Riemen gefesselt erblicktest, so wolltest du ihn zum Mönche machen. Dennoch will ich dich jetzt loslassen; denn meine Mutter hat für dich gebeten, darum zieh heim und setze dich auf deinen erzbischöflichen Stuhl." Darauf wurden ihm die Reliquien zurückgegeben, die er bei sich gehabt hatte, einige derselben waren aber nicht wieder aufzufinden.

Nach dem Treffen trennten sich Ludwig und Karl; denn dieser wollte Pippin, den Sohn ihres Bruders Pippin von Aquitanien, bekriegen. Unterdessen versuchte Lothar Karl von dem Bündnisse mit Ludwig abzuziehen; allein vergebens, und eben darum schlossen diese beiden Brüder das Bündnis im folgenden Jahre noch viel enger und bekräftigten es zu Straßburg vor allem Volke mit einem Eide, und auch ihre Völker schwuren ihnen.

11. Der Eid bei Straßburg.

Am 13. Februar des Jahres 842 kamen die Könige Ludwig und Karl zusammen in der Stadt, die früher Argentoratum, damals aber schon Straßburg hieß, und schwuren einander einen Eid, der eine in romanischer, der andere in deutscher Zunge, und eben so schwuren ihnen auch die Völker, die von der einen Seite auf romanisch, die von der andern Seite auf deutsch. Denn die Franken hatten allmählich ihre deutsche Muttersprache vergessen und die der überwundenen Völker gelernt, die in Gallien wohnten. Die Sprache dieser

ehemals römischen Untertanen war nicht das gute Latein, welches die Schriftsteller der Zeit des Kaisers Augustus geschrieben haben, sondern die Sprache des täglichen Lebens, welche allerlei andere Wörter und Redewendungen enthielt, die in der feineren Sprache nicht gebraucht wurden. Anfänglich hatten die Franken sich um diese romanische Sprache weniger gekümmert und hatten ihre deutsche Sprache beibehalten; denn wir wissen ja, wie großen Wert noch Karl der Große auf die deutsche Sprache legte. Auch noch im Jahre 813 verlangte eine Versammlung von Bischöfen in Tours, daß dem Volke gepredigt werden sollte entweder in der romanischen Sprache, wie sie in den ehemals römischen Ländern geworden war, oder in der deutschen. Aber unter der Regierung Ludwigs des Frommen hat die deutsche Sprache in dem Lande, welches später das eigentliche Frankreich heißt, unterliegen müssen, und um sich dem Volke verständlich zu machen, durfte man nicht mehr deutsch zu ihm reden.

Zuerst hielt nun Ludwig eine feierliche Anrede an das versammelte Volk. Er sprach: „Ihr alle wißt, wie oft Lothar nach dem Tode unseres Vaters mich und diesen meinen Bruder verfolgt und sich aus allen Kräften bemüht hat, uns zu schaden. Da weder brüderlicher Sinn, noch irgend eine andere menschliche Regung es dahin bringen konnte, daß Friede wurde zwischen uns, so haben wir die Entscheidung in die Hand des allmächtigen Gottes gelegt, zufrieden mit dem, was er über uns verhängen würde. Aus diesem Streite sind wir, wie euch allen bekannt, durch die Barmherzigkeit Gottes als Sieger hervorgegangen, er aber ist mit den Seinigen besiegt und entflohen. Wiederum jedoch überwog in uns die brüderliche Liebe und das Mitleiden mit dem armen Volke, und wir wollten es nicht verfolgen und zugrunde richten, sondern wir haben auch da noch ebenso wie vordem nur gefordert, daß jedem sein Recht zuteil werde. Aber jener ist auch jetzt noch nicht zufrieden

mit dem Ausspruch des göttlichen Gerichtes, sondern aufs neue greift er uns an und verheert unser Land durch Feuer und Schwert. Darum sind wir hier zusammen gekommen, um uns gegenseitig unseren Schutz zuzusichern, und damit keiner von euch an unserer Beständigkeit zweifeln dürfe, wollen wir uns gegenseitig hier einen Eid leisten. Es treibt uns dazu keine böse Begier, sondern wir tun es, damit wir unter Gottes Beistand um so sicherer seien. Sollte ich aber jemals diesen meinen Eid, den ich nun schwören will, nicht halten wollen, so entbinde ich euch alle von dem Eide der Treue, durch welchen ihr mir untertan seid." Dieselben Worte wiederholte Karl seinem Volke in romanischer Sprache, und dann begann Ludwig, weil er der ältere war, also zu schwören und zwar in romanischer Sprache:

Pro Deo amur et pro christian poblo et nostro
Um Gottes Liebe und um des christlichen Volkes und unseres
commun salvament dist di in avant, in
gemeinsamen Wohles willen von diesem Tage hinfort, in-
quant Deus savir et podir me dunat, si salvareio
soweit Gott Wissen und Können mir schenkt, so halte ich
cist meon fradre Karlo, et in adiudha et in cadhuna
diesen meinen Bruder Karl, sowohl in Hilfe als in jeder
cosa, si cum om per dreit son fradre salvar dist,
Sache, so wie man mit Recht seinen Bruder halten soll,
in o quid il mi altre si faret, et ab Ludher nul
in so weit er mir ebenso tun wird, und mit Lothar keinen
plaid nunquam prendrai, qui meon vol
Vertrag niemals werde ich eingehen, der (mit) meinem Willen
cist meon fradre Karle in damno sid.
diesem meinem Bruder Karl zu Schaden wäre.

Dann schwur Karl in deutscher Sprache, damit es die östlichen Völker verstünden:

In Godes minna ind in thes christianes folches ind
Um Gottes Liebe und um des christlichen Volkes und
unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes,
unser beider Erhaltung willen, von diesem Tage hinfort,
so fram so mir Got gewizzi indi maht furgibit, sô haldih
so weit mir Gott Wissen und Macht gibt, so halte ich
thesan minan bruodher Ludhuwîg, sôsô man mit rehtû
diesen meinen Bruder Ludwig, wie man mit Recht
sinan bruodher scal; inthiû thaz er mih sôsama duo, indi
seinen Bruder soll; insoweit daß er mir ebenso tue, und
mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu, the mînan
mit Lothar in keinen Vertrag gehe ich ein, der nach meinem
willon imo ce scadhen werdhen.
Willen ihm zum Schaden wäre.

Nachdem die Könige geschworen hatten, leisteten auch ihre Völker den Eid. Dieser lautete in der Sprache der Romanen so:

Si Lodhuvigs sagrament, quae son fradre
Wenn Ludwig den Eid, welchen er seinem Bruder
Karlo jurat, conservat, et Karlus meus senora de suo
Karl schwört, hält, und Karl mein Herr von seiner
part non lostanit, si io returnar non l'int
Seite nicht dabei beharrt, wenn ich nicht abwenden ihn davon
pois, ne io ne neuls cui io returnar int pois, in
mag, weder ich noch jene, welche ich abwenden davon mag, in
nulla aiudha contra Lodhuvig nun li iver.
keiner Stütze gegen Ludwig werde ich ihm sein.

Und in deutscher Sprache:

Oba Karl then eid, then er sinemo bruodher Luodhu-
Wenn Karl den Eid, den er seinem Bruder Lud-
wîge gesuor, geleistit, indi Ludhuwîg mîn hêrro, then er
wig schwur, leistet (hält), und Ludwig mein Herr, den er

imo gesuor, forbrihchit, ob ih inan es irwenden ne
ihm schwur, bricht wenn ich ihn davon abwenden nicht
mag, noh ih noh therô nohheim, den ih es irwen-
mag, weder ich noch deren irgend einer, den ich davon abwen-
den mag, widhar Karle imo ce follusti ne wirdu.
den mag, wider Karl ihm zur Unterstützung ich nicht werde.

Nach diesen Eiden trennten sich die Brüder, um nach verschiedenen Gegenden zu gehen; aber die Einigkeit der beiden war von da an nicht mehr gestört. Beide hatten viele Ähnlichkeit miteinander. Sie waren von mäßig hoher Gestalt, von schönem Aussehen und in allen Übungen geschickt. Beide waren kühn, freigebig, klug zugleich und beredt; aber mehr als durch alles andere wurden die Völker von da an erfreut durch ihre Einigkeit. So lange sie zusammen waren, hielten sie ihr Mahl gemeinschaftlich, und wie sie den Tag über in einem Hause lebten, so schliefen sie auch in demselben. Sowohl ihre gemeinsamen Angelegenheiten besprachen sie unter sich, als was jedem von ihnen besonders oblag. Sie kamen auch häufig mit ihrem Gefolge zusammen zu den Waffenübungen. Während die Menge der Zuschauer rund umherstand, führten sie in gleicher Anzahl Austrasier, Briten, Waskonen, Sachsen zum Kampfspiele hervor, und diese stürzten in schnellem Laufe gegeneinander, als wäre es zum ordentlichen Streit. Dann wandte sich der eine Teil und suchte sich im Fliehen mit dem Schilde zu decken, bis sie sich wiederum gegen die Feinde kehrten und ihrerseits diese in die Flucht schlugen. Zuletzt zeigten sich dann beide Könige, umgeben von der kriegslustigen Jugend ihrer Reiche und hielten in der Mitte stand, während ihre Gefolge sich nach beiden Seiten hin zerteilten. Niemand aber wagte in dem allgemeinen Jubel seinem Gegner irgend ein Leid zuzufügen; denn das Beispiel der Könige hatte auch ihre Völker friedlich gestimmt. — Wir sehen aus dieser Beschreibung, daß man damals die Kampf-

spiele noch nicht kannte, welche später in der eigentlichen Ritterzeit so gebräuchlich und Turniere genannt wurden. Es fehlte nämlich diejenige Art des Kampfes, welche bei diesen Ritterspielen die vorzüglichste war, das Rennen der Kämpfer gegeneinander mit eingelegter Lanze.

12. Der Vertrag von Verdun (843).

Karl und Ludwig lebten ferner in gutem Einvernehmen und beschlossen, je zwölf Männer auszuwählen, welche der Länder und der Völker kundig sich über die Teilung des Reiches beraten sollten. Dies geschah, und dann wandten sie sich zu ihren Ländern, um da diejenigen zu unterwerfen, welche sich noch ihrer Macht widersetzten. Namentlich wollte Ludwig gegen die Stellinger zu Felde ziehen. Das war ein Bund im Lande der Sachsen, welche Lothar schon früher aufgereizt und aufgefordert hatte, mit ihm zu halten, weil er der Kaiser wäre und ihm die Oberhoheit über seine Brüder gebühre. Ferner hatte er ihnen versprochen, daß er ihnen die Religion ihrer Väter, das alte Heidentum, wieder erlauben wollte, wenn sie ihm erst beistehen würden, und dieses Versprechen war zu lockend für die Sachsen. Darum widersetzten sie sich dem Könige Ludwig, nachdem dieser mit Karl sich so geeinigt hatte, daß Ludwig das Land östlich vom Rheine haben sollte, und er mußte daher einen schweren Krieg gegen die Stellinger führen. Endlich aber bezwang er sie mit vieler Härte und Grausamkeit.

Lothar sah ein, daß alle seine Hoffnung auf die Oberherrschaft über seine Brüder schwand. Er war in einem Schiffe den Rhonefluß aufwärts gefahren und sandte von dem Schiffe aus Boten an seine Brüder und ließ sie um Frieden bitten. Er versprach, daß er fernerhin nicht mehr Feindschaft zwischen den christlichen Völkern aussäen wollte; aber er bat sie auch, daß sie ihm um der kaiserlichen Würde willen,

welche ihr Großvater erworben und welche nun ihm übertragen wäre, ihm auch den dritten Teil des väterlichen Reiches übergeben möchten. Dann könnten sie nebeneinander in Frieden und steter Eintracht leben. Die Brüder freuten sich sehr über diese Botschaft und sagten ihren Völkern, daß dies ja von Anfang an ihr Wunsch und Wille gewesen wäre und daß nur Lothars Herrschsucht den Frieden gestört habe; darum sei es um so erfreulicher, daß dieser selbe Lothar jetzt den Frieden wolle. Also boten sie ihm an, er solle außer Italien und der Kaiserwürde noch alles Land haben, welches zwischen dem Rhein und der Maas liege, so daß man von der Mündung der Maas erst bis zu ihrer Quelle gehe, von da in gerader Linie bis zur Quelle der Saone, die Saone abwärts bis zu ihrem Einflusse in die Rhone und die Rhone abwärts bis zu ihrem Einflusse in das Meer. An der andern Seite sollte der Rhein die Grenze dieses Landstrichs sein von seiner Mündung bis zu seiner Quelle.

Aber Lothar war damit nicht zufrieden, sondern verlangte mehr, und deshalb kamen die drei Brüder an einem Tage des Monats Juni, jeder mit einer gleichen Anzahl Begleiter, auf der Insel Ansilla zusammen und schwuren einander aufs neue einen feierlichen Eid, daß fortan Friede zwischen ihnen sein sollte. Dann machten sie aus, daß sie das ganze Reich in drei Teile teilen wollten, und daß Lothar, weil er der älteste Bruder war, die erste Wahl zustehen sollte. Nur das frühere Reich der Langobarden, Aquitanien und Bayern sollten nicht mit geteilt werden, weil einem jeden von ihnen eins dieser drei Reiche schon von früher her zu eigen gehörte. Die Männer aber, welche ein jeder von ihnen auswählen sollte, damit sie diese Teilung vornähmen, sollten zu Metz sich aufhalten. Nachdem dies ausgemacht war, trennten sie sich und ein jeder ging in sein Land, nur Lothar wohnte zu Diedenhofen an der Mosel. Darüber beklagten sich die, welche

in Metz mit der Teilung beschäftigt waren; denn Lothar war ihnen sehr nahe und konnte sie von Diedenhofen aus leicht hinwegführen, und da sie aus den angesehensten Geschlechtern des fränkischen Reiches waren, so hätte Lothar an ihnen gute Geiseln gehabt. Darum schickte Karl an seinen Bruder Lothar und bat ihn, als Bürgen für die Aufrechthaltung des Bündnisses und zur Sicherstellung der Edeln in Metz ihm Geiseln zu stellen. Nach einigen Unterhandlungen kamen sie dann überein, daß Koblenz am Zusammenflusse des Rheins und der Mosel ein besserer Ort wäre, als Metz, und deshalb mußten sich die Abgeordneten der drei Länder dahin begeben. Es waren ihrer hundertundzehn außer den Geiseln.

Am 17. Oktober 842 kamen sie in Koblenz zusammen; aber damit nicht ein Ärgernis entstünde, mußten die Gesandten Ludwigs und Karls am rechten Ufer des Rheines verweilen, die Abgeordneten Lothars am linken. Täglich kamen sie zur Besprechung in der Kirche des heiligen Kastor zusammen. Von den Gesandten Ludwigs und Karls wurden verschiedene Klagen erhoben und deshalb wurde gefragt, ob einer von ihnen eine klare Kenntnis des ganzen Reiches hätte. Als sich keiner fand, warf man ihnen vor, warum sie denn nicht in der ihnen vorher gelassenen Frist die Grenzen des Reiches umreist und dadurch die Schwierigkeit ihres Werkes verringert hätten. Weil aber alle einen Eid schwören mußten, daß sie nach bestem Wissen und Willen teilen wollten, so wurde zuletzt die Frage aufgeworfen, ob auch alle aufrichtig den Eid leisten könnten, da doch niemand eine genaue Kenntnis habe. Diese Frage wurde den Bischöfen zur Beantwortung übergeben. Die Bischöfe von Lothars Seite berieten darüber und erwiderten, wenn jemand sündige, indem er den Eid leiste, so könne er dies abbüßen, und es sei besser, daß er dies tue und daß endlich Friede werde, als daß noch länger

Mord und Brand und Plünderung durch das Reich wüte. Dagegen sagten die Bischöfe von Ludwigs und Karls Seite, daß man darum doch nicht gegen Gott sündigen dürfe. Es wäre besser, den Frieden unter sich zu befestigen und dann Gesandte durch das ganze Reich zu schicken, damit sie überall genaue Kunde einholten und dann nach ihrer Kenntnis teilen könnten. Damit werde nicht bloß Kampf und Zwietracht für die Zukunft, sondern auch der leichtsinnige Eid in der Gegenwart vermieden.

Dennoch konnten die Bischöfe darüber nicht einig werden und beschlossen deshalb, den Gesandten der Könige die Sache vorzulegen. Diejenigen von Lothars Seite sagten, daß sie zum Eide bereit wären, aber Ludwigs und Karls Anhänger sagten, sie wären es auch wohl, wenn sie nur könnten. Darüber redeten sie noch lange hin und her; weil aber niemand seine Meinung aufgeben wollte, legten sie die Sache den Königen selbst zur Entscheidung vor. Alle widerrieten den Krieg und baten, daß sie auf irgend eine Weise sich vertragen möchten. Darum wurde beschlossen, daß Friede sein solle bis zum zwanzigsten Tage nach St. Johannis (24. Juni), und dieser Friede wurde feierlich zu Diedenhofen an der Mosel beschworen.

Am festgesetzten Tage des Jahres 843 kamen die Brüder friedlich zu Verdun zusammen und bestimmten die Teilung der Reiche. Karl erhielt alles Land, welches eingeschlossen wird von der Schelde, dem Ozean, den Ardennen, der Maas, der Saone, der Rhone und dem mittelländischen Meere bis an die spanische Mark. Der Kaiser Lothar erhielt Italien und den Strich Landes, den der Rhein von der Quelle bis zur Mündung und die Rhone, Saone und Maas einschließen. Ludwig erhielt das Land östlich vom Rheine, und an der Westseite des Rheines noch die drei Städte Speier, Worms und Mainz des Weines wegen; denn am Main und in den

andern Gegenden des deutschen Landes wurden damals noch keine Reben gebaut.

Von da an sind die drei Hauptländer getrennt geblieben bis auf den heutigen Tag, und immer schärfer sonderten sich die Völker ab. Was von deutschem Elemente noch in Italien war, ging unter bis auf wenige Merkmale des langobardischen Stammes, welche der scharfe Beobachter dort noch erkennen soll; ebenso auch ging das deutsche Wesen in dem Reiche unter, welches den Namen der Franken behielt; nur in dem Streifen Landes, den Lothar bei der Teilung bekam, erhielt sich deutsche Sprache und deutsches Wesen lebendig, und darum kam dieser Strich hernach naturgemäß zum größten Teile an Deutschland, bis wiederum ein großter Teil dieses deutschen Landes nicht so sehr durch fremde Raubsucht, als durch die Schwäche und Uneinigkeit des deutschen Volkes und namentlich seiner Fürsten vom alten Reiche abgerissen wurde. In unseren Tagen ist Elsaß und Lothringen dem neuen deutschen Reiche angegliedert worden.

In jener Zeit bildete sich erst der Name „deutsch," den die Völker früher nicht kannten. Die Römer nannten alle deutschen Völker zusammen mit dem Namen der Germanen. Dieses Wort ist aber, wie J. Grimm sagt, nicht deutschen Ursprunges, sondern keltischen. Bei den Kelten nämlich, die früher in Westeuropa wohnten, bedeutet gairm Ausruf, und da ihnen die deutschen Völkerstämme als solche bekannt waren, welche immer mit Geschrei den Kampf begannen und ihnen dadurch Schrecken einflößten, wie sie auch den Römern erzählten, so sind die Germanen die tobenden, die ungestümen Krieger. Der Name deutsch dagegen ist schöner und dem deutschen Volke angemessener; denn im gotischen heißt thiuda das Volk, im Althochdeutschen diota, und darum bedeuten auch die davon abgeleiteten Wörter das, was volksmäßig, was national ist. Von dem althochdeutschen Hauptwort diota

kommt das Adjektivum diutisc, wie vom gotischen thiuda das Adjektivum thiudisk. Für das althochdeutsche iu aber gebraucht das Neuhochdeutsche eu, also wird aus diutisc mit Weglassung des i deutsch.

Dieser Name aber hat sich erst entwickelt, nachdem die Wogen der Völkerwanderung verlaufen und nach der Trennung von dem eigentlichen Frankenreiche nur die unvermischten Völker des germanischen Stammes ihrer alten Sitte und Sprache getreu geblieben waren.

Angelsachsen.

1. Sage von den ältesten Bewohnern von England und Schottland.

Zuerst soll die Insel, welche jetzt England und Schottland heißt, von den Briten bewohnt worden sein, welche aus dem Lande Armorika gekommen, sich im Süden des Landes niederließen. Nachdem sie von Süden aus allmählich den größten Teil der Insel sich zum Eigentume gemacht hatten, kam das Volk der Pikten von Scythien in langen Schiffen hergefahren, jedoch nicht zahlreich, und der Wind trieb sie ganz um Britannien herum, bis sie das nördliche Gestade von Hibernien (Irland) erreichten. Dort landeten sie und baten sich von den Schotten, die auch dorthin gekommen waren, Wohnsitze aus; aber diese bewilligten sie ihnen nicht. Die Schotten erwiderten nämlich, daß die Insel beide Völker nicht faßte. „Aber doch," sprachen sie, „können wir euch einen zweckmäßigen Rat geben, was ihr zu tun habt. Von uns sehr aus gegen Aufgang der Sonne liegt eine andere Insel nicht fern, welche wir an hellen Tagen bisweilen sehen können. Dahin geht und macht die Insel euch wohnbar; wenn aber jemand es euch wehren will, so ruft uns zur Hilfe." So fuhren die Pikten hinüber und wohnten im nördlichen

Teile des Landes; denn im Süden wohnten die Briten. Aber die Pikten hatten keine Frauen und baten deshalb die Schotten, ihnen solche zu geben. Das bewilligten diese; aber sie machten die Bedingung, daß wenn die Sache der Thronfolge zweifelhaft wäre, sie ihren König eher nach der weiblichen Geschlechtsfolge, als nach der männlichen nehmen sollten. Das gestanden die Pikten zu, und so ward es noch lange nachher bei ihnen gehalten. Nicht lange darauf aber gingen auch die Schotten nach der Insel hinüber, so daß diese nun drei Völker beherbergte: im Süden die Briten und im Norden die Pikten und die Schotten.

2. Die Einfälle der Pikten.

Hernach wurde das Land der Briten den Römern untertan, und diese kämpften oft mit den Pikten und schlugen sie zurück, wenn sie räuberische Einfälle in das Land der Briten machen wollten. Sie erbauten auch einen Wall aus Rasen gegen diese Einfälle und konnten sich dann mit Hilfe dessen um so leichter verteidigen. Unter der Herrschaft der Römer ward das Land blühend und reich und brachte viel Korn hervor, und die Römer führten manche prächtige Bauwerke auf. Aber die Macht der Römer sank, und ihre Legionen mußten hinweggerufen werden aus Britannien, um Italien und Rom selbst zu schützen. Namentlich geschah dies, als der Westgotenkönig Alarich in Italien einbrach und Stilicho alle Macht des weströmischen Reiches aufbot, ihn zurückzuschlagen. Unterdessen mehrten sich die Einfälle der Pikten und Schotten, und flehentlich baten die des Krieges entwöhnten Briten um die Hilfe römischer Legionen. Aber die Römer gaben ihnen zur Antwort, daß sie zum Schutz der Briten fernerhin nicht mehr so mühselige Züge unternehmen könnten; darum möchten sie sich selbst rüsten und die Feinde bekämpfen, die nur dann ihnen überlegen sein könnten, wenn sie aller Tapferkeit sich

entäußert hätten. Jedoch halfen die Römer den Briten einen neuen starken Wall bauen von zwölf Fuß Höhe, acht Fuß Breite, in gerader Linie von Osten nach Westen. Auch am südlichen Gestade des Meeres, von wo aus ein Einfall zu besorgen war, wurden in Zwischenräumen Türme aufgebaut, und dann sagten die Römer den Briten Lebewohl und kehrten nicht wieder. Dafür aber kamen die Pikten und Schotten desto häufiger und wurden durch den geringen Widerstand, den sie fanden, immer zuversichtlicher. Es wurde freilich an einem höher gelegenen Orte eine Schar aufgestellt und lagerte da mit zitterndem Herzen Tag und Nacht; aber als die Feinde kamen, verließen sie ihren festen Standort und zerstreuten sich, und wie die Lämmer von dem Zahn der wilden Tiere, so starben die unglücklichen, des Kriegs entwöhnten Bürger unter dem Schwerte ihrer Feinde. Durch die Verwüstung der Felder kam mit dem Morde und dem Raube der gierigen Gegner auch noch Hungersnot über sie herein. Vergebens riefen die Briten noch einmal die Römer zu Hilfe, diese konnten nicht mehr kommen, denn sie selbst waren zu sehr bedrängt. Im Lande der Briten kamen zu diesem Unheil, welches die Feinde von außen brachten, noch innere Zwistigkeiten hinzu, und das Land war ein Bild des Jammers und des Elends.

3. Die Briten rufen die Angeln und Sachsen zu Hilfe.

In dieser Zeit der Not beriefen die Briten eine große Volksversammlung, um zu beraten, was zu tun wäre zur Abwehr der so häufigen und so grimmigen Einfälle der nördlichen Feinde. Sie beschlossen insgesamt mit ihrem Könige Vortigern, das Volk der Sachsen von jenseit des Meeres zur Hilfe herbeizurufen, und dachten nicht daran, daß sie ein Übel durch das andere vertreiben wollten. Vortigern lud diese Völkerschaften ein, welche der Seefahrt kundig in drei langen

Schiffen, Kielen genannt, über das Meer steuerten und am östlichen Ufer Britanniens landeten. Dort wies ihnen der König Vortigern am Ausfluß der Themse die Insel Thanet, welche nachher mit der Küste verbunden ward, zum Wohnsitze an, zuerst aber mußten sie den Briten gegen die nordischen Eindringlinge den Sieg erkämpfen helfen. Dies geschah, und dann nahmen die Sachsen ihren Wohnsitz ein. Ein Teil von ihnen aber schiffte wieder in die Heimat und erzählte dort von der Fruchtbarkeit der Insel und der Schlaffheit der Briten und forderte die Landsleute auf, in größeren Scharen hinüberzusegeln und das ganze Land in Besitz zu nehmen. Es gingen nun viele Männer hinüber aus den drei Stämmen der Angeln, der Sachsen und der Jüten und versprachen den Briten, daß sie für Land und jährlichen Lohn den Kampf gegen die Pikten aufnehmen wollten. Von den Jüten stammen in Britannien die Cantuaren und Wichtsaten; von den Altsachsen die Ostsachsen, Westsachsen und Südsachsen; von den Angeln die Ostangeln, Mittelangeln, Mercier und die Bewohner von Nordhumbrien.

Zwei Brüder waren die Führer dieser Scharen, Hengist und Hors. Von diesen fiel Hors bald nachher im Kampfe, und ihm wurde im östlichen Teile von Kent ein Denkmal gesetzt, welches noch lange nachher dort stand. Sie nannten sich Söhne des Wetgisl, dessen Vater Wecta hieß. Wecta soll aber ein Sohn Wodans gewesen sein, von dem die Könige vieler Völker ihren Ursprung herleiten. Allmählich vermehrte sich durch den Andrang der Völker aus der Heimat der Sachsen und Angeln die Mannschaft so sehr, daß sie den Briten selbst zum Schrecken gereichte. Die Sachsen schlossen zuletzt gar ein Bündnis mit den Pikten und wandten nun mit diesen vereint ihre Waffen gegen die, von welchen sie zu Hilfe gerufen waren. Zuerst zwangen sie die Briten, ihnen mehr Getreide zu geben, als erst bedungen war; dann forderten sie immer noch mehr und drohten, wenn dies nicht geschehe, so würden

sie sich an das Bündnis nicht kehren, sondern die ganze Insel verwüsten, und fingen schon an ihren Worten durch die Tat Nachdruck zu geben.

Erst gaben die Briten noch nach; aber als der Übermut und die Forderungen der Sachsen wuchsen, rüsteten sie sich zum Kampfe und stellten eine größere Heeresmacht auf, als die der Sachsen war. Es war im sechsten oder siebenten Jahre nach der Ankunft der Sachsen, als sich die Schlacht bei Ägelesthrep ereignete. Hors, der damals noch lebte, und Hengist führten jeder eine besondere Schar, und so kühn drang Hors auf den einen Haufen der Briten unter Catigern, dem Sohne Vortigerns ein, daß er Catigern gleich erlegte und der Haufe desselben wie Spreu vor dem Winde auseinander stob. Aber Gortimer, der Bruder des Catigern, drang von der Seite auf die Schar des Hors ein, durchbrach sie und tötete den Helden Hors. Die Überbleibsel seiner Schar eilten zu Hengist, welcher der Übermacht mit unerschütterlichem Mute standhielt. Endlich aber mußte er weichen, und da die Briten immer stärker eindrangen, ward er zur Flucht gezwungen, obwohl er früher nie geflohen war.

Einige Jahre hernach führten die Briten vier große Heereshaufen unter vier Anführern gegen Kent heran, wo Hengist und sein Sohn Aesc auch ein Heer gesammelt hatten. Dieses war durch neue Ankömmlinge aus dem Sachsenlande verstärkt Die Sachsen schlugen mit ihren Schwertern und Streitäxten gewaltig unter die Briten, und als viertausend von diesen auf dem Schlachtfelde lagen, wandten die übrigen sich zur Flucht. Zagend eilten sie nach London und wagten niemals wieder den Sachsen den Besitz von Kent streitig zu machen. Von da an nannte sich Hengist Herzog von Kent.

Als wiederum mehrere Jahre vergangen waren, rüsteten Hengist und sein Sohn Aesc ein gewaltiges Heer, und die Briten kamen ihnen entgegen mit einem andern, das sie in

zwölf herrlichen Schlachtordnungen aufstellten. Nach langem Streite waren die zwölf Heerführer der Briten erschlagen, ihre Feldzeichen von den Sachsen genommen, und die Briten wandten sich zur Flucht. Aber auch Hengist hatten viele angesehene Führer verloren und unter diesen einen Degen (thegn, daraus später than) namens Wypped. Nach diesem wurde das Schlachtfeld Wyppedesfleth genannt. So viele Tränen und so viel Schmerz knüpften sich an diesen Sieg, daß beide Völker geraume Zeit hindurch Frieden hielten und nicht wagten, ihre Grenzen zu überschreiten.

Einige Zeit nachher landeten wiederum drei Kiele der Sachsen südlich von Kent in dem Lande, das nachher Südsachsen oder Sussex genannt ward. Die Briten erhoben ein lautes Geschrei und stürmten sofort aus den nahgelegenen Ortschaften herbei, um die Sachsen an der Landung zu hindern. Aber Älla, so hieß der Anführer der Sachsen, erwartete mutig den Angriff der an Zahl überlegenen Briten. Die Sachsen waren von größerem, stärkerem Körperbau und standen kaltblütig zusammen, während die zornigen Briten unvorsichtig gegen sie heraneilten und in Verwirrung gegen die feste Schlachtordnung der Sachsen kamen. So wurden die Briten einer nach dem andern erschlagen und den Nacheilenden kam die Schreckensbotschaft schon entgegen. Alsdann ließen die Sachsen sich am Meeresufer nieder und drangen langsam und allmälich von da aus weiter, bis zuletzt eine große Anzahl von Briten sich gegen sie vereinte, um sie von dort wieder zu vertreiben. Die Schlacht war heiß und blutig; allein keine Partei konnte sich rühmen, den Sieg davon getragen zu haben, und die Scharen Ällas waren so geschwächt, daß er in die Heimat Boten schickte und Hilfsvölker von seinen Landsleuten verlangte. Diese kamen, und nun drangen die Sachsen immer weiter.

Es war da eine Stadt, die noch von den Römern er-

baut war, namens Anderida und diese mußten die Sachsen gewinnen. Sie waren aber unerfahren in der Kunst, Städte zu belagern, und deshalb fügten ihnen die Briten manchen Schaden zu; denn weder bei Tag noch bei Nacht waren sie sicher vor den Überfällen der Briten. Darum suchten die Sachsen mit aller Gewalt die Stadt zu gewinnen; aber während sie die Mauern berannten, kamen ihnen die Bogenschützen der Briten in den Rücken und sandten von da aus ihre Pfeile, welche die Sachsen nicht mit der gleichen Gewandtheit zurückwerfen konnten. Wenn sie dann sich gegen die Schützen wandten, so flohen diese schneller und behender, als die Sachsen, in den Wald und vergebens suchten dann die letzteren sie hervorzulocken. So kamen der Sachsen viele ums Leben und die übrigen wurden müde und sehnten sich um so mehr, das Ende herbeizuführen. Sie teilten ihr Heer in zwei Abteilungen, damit wenn die eine stürmte, die andere in ihrem Rücken die Bogenschützen abhalten könnte. So gelang es ihnen endlich nach langem Streite die Stadt zu nehmen und sie waren so erbittert, daß nicht einer der Bürger am Leben blieb. Einige Jahre hernach kannte man nur noch die Stätte, wo die Stadt einst lag; aber in unserer Zeit kennt man auch diese nicht mehr. Älla nannte sich von da an König von Sussex und war ein Bretwalda, d. i. Oberanführer der Angeln und Sachsen.

Vorher war schon Hengist in Kent gestorben, und sein Sohn Aesc war nach ihm König von Kent. Auf dieselbe Weise aber landeten im Laufe der Jahre noch immer mehr Sachsenhaufen und gründeten ihre eigenen Reiche auf der Insel, und vergebens versuchten die Briten, diesen Eindringlingen Widerstand zu leisten.

Es sind auch noch andere uralte Sagen von der Ankunft der Angelsachsen in England von einem Schriftsteller namens Nennius aufbewahrt. Er erzählt, nachdem die Angel-

sachsen in England angekommen wären, habe Hengist ein großes Gastmahl veranstaltet und seiner schönen Tochter, die einige Rowena nennen, aufgetragen, seinen Gästen Wein und Bier darzureichen. Da sei Vortigern von Liebe für die schöne Rowena ergriffen und habe durch seinen Dolmetscher dem König Hengist das Angebot machen lassen, er wolle ihm für die Hand seiner Tochter alles gewähren, was Hengist fordern möchte, und wäre es auch die Hälfte seines Königreiches. Da habe sich Hengist erst mit seinen Ältesten darüber beredet, was er von dem Britenkönige fordern solle, und auf ihren Rat habe er von dem Könige Vortigern sich das Land Kanthgwaraland ausgebeten, das jetzt Kent heißt, und Vortigern habe es ihm bewilligt. Von da an wohnte Hengist in Kent.

4. König Artus und die Tafelrunde.

Unter den Königen der Briten, welche ihr Vaterland gegen die fremden Eindringlinge verteidigten, ist der gefeiertste Name der des Artus oder Artur und seiner Tafelrunde; denn an seinen Namen knüpften die späteren Geschlechter alles, was sie Großes und Herrliches von den Kriegstaten der Briten zu sagen wußten. Der keltische Volksstamm, zu welchem die Briten gehörten, fand in ihm einen der letzten und würdigsten Vertreter, und darum suchten die, welche in den verheerenden Kriegen von diesem Stamme noch übrig blieben, den König Artus als den Mittelpunkt ihrer Stammessagen mit aller Herrlichkeit derselben zu umkleiden. Zugleich war Artus Vorfechter des Christentums gegen die noch heidnischen Angelsachsen und darum stand er in einem doppelten Glanze. In seinem Schlosse Kaerlleon in Wales, erzählte die Sage, hielt er Hof mit Ginover seiner Gemahlin, umgeben von einem glänzenden Hofstaat der edelsten Ritter und Frauen. Unter diesen Rittern sind zwölf die auserlesenen, welche mit Artus an einem runden Tische sitzen. Zu diesen

zwölf Rittern der Tafelrunde zu gehören, galt für die höchste Ehre, die einem Ritter widerfahren konnte, und deshalb zogen diese auf Abenteuer aus, um den höchsten Preis des Rittertums zu erlangen. Die Beschreibung der Abenteuer dieser Helden ist der Inhalt eines großen Teiles der Rittergedichte, nicht bloß des keltischen Stammes in seinem letzten Zufluchtsorte Wales, sondern auch der Franzosen, so wie der Deutschen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, und die Sagen von Artus und seiner Tafelrunde dauern bis auf den heutigen Tag. Ja das deutsche Volk verdankt den Sagen, die sich an Artus anschließen, zwei Gedichte, die unter die vollendetsten gerechnet werden müssen, welche in deutscher Sprache verfaßt worden sind. Das sind der Parzival von Wolfram von Eschenbach und Tristan und Isolde von Meister Gottfried von Straßburg, die beide im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet sind. Beide Gedichte aber stehen in tiefem und schneidendem Widerspruch; denn Wolframs Parzival erzählt uns mit tiefem Ernste die Taten und die inneren Erlebnisse des gefeierten Helden Parzival, der durch den zerfressenden Zweifel zum Glauben sich hindurchkämpft, Gottfrieds Tristan aber ist ein Lebensbild, welches das menschliche Treiben und Tun in seiner Gottvergessenheit und Sittenlosigkeit mit den blendendsten Farben malt. Darin aber sind sich beide Meisterwerke ähnlich, daß sie uns zeigen, zu welcher Vollendung und zu welcher Schönheit die deutsche Sprache in jener Zeit erblüht war, als die Hohenstaufer mit den Päpsten um die Herrschaft der Welt rangen. Wenn Wolfram uns die dunkeln Tiefen des menschlichen Gemüts zu enthüllen strebt und in diesem Streben selbst den Reichtum seiner tiefsinnigen Anschauung offenbart, so daß oft die Sprache nicht Ausdrücke genug hat für seine gedankenreichen Bilder: so strömt bei Gottfried die Rede leicht und glänzend dahin in immerwährendem Flusse, und niemals fehlt dem Dichter das

Wort und immer trifft er das rechte. Mit Dankbarkeit darf wohl der Deutsche dahin blicken, von wo seinen Dichtern der Stoff geboten wurde, um zwei solche Werke zu schaffen.

Nicht bloß die keltischen Bewohner Englands, auch die hinüberwandernden Angelsachsen waren reich an Liedern und Sagen, und von ihnen ist ein großartiges Heldengedicht in angelsächsischer Sprache, namens Beowulf, auch auf unsere Zeit gekommen. Diese Lieder und Sagen wurden bei ihnen auf folgende Weise erhalten. Wenn bei Gastmählern die Fröhlichkeit herrschte, so war es Sitte, daß alle nach der Reihe die andern Gäste durch ein Lied erfreuten, das zur Zither gesungen wurde. Diese ging rund um den Tisch und wenn einer sie von seinem Nachbar empfangen sollte, erhob er sich und nahm sie an und sang dann ein Lied nach ihrem Klange.

5. Die Vorbereitung zur Bekehrung der Angelsachsen zum Christentume.

Unter den Briten hatte längst das Christentum geblüht; aber die deutschen Völkerschaften, die übers Meer dahin gezogen waren, verehrten noch Wodan und die andern heimatlichen Götter. Einmal kamen einige junge Angeln als Gefangene nach Rom und standen dort auf dem Forum, um als Sklaven verkauft zu werden. Da kam der Bischof Gregorius, welcher einige Jahre hernach zum Papste gewählt wurde, des Weges daher und bemerkte diese Jünglinge, denn sie fielen ihm auf durch ihr schönes Gesicht, ihre weiße Hautfarbe und ihr herrliches Haupthaar, und alles deutete bei ihnen auf eine vornehme Abstammung. Auf seine Fragen vernahm er, daß sie aus Britannien wären; da beklagte er es laut, daß Gott ihnen äußerlich ein so schönes Antlitz, aber innerlich doch nicht die Gnade des Christentums geschenkt

habe. Er hörte ferner, daß sie Angeln genannt würden, da rief er aus: „Und mit Recht heißen sie so, denn sie haben ein Gesicht wie die Engel (angeli), und sie sollten die Miterben der Engel sein im himmlischen Reiche.“ Weiter wurden ihm der Name der Landschaft Deiri genannt, aus der sie gekommen wären. „Wohl“, sprach er, „sie sind de ira eruti, dem Zorne entrissen, und zur Barmherzigkeit Gottes berufen.“ Dann erfuhr er, daß der Name ihres Königs Älla hieße. Darauf sprach er: „Alleluja, das Lob Gottes soll in jenem Lande erschallen.“

Dann eilte Gregor zum Papste und bat ihn um die Absendung von Missionären nach dem Lande der Angeln und Sachsen und erbot sich selbst mit hinzureisen, um da das Christentum zu predigen. Aber der Papst konnte die Entfernung Gregors nicht gestatten, und die Römer wollten ihn auch nicht missen, darum blieb Gregor in Rom. Aber als er einige Jahre hernach selbst Papst ward, da war es eine der ersten seiner Handlungen, Gesandte hinzuschicken, welche den Angeln und Sachsen das Evangelium verkünden sollten. An der Spitze dieser Missionäre stand der Abt Augustin. Aber kaum waren sie bis nach Südgallien gekommen, da hörten sie von der Rohheit und Wildheit des sächsischen Volkes, und daß die Sprache desselben so schwer zu verstehen wäre. Darum sendeten sie den Abt Augustin, der zu ihrem Bischofe bestimmt war, wenn sie von den Sachsen und Angeln günstig aufgenommen würden, wieder zurück zum Papste Gregor mit der Bitte, daß dieser ihnen doch ein so mühevolles und gefährliches Unternehmen erlassen möchte. Aber Gregor gebot die Fortsetzung der Reise und schrieb ihnen einen Brief zum Troste. Er sagte, es wäre noch besser, eine Sache niemals anzufangen, als wieder abzulassen, nachdem man sie einmal angefangen hätte; darum sollten sie nur getrost weiter reisen, es würde ihnen wohl gelingen. Dann

empfahl er sie dem Schutze der fränkischen Könige und ließ ihnen Dolmetscher aus dem Frankenreiche mitgeben; denn damals waren die Sprachen der deutschen Völkerschaften noch nicht so sehr verschieden, daß sie sich untereinander nicht hätten verstehen können.

Dann fuhren die Boten des Christentums hinüber und landeten auf der Insel Thanet, wo zuerst bei der Einwanderung auch die Angeln und Sachsen gelandet waren. Der Bischof Augustin meldete seine Ankunft dem Könige Äthelbert von Kent und bat ihn um gastfreundliche Aufnahme. Äthelbert hatte schon Kunde vom Christentum; denn seine Frau Berta war aus dem fränkischen Reiche und hatte einen Bischof, Liudhard mit Namen, mit hergebracht. Dieser beging ohne alle Hinderung den Gottesdienst in der Kirche zu Canterbury, die noch aus den Zeitender Römer dort erhalten war.

Äthelbert aber fürchtete, daß diese fremden Priester ihn durch Zauberkünste umstricken möchten, und waffnete sich deshalb mit den Mitteln, die sein Volk gegen die Zauberer gebrauchte, und alsdann erst empfing er unter freiem Himmel sitzend die Abgesandten der römischen Kirche. Zwar schien ihm die Predigt der Fremden und ihr Gottesdienst schön zu sein, aber er wollte darum dem Glauben seines Volkes nicht entsagen; jedoch erlaubte er den Ankömmlingen, in seiner Stadt Canterbury zu predigen und zu taufen, so viel sie es vermöchten. Es dauerte nicht lange, da ließ auch Äthelbert selbst sich taufen und erbaute in Canterbury noch eine neue Kirche und beschenkte sie reich mit liegenden Gütern. Gregor hatte diese Nachricht mit Freuden vernommen und dankte Gott, daß die Sprache jener Völker, welche bis dahin nur heidnischen und barbarischen Zwecken gewidmet war, nunmehr zum Lobe Gottes das Alleluja sänge.

Von da an begann allmählich ein anderes Leben der Angeln und Sachsen; denn ihre Seeräuberei hörte auf und

sie wandten sich friedlicheren Beschäftigungen zu. Augustinus, der nun Erzbischof von Canterbury geworden war, suchte auch Frieden und Freundschaft mit den christlichen Priestern der Briten zu stiften. An der Grenze von Westsex kamen die Geistlichen von beiden Seiten unter einem Baume zusammen, der zur Erinnerung daran Augustineizat, d. i. die Augustinuseiche genannt ward. Dennoch mißlang das Unternehmen des Augustinus und zwar durch ihn selbst; denn er trat den Bischöfen der Briten allzu hochmütig entgegen uud verlangte von ihnen, daß sie seinen Willen tun sollten, und daran scheiterte die Vereinigung. Aber die Kirche der Angeln und Sachsen blühte fortan, zumal da auch an andern Stellen die Bekehrer landeten und das Christentum predigten. Zwar war noch Äthelberts Sohn wieder ein Heide und verfolgte alle, die sich zum Christentume bekannten; dennoch schritt das Christentum immer weiter fort und kam von Kent aus bald zu den andern Reichen der Angeln und Sachsen.

6. Wie das Christentum zu den Angeln kam.

Im Anfange des siebenten Jahrhunderts war Eadwin König der Angeln und hatte Äthelberge, eine Tochter Äthelberts von Kent geheiratet. Sie war eine Christin, wie ihr Vater; aber ihr Gemahl hing noch den Göttern seiner Väter an und weder Äthelberge, noch der Bischof Paulinus, den sie mitgenommen hatte, konnte ihn völlig überzeugen und dahin bringen, daß er das Christentum annähme. Darum wandte sich Paulinus nach Rom, und bald schickte der Papst Briefe und kostbaren Schmuck an Eadwin und Äthelberge, um den König zu überreden. Allein wenn Eadwin auch nicht abgeneigt war, so bedachte er doch die Schwierigkeiten und Gefahren eines solchen Schrittes, da das Volk der Angeln das Christentum nicht wollte. Einst stellte ein Mörder dem

Könige nach dem Leben, an demselben Tage, wo ihm eine Tochter geboren war. Aber Lilla, einer der Höflinge des Königs, warf sich vor ihn, als schon der Mörder den Streich führte, und ward statt seines Königs getötet. Da gab Eadwin den Bitten des Bischofs Paulinus nach, der ihn bat, zum Andenken an diese Rettung seine Tochter dem Christentume zu weihen. Der König erklärte seine Bereitwilligkeit, aber trat selbst nicht über; nur gelobte er dem Bischofe Paulinus, daß er es nochmals reiflich überlegen wollte, wenn ihm im Kampfe mit dem Könige von Westsex der Sieg verbliebe. Es war gerade ein Krieg mit diesem ausgebrochen.

Eadwin zog in den Streit, und der Sieg ward ihm zu teil. Er kehrte heim und sann nun darüber nach, ob er Christ werden sollte oder nicht. Paulinus erinnerte sich an ein Ereignis im Leben des Königs und gedachte dies zu benützen, um Eadwin zum Entschlusse zu bringen. Dies Ereignis war folgendes. Als Eadwin einstmals vor einem der anglischen Könige, namens Äthelfried, flüchten mußte, hatte er sich unterwegs in der Stille der Nacht einsam auf einen Stein niedergesetzt. Da war es ihm, als träte eine unbekannte Gestalt zu ihm heran, begrüßte ihn und spräche zu ihm: „Ich weiß, wer du bist und weiß, weshalb du trauerst; aber sage mir, welchen Lohn verheißest du dem zu geben, welcher dich befreit von der Besorgnis, in der du jetzt schwebst, und für dich eine gute Aufnahme bei Redwald auswirken will; denn zu diesem fliehst du ja und willst ihn um Aufnahme bitten.“ Als nun Eadwin geantwortet hatte, daß er alles, was er nur hätte und geben könnte, dafür zum Lohne verheißen würde, fuhr der Unbekannte fort: „Wie nun aber, wenn er auch in Wahrheit dir weissagt, daß alle deine Feinde dir unterliegen sollen, und daß du nicht bloß deinen väterlichen Thron ganz wieder gewinnen, sondern auch alle,

die vor dir Könige der Angeln gewesen sind, an Macht übertreffen sollst?" Eadwin erwiderte, daß er einem solchen Heilsverkündiger nach seinen Kräften die erwünschte Botschaft vergelten würde. Darauf sprach der Unbekannte zum dritten Male: „Wenn er aber dir einen besseren Weg deines Heiles und deines Lebens vorschlüge, als den jeder deiner Vorfahren bis jetzt gewandelt ist, würdest du auch da ihm folgen?" Eadwin zauderte nicht zu antworten, daß er einem solchen Manne in allen Dingen willfahren würde. Als der Unbekannte dies Versprechen vernommen hatte, legte er dem Könige die Hand aufs Haupt und sprach: „Wenn dies alles, was ich dir gesagt habe, so wird eingetroffen sein, dann erinnere dich dessen, was wir hier geredet, und sei nicht säumig das auszuführen, was du jetzt versprichst." Mit diesen Worten war der Unbekannte verschwunden. Sobald dies geschehen war, kam ein befreundeter Mann des Weges daher und lud den König ein, mit ihm zu gehen und sich auszuruhen, und führte ihn hernach zu Redwald, dem Bretwalda (König) der Westsachsen, der Eadwin aufnahm und ihm weder selbst ein Leid zufügte, noch ihn seinen Feinden auslieferte. So war Eadwin in Sicherheit und wartete ruhig ab, bis sein Feind Äthelfried gestorben war. Nach dessen Tode kehrte er heim und wurde König der Angeln.

Dieses Ereignis war dem Paulinus genau bekannt, und er gedachte es nun zu benutzen, um den König zum Entschlusse zu bringen. Als dieser einst, wie er damals nach dem Siege über den König von Westsex zu tun pflegte, in dunkler Nacht gedankenvoll da saß und hin und her erwog, ob er nun zum Christentume übertreten sollte oder nicht, trat Paulinus leise zu ihm heran, legte ihm die Hand aufs Haupt, um zu erforschen, ob der König dies Zeichen wieder erkennen würde. Der König erkannte den Bischof Paulinus nicht, sondern warf sich ihm zitternd zu Füßen. Da hob Paulinus ihn auf und

sprach in freundlichem Tone zu ihm: „Sieh, du bist gerettet aus den Händen der Feinde, die damals dich bedrohten; du hast das Reich erhalten, das du damals begehrtest: so erinnere ich dich denn daran, daß du nicht mehr verschieben mögst, das zu halten, was du damals versprochen hast. Wie Gott dich von deinen zeitlichen Leiden befreit hat, so wird er dich auch von den ewigen erretten und dich seiner Seligkeit teilhaftig machen. Darum bekenne dich zum Christentum."

Der König Eadwin versprach nun, daß er dies tun wolle; aber vorher wolle er noch mit seinen Freunden und Räten und allen Vornehmen des anglischen Volkes sich bereden, damit, wenn sie mit ihm übereinstimmten, alle zugleich dieselbe Weihe der Taufe empfangen könnten. Er berief nun einen großen Rat aller Ersten in seinem Reiche Northumberland, um sie zu befragen, was sie von der neuen Lehre der Christen hielten. Da erhob sich zuerst der oberste Priester des Heidentums, der Coifi hieß, und sprach folgendes: „Sieh selbst, o König, wie es mit der neuen Lehre beschaffen ist; ich aber will dir von unserer bisherigen Gottesverehrung sagen, daß sie überhaupt keine Kraft haben kann. Denn niemand von allen, die dir gehorchen, hat mit größerem Eifer dem Dienste der Götter obgelegen, als ich; dennoch sind viele, welche größere Geschenke und höhere Würden von dir empfangen haben, als ich. Wenn aber die Götter etwas vermöchten, so würden sie doch eher mir gnädig gewesen sein, da ich ihnen eifriger gedient habe. Wenn nun die Lehre, welche jene Christen uns predigen, sich nach deiner Prüfung als besser und stärker erweist, so wollen wir sie ohne Zaudern annehmen." Dem stimmten die andern bei, und Coifi bat nun, daß Paulinus ihnen eine Predigt halten möchte, damit sie daran erkennten, wie es mit der neuen Lehre beschaffen wäre. Als Paulinus geendet hatte, sprach Coifi: „Nun erkenne ich klar, daß in

dieser Predigt die Wahrheit offenbar wird, welche uns zum Heile gereichen muß."

Alsdann ward ein Tag zur Taufe bestimmt; aber es entstand nun die Frage, wer die Altäre und Tempel der Götter zerstören sollte. Da sprach Coifi: „Das will ich tun; denn weil ich sie am meisten verehrt habe, so liegt es auch mir am meisten ob, die Richtigkeit dieser Verehrung zu beweisen." Er bat den König, daß er ihm seine Waffen geben möchte. Dann bestieg er das Roß des Königs, obwohl es nach den Gesetzen des Heidentums dem Priester nicht gestattet war, zu reiten und Waffen zu tragen. Mit dem Schwerte umgürtet und mit der Lanze in der Hand ritt er auf den Tempel zu, während der dabeistehende Volkshaufe meinte, Coifi wäre wohl nicht recht bei Sinnen. Als aber Coifi dem Tempel nahe genug gekommen war, schwang er die Lanze und warf sie gegen den Tempel, alsdann befahl er seinen Genossen, Feuer anzulegen und das Gebäude mit allem, was daran stieß und dazu gehörte, zu verbrennen. So geschah es, und der Ort, wo dies sich ereignete, liegt nicht weit im Osten von der Stadt York. Paulinus aber wurde Bischof von York.

Der Friede und die Ruhe in Eadwins Reiche sicherte die Ausbreitung des Christentums; denn man sagte, unter seiner Regierung könne eine Frau mit einem Säuglinge von einem Meere zum andern ungefährdet ziehen. Der König ließ Brunnen an der Heeresstraße graben und Becher zum Gebrauche der müden Wanderer daneben hängen; aber keine Hand als die dankbare des durstigen Wanderers wagte sie zu berühren; denn stiller Friede waltete im Northumberlande.

7. Der Tod des Königs Siegbert von Ostangeln.

Als Eadwins Bemühungen für das Christentum in seinem Reiche nördlich vom Humberflusse bereits großen Erfolg hatten, war das Land der Ostangeln noch ganz der alten Verehrung

der Götter getreu geblieben. Damals kam Siegbert aus der Verbannung zurück, in welche er durch den vorigen König aus seiner Heimat vertrieben war. Er war lange im Reiche der Franken gewesen und dort im Christentume unterrichtet. Als nun nach seiner Rückkehr die Ostangeln ihn zu ihrem Könige machten, weil er aus königlichem Geblüte war, bemühte er sich, seine Landsleute der Segnungen der neuen Religion teilhaftig werden zu lassen. Er gründete Kirchen und stiftete eine Schule, aus welcher im Laufe der Jahrhunderte die Universität Cambridge erwuchs. Nachdem aber der König seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt gesehen hatte, ward er der Herrschaft überdrüssig. Er beschloß, sie niederzulegen und in der Stille eines Klosters ruhiger Beschaulichkeit zu leben. Obwohl der König Penda von Mercia Siegberts Land mit Krieg zu überziehen drohte, vermochte diese Gefahr nicht, den Letzteren von seiner Neigung abzuziehen, sondern er überließ seinem Bruder Egrike die Verteidigung des Landes. Dieser aber ward geschlagen, und die Ostangeln verlangten mit Ungestüm ihren König Siegbert wieder. Sie klopften an die Türe seines Klosters, und als Siegbert sich weigerte, zogen sie ihn fast mit Gewalt hervor und flehten ihn an, daß er wenigstens durch seine Gegenwart das Heer stärken möchte; denn unter seinen Augen würden sich die Ostangeln nicht fürchten. Da gab Siegbert nach; aber er wollte keine andere Waffe tragen, als seinen Stab. Auf diesen gestützt, stand er allein ruhig und unbewegt im Kampfgewühl und war den Seinen ein mächtiger Sporn der Tapferkeit. Aber die Mercier stürmten heran und errangen den Sieg, und Siegbert und Egrike wurden mit einer großen Anzahl der Ostangeln erschlagen. Dennoch nahm der Sieger Penda das eroberte Reich nicht in Besitz, sondern er begnügte sich, seine Gegner besiegt zu haben, und ließ es zu, daß die Ostangeln einen andern Mann aus dem Geschlechte Siegberts zum Könige über sich setzten. Darum gingen auch die Be-

strebungen Siegberts mit ihm nicht unter; denn sein Nachfolger setzte das Werk fort, und bald war ganz Ostangeln dem Christentume gewonnen.

8. Oswald.

Der gewaltige Heidenkönig Penda ruhte jedoch nicht, sondern er bekriegte auch Eadwin, den König von Northumberland, und erschlug ihn im Treffen. Fast schien es, als wenn das Christentum wieder untergehen sollte; denn es regierten nun zwei heidnische Könige in Northumberland. Aber ihre Herrschaft dauerte nur ein Jahr, da wurde Oswald König, dessen Mutter eine Schwester Eadwins war, und Oswald führte den Sieg des Christentums durch. Sobald Oswald König geworden war, kam Ceadwalla, der letzte König der Briten, gegen ihn heran. Oswald errichtete ein Kreuz als Zeichen des Christentums und trat dann dem ergrauten Helden Ceadwalla entgegen, der in sechszig Treffen Sieger gewesen und darum den Briten für unüberwindlich galt. Nun aber war seine Stunde gekommen; denn gleich im Anfange des Treffens fiel er, und bestürzt durch dieses Unglück, wandten sich die Seinigen zur Flucht. Es war der letzte Versuch; Oswald unterwarf sie völlig und ward nun Bretwalda, d. i. Oberkönig der Angeln, der Briten und eines großen Teiles der Pikten und der Schotten.

Aber der Sieger war nicht bloß ein tatkräftiger Held, er war zugleich auch mild und gütig, und bald gaben ihm die unterworfenen Briten den Beinamen Sanigwin, d. i. die gütige Hand. Oswald war streng gegen sich selbst und die Mächtigen seines Reiches, aber freundlich und wohlgesinnt gegen die Armen und Unterdrückten. Er gründete Kirchen und Schulen; und seine Länder blühten unter seiner Herrschaft; von da an verschmolzen die verschiedenen Völker seines Reiches zu einem einzigen. Noch lange nach seinem Tode

priesen ihn die Völker, und als einst eine Pest ausbrach, hörte sie auf an Oswalds Todestage.

Aber sein Leben war nicht von langer Dauer; denn noch lebte der gewaltige Heidenkönig von Südhumbrien oder Mercia, der unermüdliche Penda, und bereitete auch Oswald das Verderben. Penda zog heran, und Oswald fiel im Treffen, nachdem er erst achtunddreißig Jahre alt geworden war und acht Jahre regiert hatte. Sein Volk verlangte, daß man die Dauer seiner Regierung auf neun Jahre setzen sollte, damit das Andenken an seinen Vorgänger erlöschen und Oswald als der Nachfolger Eadwins gelten möchte.

Nicht lange hernach fand Oswald seinen Rächer. Der übermütige Penda war nicht zufrieden, daß die Northumbier ihm jährlich Tribut verhießen; er forderte immer mehr und drang wiederum raubend und plündernd über den Humberfluß vor. Da sprach Oswin: „Wenn der Heide unsere Gabe nicht zu schätzen weiß, so wollen wir sie dem opfern, der sie würdigt, unserem Gott und Herrn.“ Alsdann gelobte er, Kirchen und Klöster zu bauen, wenn ihm der Sieg verliehen würde.

Am Flusse Winwäd, der jetzt Broad Are heißt, nicht weit von Leeds, trafen die Heere aufeinander. Der Strom war von Regengüssen hoch angeschwollen, aber Penda ging mit seinen Scharen hinüber und der Kampf begann. Penda fiel und seine besten Heerführer mit ihm, da wandte sich das Heer von Mercia zur Flucht; aber Oswin und die Seinen verfolgten sie und erschlugen ihrer viele, und noch mehr ertranken in dem hoch angeschwollenen Strome. Das geschah im Jahre 654, und von da an wandten sich auch die Sachsen dem Christentume zu.

9. Egbert von Westsex, der erste König von England.

Egbert war der Sohn des Königs Alimud von Westsex; aber er selbst hatte keine sichere Zufluchtsstätte in seinem Vater-

lande, sondern mußte als Jüngling über das Meer zu den Franken fliehen, um nur sein Leben zu retten vor den Feinden seines Vaters. Dreizehn Jahre lang lebte Egbert am Hofe Karls des Großen; dann starb der König von Westsex, und die Freunde Egberts luden ihn zur Rückkehr ein, da er nun sein Reich sich sichern könne. Darum zog Egbert hinüber und ward freudig aufgenommen. Zur selben Zeit war das Heer des Königs von Mercia geschlagen, und diese Siegesfeier vereinte sich mit dem Jubel der Krönung.

Sobald Egbert seine Macht befestigt hatte, berief er eine Reichsversammlung nach Winchester und schlug vor, den Namen der ganzen Insel nach dem Namen der Angeln Anglia, d. i. England zu benennen; denn im Laufe der Zeit hatte der Stamm der Angeln sich immer mehr ausgedehnt, und ihr Name war vielfach für die Bewohner der Insel gebräuchlich geworden. Den Namen der Sachsen vermieden sie, weil man sie dann mit den Sachsen jenseit des Meeres hätte verwechseln können, die Karl der Große bezwungen hatte. Egbert hatte bei Karl dem Großen mancherlei gelernt, und wie dieser seine Herrschaft über alle deutsche Stämme des Festlandes ausgedehnt hatte, so wollte sich auch Egbert alle Völkerschaften der Insel unterwerfen. Aber es verging darüber lange Zeit; denn länger, als das Viertel eines Jahrhunderts, regierte Egbert nur allein über das kleine Königreich Westsex, neben dem Mercia das mächtigste Land der Insel war. Dieses aber bedrängte die andern kleinen Reiche, und der König von Ostangeln kam zu Egbert und bat ihn um Hilfe gegen den Übermut Mercias. Zwar schien es anfangs, daß das Geschick sich gegen Westsex wenden wollte, denn die Mercier drangen weit vor; aber da trafen die Heere aufeinander bei Ellendune. Es war ein heißer, blutiger Kampf, so daß der Bach Ellendune rot ward von dem vergossenen Blute; aber nach langem Streite flatterte die Fahne der Sachsen mit dem Drachenbilde

in der Mitte siegreich auf dem Schlachtfelde. Viele Große und Angesehene waren gefallen, unter ihnen Bernewolf, zu dessen Andenken man noch später das angelsächsische Lied sang:

Elendune, Elendune, the land is fulle rede
Of the blôde of Bernewolf, ther he tôke his dede.

D. h. Elendune, Elendune, das Land ist voll der Sage
von dem Blute Bernewolfs, da er seinen Tod empfing.

Nachdem Egbert den mächtigsten Staat Englands sich unterworfen, drang er rasch nordwärts vor und eroberte die andern Reiche. Zwar ließ er die Könige derselben bestehen, aber sie mußten ihn als ihren Oberlehnsherrn anerkennen. So herrschte Egbert als der erste König von England, und fortan gingen auch alle Völkerschaften des Landes in das eine Volk der Angelsachsen auf.

Aber es tat not, daß die Zerstückelung Englands in viele kleine Reiche, die untereinander sich zerfleischten, endlich aufhörte; denn es war ihnen allmählich ein gefährlicher Feind herangewachsen, der die ganze Kraft aller Angelsachsen erforderte. Das waren die Nordmannen, welche aus dem unbekannten Dunkel ihrer Heimat raubend und plündernd Jahrhunderte lang die Küsten Europas heimsuchten, und seit Egbert bestehen die Taten der Könige Englands bis auf den größten seiner Könige, den herrlichen Älfred, nur in der Abwehr der Nordmannen. Egbert starb im Jahre 836.

Von da an galt der Name der Briten nicht mehr für ein besonderes Volk, sondern sie verschmelzen so mit den Angelsachsen, daß in späterer wie in unserer Zeit der Name eines Briten oder Engländers gleichbedeutend ist. Eine Anzahl Briten hatte sich schon früh nach der Halbinsel des Frankenreichs begeben, die von ihnen den Namen Bretagne führt, ein anderer Teil hielt sich noch lange in dem gebirgigen Wales. Aber im Laufe der Zeit sind sie alle mit den andern Einwohnern des

Landes verschmolzen, und der keltische Stamm, von welchem das Volk der Briten herstammte, ist dort nicht mehr unvermischt zu finden. Dies ist eher der Fall in Irland, wo der überwiegende Teil der Bevölkerung von den Kelten abstammt. In unserer Zeit hat sich auch hier das Schicksal der keltischen Stämme erfüllt, denn auch dieser muß weichen vor dem welterobernden Stamme der Angelsachsen. Einesteils kommt dies Zurückweichen von der Unterdrückung, welche die Angelsachsen gegen die Kelten noch jetzt ausüben, andernteils aber und hauptsächlich von der größeren sittlichen Kraft des angelsächsischen Stammes.

10. Älfred der Große.

Egbert, der zuerst alle Königreiche Englands unter seiner Herrschaft vereinigte, hatte zwei Söhne, von denen Äthelstan zum Könige, Äthelwolf aber für die Kirche erzogen wurde. Aber als der älteste Bruder starb, mußte doch der milde und friedliebende Äthelwolf die Regierung übernehmen. Er hatte mit seiner Frau Osburga fünf Söhne, deren jüngster der Liebling beider Eltern war. Sein Name war Älfred und er war im Jahre 849 geboren. Weil Äthelwolf den Knaben um der herrlichen Gaben seines Leibes und seiner Seele willen über alles liebte, so gedachte er ihm im zarten Alter diejenige Segnung zuzuwenden, welche die Menschen seiner Zeit über alles schätzten. Dieses war, nachdem zuerst der König Karl der Große sich vom Papste in Rom zum Kaiser hatte krönen lassen, die Salbung durch den Papst. Mit dem erst fünfjährigen Knaben fuhr der Vater über das Meer und zog mit ihm weiter bis über die Alpen nach Rom. Dort hatte der Papst Leo seine Freude an dem herrlichen Knaben und salbte und krönte ihn auf die Bitte seines Vaters.

Dann kehrte Äthelwolf mit seinem Sohne wieder heim und verweilte auf der Rückkehr längere Zeit am Hofe Karls des Kahlen in Frankreich. Er heiratete dessen Tochter Judith

und brachte sie mit nach England. Aber Osburge, die Mutter Älfreds, lebte noch und hatte nach wie vor Einfluß auf des Knaben Erziehung. Sie liebte die alten Lieder und Heldengesänge des Volkes der Angelsachsen und lehrte sie ihren Älfred, der sie mit großer Aufmerksamkeit vernahm. Einst traten ihre Söhne zu ihr und fanden ihre Mutter lesend, da sprach sie zu ihnen: „Demjenigen von euch will ich dies Buch schenken, der es zuerst auswendig lernt!“ Da erwachte in dem Knaben Älfred die Begierde, lesen zu lernen, und als er das Buch besah, lockten ihn die schönen, großen Anfangsbuchstaben, und er hätte das Buch um jeden Preis gern das seinige genannt. Darum fragte er noch einmal, ob es denn wirklich Ernst sei, daß derjenige das Buch erhalten sollte, der es zuerst vorlesen könnte, und als sie ihm seine Frage bejahte, war Älfred schnell entschlossen und legte bald den Grund in sich zu denjenigen Kenntnissen, welche ihn später über alle seine Zeitgenossen erhoben.

Nicht minder aber übte sich Älfred in den Waffen, und es kam die Zeit heran, wo ihm diese Übung Früchte tragen mußte. Denn um jene Zeit brachen alljährlich die Nordmannen ein, die man in England Dänen nannte, und verheerten das Land mit entsetzlicher Grausamkeit. Ihre Schiffe waren nur klein, aber desto zahlreicher, so daß oft eine Flotte von dreihundert Schiffen zusammen auf einen Raubzug ausging. Denn Rauben und Plündern war für sie die ehrenvollste Beschäftigung; sie verachteten den Mann, der auf dem Bette starb; denn nur der Schwerttod, sagten sie, ist des Mannes würdig, und ihre größte Kraft zeigten sie darin, unter quälenden Wunden lachend zu sterben. Dieselbe Grausamkeit, die sie standhaft zu erdulden vermochten, zeigten sie auch gegen andere und nicht zufrieden damit, ihre unschuldigen Opfer zu berauben und zu ermorden, quälten sie diese auch auf ausgesuchte Weise. Sie drangen tief hinein in die Länder;

denn ihre Schiffe waren klein, und wie sie mit ihnen auf der stürmischen See der Wut der Wellen trotzten, so fuhren sie mit ebendenselben Fahrzeugen die Ströme hinauf bis tief in das Land. Wenn sie an eine Stelle kamen, wo das seichte Wasser die Schiffe nicht mehr tragen konnte, so hoben sie ihre Fahrzeuge auf und trugen sie über die seichte Stelle. Dasselbe geschah auch, wenn sie aus einem Flusse in den andern wollten, auch dann trugen und schleppten sie ihre leichten Fahrzeuge über das Land. Wo sie nahten, da ging Schrecken vor ihnen einher; denn ihre Wut war nicht zu versöhnen. Sie wollten nicht herrschen, nicht Land sich erwerben, wie es vordem doch die wandernden Stämme gewollt hatten, vor denen sich die Menschen fürchteten; denn ruhige Niederlassung im eroberten Lande war gegen ihre Gewohnheit, sie wollten nur rauben und nach dem Raube auch noch zerstören. Darum bewahren noch bis auf den heutigen Tag alle Küsten der westeuropäischen Länder grauenvolle Erinnerungen an die Nordmannen, und nicht bloß die Küsten, sondern Städte, wie Paris und Köln sind manchmal von den entsetzlichen Räubern heimgesucht worden.

Zur Zeit von Älfreds Jugend brachen diese Nordmannen alljährlich in England ein und verheerten, was sie in ihre Gewalt bekommen konnten. Wenige Jahrhunderte waren erst vergangen, als auch die Sachsen durch ihre Räubereien dieser Art sich den Küstengegenden furchtbar gemacht hatten; aber sie hatten in ihrer neuen Heimat den Einfluß erfahren, welchen der Ackerbau auf die Gesittung der Menschen ausübt, und zugleich hatte das Christentum die alten Gewohnheiten gebrochen und sie das als unrecht erkennen lassen, was ihren Vorfahren und deren Sinnesgenossen als das verdienstlichste Werk galt, Raub und Plünderung. Mit der wachsenden Gesittung geht aber oft nicht bloß die Übung in den Waffen, sondern zugleich die Fähigkeit und Bereitwillig-

keit dazu unter, und darum drängten sich die Angelsachsen nicht zum Kampfe, wie die Nordmannen, deren Fest es war, sondern sie verteidigten sich nur, wenn die Not sie zwang, gegen die übermütigen Feinde aufzutreten. Dafür mußten sie oft bitter büßen. Furchtbar war besonders ein König der Dänen, namens Inguar, ein Mann, vor dessen Namen die Engländer schon erschrecken mußten. Als er den König Edmund in seine Gewalt bekam, forderte er von diesem, daß er sich vom Christentume lossagen sollte. Aber Edmund weigerte sich dessen; da ließ ihn Inguar an einen Baum binden, ihn erst schlagen und dann mit Pfeilen nach ihm schießen. Auch da noch blieb Edmund standhaft und unerschüttert, so daß Inguar zuletzt aufgebracht und ermüdet durch diese Festigkeit, ihm das Haupt abschlagen ließ. Dafür wurde Edmund in der Sage und im Liede verherrlicht, und seine Verehrung hat viele Jahrhunderte überdauert.

Älfreds vier ältere Brüder stritten mutig gegen diese entsetzlichen Feinde; aber einer nach dem andern erlag in diesem Kampfe, bis zuletzt, woran bei seiner Geburt kaum zu denken gewesen, Älfred im Alter von zweiundzwanzig Jahren nach dem Wunsche des gesamten Volkes auf den Thron berufen wurde. Denn wenige Monate vor dem Tode Äthelreds, des letzten seiner Brüder, hatte Älfred in dem Treffen bei Äscesdun sich die Bewunderung und die Liebe aller Sachsen erworben. Es war an einem Sonntag und die Heiden rückten schon in ihre Schlachtordnungen, da ging Äthelred noch in die Kirche, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Vergebens baten ihn seine Anführer, daß er doch für dies Mal den Besuch der Kirche aufschieben möchte; Äthelred erwiderte, daß nichts ihn vom Gottesdienste abhalten könnte, und daß er, bevor die Messe geendigt sei, den Ort nicht lebendig verlassen würde. Da warf sich Älfred, der die andere Heeresabteilung anführte, mit kühnem Jugendmute

auf die Feinde, die den Angriff noch nicht erwarteten, und brachte sie in Verwirrung. Zwar leisteten sie noch einige Zeit hindurch Widerstand, weil Älfreds Haufe zu klein war; aber als nun auch Äthelred nach Beendigung der Messe mit seiner Schar nachrückte, konnten die Dänen das Feld nicht mehr behaupten, sondern suchten in wilder Flucht ihr Heil. Bald darauf wurden die Dänen, die durch andere Züge verstärkt waren, noch einmal geschlagen; aber Äthelred wurde verwundet und starb im Jahre 871. Da ward Älfred König.

Er weigerte sich erst, die Krone anzunehmen, bis die Bitten der Angelsachsen nach Monatsfrist ihn dazu vermochten. Trotz seines Jugendmutes schlug er die Gefahren der Dänen nicht geringer an, als sie wirklich waren, und gedachte wohl auch seiner Krankheit, die ihn oft unerwartet erfaßte. Denn im Jünglingsalter hatte ihn einmal ein schmerzhaftes Übel ergriffen, dessen Ursprung und Wesen den Ärzten seiner Zeit unbekannt war, und gegen das sie vergebens ihre Mittel versuchten. Nach einigen Jahren schien es ihn verlassen zu haben; aber als er sich im zwanzigsten Jahre seines Lebens verheiratete, brach auf einmal am Hochzeitstage wieder das schmerzhafte Übel aus. Von da an kehrte der Schmerzenanfall fast bis an sein Lebensende hindurch täglich wieder, und nur Älfreds mächtiger Geist konnte diese Schmerzen so überwinden, daß er dabei an Leib und Seele immerfort für den Ersten seines Volkes gehalten werden mußte. Denn an Übung und Geschicklichkeit in den Waffen war ihm ebenso wenig ein Mann seines Volkes gleich, als in der Wissenschaft und in allen Kenntnissen seiner Zeit.

Während Älfred die Leiche seines Bruders nach Winburn in die Gruft begleitete, drangen wiederum die Dänen so vor, daß Älfred von diesem Zuge ablassen mußte, um ihnen mit einer kleinen Schar entgegentreten zu können. Er besiegte die Dänen und traute ihren Versprechungen, daß sie fortan sich

friedlich und ruhig verhalten wollten; aber vergebens, denn weder an ein einfaches, schlichtes Versprechen banden sich die Dänen, noch an Geisel und Eid. Alljährlich kamen wieder neue Scharen nach und diese hielten sich durch die Versprechungen der andern noch weniger verpflichtet. Darum kam Älfred auf den Gedanken, lieber mit den Dänen auf dem Wasser zu kämpfen, als sich ihnen erst nach ihrer Landung entgegenzustellen. Er erinnerte die Angelsachsen daran, daß auch ihre Vorfahren gewandt und mächtig zur See gewesen waren, und forderte sie auf, in allen Häfen Schiffe zu bauen, damit sie mit ihnen die Mündungen der Ströme bewachten, und die Dänen zu schlagen, bevor sie noch ins Land gekommen wären. Dies gelang auch, und eine ganze Flotte der Dänen wurde vernichtet. Während dies im Westen, in Westsex geschah, fiel eine andere Dänenschar unter ihrem Anführer Hubbas im Norden Englands ein. Aber auch sie erlitt eine schwere Niederlage, und der Sieg der Angelsachsen war um so unheilbedeutender für die Dänen, weil diese ihre Fahne verloren hatten. In diese Fahne hatten die drei Schwestern des schrecklichen Inguar und Hubbas den Vogel Odins gewebt, einen Raben, den die Dänen für lebend ansahen und auf den sie die Blicke richteten, wenn eine Unternehmung sie lockte. Schien der Rabe zu flattern oder die Flügel zu heben, so bedeutete es Heil und Sieg für die Dänen; wenn er sie aber senkte, so stand ihnen Unglück bevor.

Aber dennoch kam das Unglück über Älfreds Haupt. Sein Heer wurde wiederholt geschlagen und er mußte mit wenigen Begleitern in den Sümpfen und Marschen der Grafschaft Somerset seine Zuflucht suchen. Viele der Angelsachsen flohen übers Meer in andere Länder, noch andere hielten es mit den Dänen und verließen ihren König, der mit seinen wenigen Getreuen jedem Zufall ausgesetzt war und selbst durch List oder Gewalt sich den notdürftigsten Unterhalt erwerben

mußte. Einmal hatte er bei einem Kuhhirten sichere Zuflucht gefunden. Eines Tages saß er am Herde desselben und schnitzte Bogen und Pfeile. Die Hausfrau aber, welcher keine Ahnung von ihrem hohen Gaste innewohnte, hatte ihm anbefohlen, auf das Brot zu achten, daß sie buk und an das Feuer gesetzt hatte. Aber Älfreds Gedanken blieben nicht beim Brote, sondern schweiften hinaus ins Weite, und er sann auf Mittel, sein Volk zu schützen gegen die Dänen; da fing das Brot an zu brennen, und die geschäftige Wirtin gewahrte es und sah den Älfred ruhig daneben sitzen. Zornig rief sie ihm zu: „Du törichter Mensch, siehst du nicht das Brot brennen, dessen Sorge ich dir befahl! Freilich, du verschlingst es lieber, wenn es gar ist.“

Ein anderes Mal, erzählt die Sage, saß Älfred allein im Hause, während seine Begleiter auf den Fischfang ausgegangen waren, und las in den Geschichten seines Stammes und Landes. Da klopfte ein Bettler an die Tür und bat ihn um einen Bissen Brot. Es war aber nur noch ein Stück da, das letzte; dieses nahm Älfred, zerbrach es in die beiden Hälften und reichte dem Bettler die eine. Dann schlief er ein und während seines Schlafes hatte er ein Traumgesicht, daß ihm verkündete, bald würde er sein Reich wieder erobern. Er teilte den Traum sogleich seiner treuen Mutter Osburge mit, die ihn auch da nicht verlassen hatte, und beide schöpften wieder neuen Mut.

Nachdem einige Zeit verflossen war und die Dänen in ihren Nachforschungen nachgelassen hatten, ging Älfred mit seinen wenigen Begleitern aus seiner Zufluchtsstätte hervor und suchte sich eine andere. Diese lag in derselben Grafschaft Somerset und war durch zwei Flüsse, die sich dort vereinigten, und den sumpfigen Boden, der sie umgab, zu einer völligen Insel gemacht. Älfred nannte sie Äthelingsey, d. i. Insel der Edelinge, der Edeln. Nur eine einzige Zug-

brücke führte zu ihr, und diese war leicht zu beschützen. Über sie hinaus eilten oft die Angelsachsen, um sich Nahrung zu verschaffen oder auch um kleine Züge der Dänen anzugreifen und dann schnell wieder in ihren sicheren Versteck heimzukehren.

Wenn aber auch solche Angriffe meist wohl gelangen, so war doch der Vorteil so gering und konnte gegen die sich immer mehr begründende Macht der Dänen kaum gerechnet werden. Darum entschloß sich Älfred zu einem kühneren Schritte. Er war ein Meister des Gesanges und des Saitenspieles und diese Kunst gedachte er zu nützen, um sowohl die Macht der Dänen zu erforschen, als auch selbst im Lande zu erfahren, auf welche Hilfe er zu rechnen habe. Als Harfner verkleidet, machte er sich auf und fand Eingang ins Lager der Dänen, die sich gern an seinem Spiele und Gesange ergötzten, ja in das Zelt des Königs Gutrum selbst gelangte er mit leichter Mühe. Da sah er die Beschaffenheit ihres Heeres, alle ihre Zurüstungen, er sah, wie sie sorglos und fahrlässig an keinen Feind und keinen erheblichen Widerstand mehr dachten, sondern nur auf Raub und Plünderung ausgingen und selbst den Schutz und die Bewachung ihres Lagers versäumten.

Dann erforschte er auch die Stimmung der Bewohner der drei zunächstgelegenen Grafschaften und da er glaubte, sich auf ihren Eifer und ihren Mut verlassen zu dürfen, kehrte er wieder in seine Wasserburg zurück. Sieben Wochen hatte sein Häuflein sich durch diese beschützt, da berief Älfred um die Pfingstzeit alle seine Getreuen nach dem östlichen Ende des Selwood, d. i. Weidenwald in Somerset. Sie erschienen zahlreich und hießen mit Jubel ihren König willkommen. Mit kühnem Mute rückten die Sachsen auf die Hauptmacht der Dänen ein, die von der neuen Anstrengung der Sachsen bereits unterrichtet waren. Es war ein heißer

Kampf und die Dänen den Sachsen an Zahl überlegen; aber diese kämpften für ihr Vaterland und ihre Freiheit und wurden geführt von einem Könige, der an Klugheit, wie an Mut es allen zuvor tat; darum wurden die Dänen geschlagen und zogen sich fliehend in ihr festes Lager zurück. Aber Älfred rückte nach und umschloß sie eng von allen Seiten. Da gingen den Dänen bald die Lebensmittel aus und sie schickten hin zu Älfred und erboten sich, das Land zu verlassen und nimmer wiederzukehren, wenn ihnen freier Abzug bewilligt würde. Älfred gewährte ihnen diese Bitte, und die Dänen hielten dies Mal den Vertrag. Aber ihr König tat noch mehr. Älfreds herrlicher Sinn hatte ihm die Bewunderung des Königs Gutrum gewonnen, und als dieser mehrmals mit dem Sachsenkönig sich unterredet hatte, gelobte er ein Christ zu werden. Mit ihm faßten viele andere der vornehmsten Dänen den Entschluß, und nicht lange hernach wurden mit Gutrum dreißig seiner Mannen getauft, wobei Älfred selbst Pate war. Dann beschenkte er den Dänenkönig mit reichen Gaben, und dieser zog in sein Land Ostangeln, das Älfred ihm zu Lehen gegeben hatte.

Von da an blieb Älfred für immer der Sieg. Es kamen noch neue Dänenscharen; aber Älfred hatte für Schiffe gesorgt, fuhr ihnen schon auf dem Meere entgegen und schlug sie dort. Einmal traf er eine Dänenflotte, deren einen Teil er ganz vernichtete, so daß die übrigen Dänen in ihren Schiffen die Waffen weglegten, auf die Kniee fielen und ihn um Gnade baten. Die gewährte ihnen Älfred, und von da an hatte England längere Zeit Ruhe; denn die Dänen wandten sich lieber den andern Küsten zu, wo sie nicht die Gegenwehr fanden, wie bei Älfred. Namentlich waren den Dänen auch die Schiffe Älfreds furchtbar; denn er hatte sie größer bauen lassen, als es damals Sitte war, mit sechszig Rudern, während die Fahrzeuge der Dänen nur klein waren.

Doch konnten die Angelsachsen Älfreds neue Bauart nicht gleich liebgewinnen und wußten nicht mit ihr umzugehen; darum ließ er Seeleute aus Friesland kommen, die von jeher um ihrer Erfahrung willen berühmt waren.

Nachdem Älfred sein Reich nach außen gesichert hatte, war die ganze Sorgfalt des jungen Königs darauf gerichtet, es auch innerlich zu befestigen und ihm eine gute Verfassung und gute Gesetze zu geben. Darum ließ er eine Sammlung der Gesetze veranstalten, welche frühere weise Könige schon hatten niederschreiben lassen, und ließ sie durch seine Ratgeber prüfen. Er änderte nicht viel darin; denn er sagte, er wüßte nicht, wie solche Abänderungen dem Volke gefallen würden, denen diese Gesetze durch den Brauch der Vorfahren mündlich überliefert waren. Namentlich dachte er nach über die Rechtspflege und prüfte deshalb die Urteile der Richter, ob sie mit den Gesetzen und dem Herkommen seines Volkes übereinstimmten, und einmal soll er in einem Jahre vierundvierzig Richter mit dem Tode bestraft haben, weil ihnen bewiesen war, daß sie falsches Urteil gesprochen hatten. Darum verlangte er auch von den Richtern, daß sie eifrig in den Gesetzen ihres Volkes forschen sollten, damit sie vertraut würden mit denselben. Als wichtigsten Rechtsgrundsatz bei allen Vergehen aber hielt er die alte deutsche Überlieferung fest, daß jedermann nur von seinesgleichen gerichtet werden dürfe. Darum sollten zwölf Männer, die Volks- und Standesgenossen des Angeklagten wären, den Wahrspruch fällen, ob schuldig oder nicht. Dies Gesetz, das dem Keime nach auch bei den andern deutschen Völkerschaften galt, ist Jahrhunderte lang der Stolz des englischen Volkes gewesen, weil es in ihm die sicherste Schutzwehr gegen alle Willkür erblickte, und es ist Älfreds unsterblicher Ruhm, dies Gesetz bei seinem Volke ausgebildet zu haben.

Aber Älfred wollte auch Ruhe und Sicherheit schaffen,

ohne daß der Angelsachse zum Gerichte seine Zuflucht zu nehmen hätte, und darum sann er darüber nach, wie er am besten allen Gewalttätigkeiten und Räubereien steuern könnte. Das beste Mittel dazu schien ihm zu sein, wenn er seine Angelsachsen selbst verantwortlich machte, und dies geschah auf folgende Weise. Er teilte England in Grafschaften ein und die Grafschaften wieder in hundreds, d. i. Hundertschaften und die Hundertschaften wieder in Zehnschaften. Zehn beieinander liegende Häuser machten eine Zehnschaft aus, und ihre Bewohner waren sich untereinander und alle zusammen dem Gesetze verantwörtlich für alles Unrecht, das bei ihnen vorfiel. Sie urteilten auch untereinander über kleinere Dinge; aber wichtigere wurden vor das Gericht der Hundertschaft gebracht. Wenn ein Mann unterließ, seinen Namen in eine Zehnschaft eintragen zu lassen, so wurde er wie einer betrachtet, der außer dem Gesetze stand; er wurde für vogelfrei erklärt. Von dem Gericht der Hundertschaft ging man weiter an das Gericht der Grafschaft und von diesem an den König. So kam es dahin, daß man sagen durfte, der Reisende, welcher seine Börse auf der Straße verloren hätte, könnte sich ruhig schlafen legen, weil er sie sicher wieder finden würde. Und ferner erzählte man, daß goldene Armbänder an Scheidewegen aufgehängt unangerührt dageblieben wären, weil niemand sie hinwegzunehmen wagte. Aber nicht genug, daß Älfred so den innern Frieden sicherte, er begründete durch diese Einteilung auch die beste Wehr gegen den Feind nach außen. Denn jede Zehnschaft und jede Hundertschaft mußte ihre bestimmte Anzahl Krieger stellen, und der Graf oder Aldermann der Grafschaft war zugleich auch ihr Kriegshauptmann, der auf den ersten Ruf die Seinen bald herbeiführen konnte.

Ferner sorgte Älfred für die Bildung seines Volkes und leuchtete auch darin als das erhabenste, von keinem Könige der Erde jemals erreichte Muster seinem Volke voran.

Vor allen Dingen hielt er auf seine Muttersprache, das Angelsächsische, und sorgte dafür, daß die Jugend seines Volkes die alten Heldenlieder lernte und sich am Gesange derselben erfreute. Dann berief er ausgezeichnete Männer seiner Zeit zu sich, und sie kamen willig und gern zu dem Könige, der wie kein anderer die Wissenschaften ehrte und liebte. Älfred selbst erlernte die lateinische Sprache in seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre und bemühte sich auch sogleich, sein Wissen dem Volke nützlich zu machen. Denn weil er ihnen gern gute Bücher in ihrer Muttersprache geben wollte, welche solche noch nicht besaß, so wählte er selbst mit seinen gelehrten Freunden aus den Schriften der Römer diejenigen aus, welche ihm die tauglichsten schienen, und übersetzte sie in die angelsächsische Sprache. Da wählte er sich namentlich ein Buch aus, welches wenige Jahrhunderte vorher einer der letzten römischen Weisen sich zum Troste geschrieben hatte, als der ostgotische Theoderich in seiner Leichtgläubigkeit gegen die Einflüsterungen seiner Höflinge und in seiner rohen Willkür seine glänzende Laufbahn mit einem ungerechten Todesurteile befleckte. Ferner übersetzte Älfred auch geschichtliche Bücher, z. B. die Geschichte der Angelsachsen, die der ehrwürdige Beda in lateinischer Sprache geschrieben hatte.

Aber er legte auch großen Wert auf die lateinische Sprache selbst und wollte, daß alle Söhne der Adeligen diese lernten, und wie weit ihm diese Bemühungen um die lateinische Sprache gelangen, sehen wir am besten aus einem Briefe, den er geschrieben hat, als er seine Übersetzung einer Rede des heiligen Gregor an die Bischöfe Englands schickte. Er sagt darin: „Die Gelehrsamkeit war so in Verfall gekommen (nämlich bei seiner Thronbesteigung), daß es nördlich vom Humberflusse wenige Priester gab, welche die Gebete soweit verstanden, daß sie die Bedeutung derselben in angelsächsischer Sprache wiedergeben konnten, oder welche überhaupt einen

lateinischen Satz angelsächsisch übersetzen konnten, und ich glaube, südlich vom Humberflusse waren auch nicht viele dazu fähig. In der Tat waren es so wenige zur Zeit, als ich die Krone erlangte, daß ich mich auch im Süden der Themse nicht eines Mannes mehr entsinne. Gott dem Allmächtigen aber sei Dank, daß es jetzt doch einige Bischöfe gibt, welche selbst imstande sind, Latein zu lehren." Das alles aber war nur Älfreds Werk, der Schulen stiftete, wo und wie er nur konnte, und der auch die Universität Oxford gegründet haben soll.

Auch in andern Dingen wirkte Älfred für die Bildung seines Volkes. Einmal kam zu ihm ein Mann, namens Other, und erzählte dem Könige, daß er im nördlichen Teile des Landes Norwegen wohne, dort wo das Eismeer die norwegische Küste im Nordwesten bespült. Er beschrieb ihm das Land, wie es so öde und verlassen sei, daß nur einsam und zerstreut hier und dort einige Finnen wohnten, die sich mit Jagd und Fischfang beschäftigten. Er selbst habe einmal erforschen wollen, wie weit sich das Land noch nach Norden und Osten ausdehne, und darum sei er nordwärts gefahren, während zur rechten Hand ihm immer Land geblieben sei. Dann aber habe er wieder abwarten müssen, bis der Wind von Nordwest geweht habe, und zuletzt habe er ganz nördlichen Wind haben müssen. Alsdann habe er einen großen Fluß gesehen, der sich dort ins Meer ergösse; er habe aber aus Furcht vor den Anwohnern nicht gewagt, ihn hinaufzuschiffen, und die Fahrt dahin nur eingeschlagen um Walroßzähne zu holen. Solche brachte er auch dem Könige Älfred zum Geschenk. Other war ein sehr reicher Mann in seiner Heimat; denn er besaß sechshundert Renntiere und unter ihnen sechs Lockrenntiere zum Fangen der wilden; jedoch nur zwanzig Rinder, zwanzig Schafe und zwanzig Schweine. Dagegen bestand sein hauptsächlichster Reichtum in dem

Tribute, den ihm die Finnen bezahlten, nämlich Pelzwerk, Flaumfedern der Vögel, Walfischbarten und Stricke, die aus der Haut der Walfische und Seekälber gemacht waren.

Dieser Bericht Others von seiner Heimat war dem Könige Älfred sehr lieb, und als er wieder ein geschichtliches Buch der Römer in die angelsächsische Sprache übersetzte, nämlich die Kirchengeschichte des Orosius, erzählte er darin auch das, was er von Other vernommen hatte. Er selbst war dadurch angeregt zu neuen Forschungen und entsandte deshalb einen andern Seefahrer, namens Wulfstan; dieser schiffte ostwärts, bis er durch das Kattegat und den kleinen Belt in die Ostsee kam. Dort suchte auch er die Völker und ihre Sitten zu erforschen, um hernach seinem Könige Bericht abzustatten von den Menschen und Sitten, die er daselbst gesehen hatte. Wulfstan fuhr bei der Insel Burgundaland, d. i. Bornholm vorbei und nahe an dem Lande hin, das zu seiner Rechten lag und Weonadland hieß, bis an den Ausfluß der Weichsel. Auch die Berichte, die Wulfstan ihm dann machte, erzählte Älfred wieder seinem Volke.

Wahrlich, wir müssen uns wundern und staunen über die seltene Tätigkeit dieses rastlosen Mannes. Er konnte aber so viel mehr leisten, als andere Menschen, weil er mit seiner Zeit so sparsam und haushälterisch war, daß er sie den ganzen Tag hindurch genau eingeteilt hatte und dadurch auch viel mehr Zeit gewann, als andere Menschen. Da man damals noch keine Uhren hatte, und wegen des häufigen Nebels in England der Gebrauch der Sonnenuhren nicht immer zweckmäßig ist, so war er selbst darauf bedacht, einen Zeitmesser zu erfinden. Er nahm dazu sechs Lichter, von denen jedes in einer gegen Luftzug geschützten Kapsel vier Stunden nach unserer Rechnung brannte. Die Kapsel war eingeschlossen von durchsichtigen Häuten; denn der Gebrauch und die Bereitung des Glases war in den Dänenkriegen untergegangen.

So haushälterisch wie mit seiner Zeit ging er auch mit seinen Einkünsten um. Denn obwohl diese nicht groß waren und mancher Kaufmann in unserer Zeit viel bedeutendere Einkünste hat, als dieser große König, so war doch alles aufs genaueste verteilt und dadurch wußte Älfred viel zu schaffen. Die eine Hälfte seiner Einnahmen war für weltliche, die andere für geistliche Zwecke bestimmt. Die erste zerfiel wieder in drei Teile, von denen einer für seine Krieger bestimmt war; denn abwechselnd mußten die Krieger seiner Leibwache je einen Monat vom Vierteljahr bei ihm sein und während der beiden andern konnten sie ihren eigenen Geschäften nachgehen. Das zweite Dritteil der ersten Hälfte war für die unzähligen Bauleute und Künstler, welche Älfred aus allen Gegenden zu sich herberief, damit sie sein Reich durch herrliche Gebäude verschönerten und seinem Volke die nötige Anleitung gäben, sich weiter fortzubilden. Das dritte Dritteil der ersten Hälfte war den Zwecken der Gastfreundschaft geweiht für alle diejenigen Fremden, welche aus weiter Ferne den König aufsuchten. Die andere Hälfte seiner Einkünfte, welche für geistliche Zwecke bestimmt war, teilte er in vier Teile. Von diesen war das eine Viertel für die Armen bestimmt, das zweite für die beiden Klöster, welche er selbst gestiftet hatte, das dritte zugunsten der Schule für den jungen Adel seines Landes, welche er mit großer Mühe ins Leben gerufen hatte, das vierte Viertel war für die gelegentliche Unterstützung aller andern Klöster und Kirchen bestimmt, die sich bittend an ihn wandten.

Lange Zeit hindurch genoß Älfred Frieden; aber am Abend seines Lebens drangen nochmals die Dänen in das Land und hausten nach ihrer alten Weise. Sie waren von dem kräftigen deutschen Könige Arnulf im September des Jahres 891 bei Löwen aufs Haupt geschlagen und wie sie sich früher nach den Siegen Älfreds ganz auf das gegen-

überliegende Festland von Deutschland und Frankreich geworfen hatten, so wollten sie nach dieser Niederlage umgekehrt wieder England heimsuchen. Aber Älfred empfing sie, und nach manchem harten Kampfe kehrte die größere Mehrzahl der Dänen heim, die wenigen Zurückbleibenden konnten leicht abgewehrt werden. Dabei war Älfred darauf bedacht, die wenigen Briten, die sich noch von den Angelsachsen gesondert hielten, mit den Seinigen zu versöhnen. Diese wenigen noch übrigen Briten wohnten in dem gebirgigen Wales im Westen von England und waren von da aus nur gar zu gern geneigt, mit den feindlich einfallenden Dänen gegen die Angelsachsen gemeinschaftliche Sache zu machen. Aber der Charakter Älfreds gewann ihre Achtung, und ihr letzter König kam zu Älfred, welcher ihn ehrenvoll aufnahm und als seinen Sohn behandelte.

Friede und Ruhe war wiederhergestellt; aber unerwartet schnell war Älfred sein Ende beschieden. Am 28. Oktober des Jahres 901 raffte ihn der Tod dahin, nachdem er neunundzwanzig Jahre und sechs Monate regiert hatte. Älfred ist ein Spiegel aller Könige, und wenn man jemals einem Könige den Beinamen des Großen mit Recht gegeben hat, so ist es Älfred, der ihn vollkommen verdient, als Held zugleich und als Weiser. Wir haben außer ihm zwei andere Könige genannt, die man mit dem Beinamen der Großen bezeichnet: Theoderich den Ostgoten und Karl den Franken. Daß der Bau Theoderichs nach ihm zusammensank, würde ihm von seiner Größe nichts nehmen; aber es fehlt dem mit dem Blute des Weisen befleckten Manne die Treue und Gerechtigkeit, es fehlt ihm bei seinen Schöpfungen die versöhnende Milde, die Älfred in so hohem Maße ziert, es fehlt ihm die Krone Älfreds, der Eifer für menschliche Bildung; denn dieser Eifer ist dasjenige Gewicht, welches vor dem Richterstuhl der Geschichte die Wagschale eines Fürsten und jedes

Menschen sinken und steigen macht. Darin wetteifert vielleicht der fränkische Karl mit Älfred, aber doch nicht mit der eigenen Tätigkeit. Und auch bei diesem schreckt uns die Willkür, die Sucht nach Eroberungen, welche das Glück von Tausenden zertrat, um seinen Willen zu haben, und wenn das heilige Recht der Notwehr sich gegen die Willkür stemmte, mit eiserner Faust alles niederschmetterte. Nichts von allem diesem bei Älfred. Auch er kämpfte als Held, aber er kämpfte einen heiligen Kampf, den Kampf menschlicher Gesittung gegen die planlose Grausamkeit des heimatlosen Räubers, und als alle um ihn verzagten, war er es allein, der nicht abließ und durch seine Kraft auch die andern kräftigte, daß ihm endlich der Sieg blieb. Keine Eroberungssucht befleckt den schönen, herrlichen Charakter; ja er nannte sich bis an sein Lebensende, auch noch in seinem uns erhaltenen Testamente nicht König von England, wie er es doch wirklich war, sondern nur nach seinem Stammlande: König von Westsex. Man hat oft gesagt, daß die Geschichte uns die Leiden des menschlichen Geschlechts erzähle, insbesondere aber die Leiden der Völker, welche ihre Könige verschuldet haben; — der Name Älfred des Großen söhnt uns aus mit vielen der Urheber solcher Leiden und tröstet uns, wenn wir zu andern Zeiten sehen, daß da, wo der Mensch leichtgläubig gar zu oft das Höchste und das Herrlichste erwartet, die Lüge und die verworfene Selbstsucht thront. Darum hat der Engländer ein Recht, wenn er mit Stolz den Namen des Königs Älfred nennt, und sein Andenken wird dort nimmer erlöschen. Im Jahre 1849 hat man in vielen Gegenden, wo zum Teil noch die Grundlagen der alten Gemeindeeinteilung König Älfreds bestehen, den Tag gefeiert, wo vor tausend Jahren der Welt dieser König geschenkt ward. Die Völker vergessen die Könige, welche nur zum Unheil und Verderben ihrer Mitwelt geschaffen zu sein scheinen; aber den Namen Älfred

wird eine andere Nachwelt nach abermals tausend Jahren noch mit Liebe und Verehrung nennen.

11. Das Vaterunser angelsächsisch.

Damit meine Leser sich eine Vorstellung davon machen können, wie die angelsächsische Sprache jener Zeit war, will ich das Vaterunser auch in dieser Sprache hersetzen.

Fäder ûre thû the eart on heofenum, si thin nama
Vater unser du der bist in Himmeln, sei dein Name
gehâlgod. Tô becume thin rice. Gewurdhe thin willa on
geheiligt. Zu komme dein Reich. Es werde dein Wille auf
eorthan, swâ swâ on heofenum. Urne dägwamlican hlâf syle
Erden, so wie in Himmeln. Unser tägliches Brot gib
ûs dô däg. And forgyf ûs ûre gyltas, swâ swâ we
uns heute. Und vergib uns unsere Schulden, so wie wir
forgifath ûrum gyltendum. And ne gelædde thû ûs on
vergeben unsern Schulduern. Und nicht geleite du uns in
costnunge. Ak âlŷs ûs of yfele.
Versuchung. Sondern erlös uns von Übeln.

Diese angelsächsische Sprache, mit welcher unter den andern deutschen Sprachen die friesische und dann die plattdeutsche die meiste Verwandtschaft haben, ist der Kern des jetzigen Englischen; denn fast alle Ausdrücke des täglichen Lebens sind aus dieser Sprache übriggeblieben, und daher kommt es, daß die englische Sprache für den plattdeutsch Redenden sehr leicht zu erlernen ist. Wilhelm der Eroberer, der i. J. 1066 von der Normandie aus hinüberschiffte und sich die Insel unterwarf, führte daneben die damalige französische Sprache ein. Aus beiden Sprachen, verschmolzen mit den wenigen Überbleibseln der altbritischen und lateinischen, ist die jetzige englische Sprache erwachsen.

Inhaltsverzeichnis nebst Angabe der Quellen.







